



SOPHIE OLIVER

# Die letzte Sinfonie

EIN VIKTORIANISCHER KRIMI MIT DEN  
ERMITTLERN DES SEBASTIAN CLUBS



DRYAS

Sophie Oliver  
Die letzte Sinfonie





*Gentleman*

Sebastian Club



Sophie Oliver

# Die letzte Sinfonie



Ein viktorianischer Krimi mit den Ermittlern  
des Sebastian Clubs



DRYAS

Ein viktorianischer Krimi

**Oliver, Sophie: Die letzte Sinfonie. Ein viktorianischer Krimi mit den Ermittlern des Sebastian Clubs. Hamburg, Dryas Verlag 2021**

1. Auflage 2021

ISBN: 978-3-948483-33-3

Dieses Buch ist auch als ePub erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub: 978-3-948483-34-0

Lektorat: Andreas Barth, Oldenburg

Korrekturat: Lisa Seidelt, Mainz

Satz: metiTec Satzsystem, me-ti GmbH Berlin

Umschlaggestaltung: Sabine Dunst, Agentur Guter Punkt, München

Umschlagmotiv: oben: © corradobarattaphotos/gettyimages; unten:

© Kisa\_Markiza/gettyimages

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Dryas Verlag ist ein Imprint der Bedey und Thoms Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

---

© Dryas Verlag, Hamburg 2021

Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.dryas.de>

Gedruckt in Deutschland



## Kapitel I

Prolog – London, August 1898 – Lord Philip

Staub lag auf den Möbeln. Lord Philip sah Partikel in den Sonnenstrahlen tanzen, die durch das Buntglasfenster der Haustür einfielen. Er roch ihn, schmeckte ihn sogar auf der Zunge.

Eineinhalb Jahre waren seit dem Tod von Professor Brown vergangen.

Achtzehn Monate, in denen die Zeit in seinem Haus in der Manchester Street stillgestanden hatte. An der Garderobe hing sein Mantel, Hut und Handschuhe lagen auf dem Tischchen daneben, gerade so, als könne er jeden Moment ausgehen.

Er hatte seinen kompletten Nachlass dem Sebastian Club vermacht. Dessen neuer Vorsitzender, Lord Philip Dabinott, hatte sich noch nicht dazu durchringen können, irgendetwas im Stadthaus seines Vorgängers zu verändern. Aber er kam gelegentlich vorbei, um nach dem Rechten zu sehen, heute zusammen mit seiner Nichte Freddie Westbrook.

Die ansonsten gesprächige junge Frau stand sinnierend im Flur und wirkte in sich gekehrt.

»Ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, dass er weg ist«, sagte sie leise.

»Mir geht es ebenso. Deshalb habe ich alles gelassen, wie es war. Obwohl das ein oder andere Clubmitglied schon Vorschläge gemacht hat, wie wir die Immobilie

nutzen könnten. Als Unterkunft für Gäste, die in London übernachten wollen, beispielsweise.«

»Die Zimmer am Berkeley Square sollten dafür genügen.«

»Oder als ausgelagerte Bibliothek.«

»Auf keinen Fall. Die Bücher gehören zum Clubhaus wie das Dampfbad und das Billardzimmer. So war es schon immer.«

Philip lächelte. »Du hörst dich konservativer an als der alte Lord Cranmore und der ist seit über sechzig Jahren Mitglied, nicht erst seit eineinhalb, wie du.«

Es schien, als würde die kleine Stichelei Freddie aus ihrer Melancholie zurückholen. Sie stieß ihren Onkel leicht mit dem Ellenbogen in die Seite und wies zur Treppe. »Ich bin eben eine alte Seele. Gehen wir hinauf. Immerhin sind wir nicht grundlos hier. Bringen wir es hinter uns, bevor die Trauer wieder zuschlägt.«

Beginnen Sie mit diesem hier.

Die letzten Worte seines alten Freundes, als Notiz an eine Fallakte geheftet, suchten Lord Philip heim, wie ein Spuk. Sie raubten ihm den Schlaf und geisterten durch seine Gedanken. Er hatte sich nicht daran gehalten, weil er nicht konnte. Lieber hatte er sich in aktuelle Aufgaben gestürzt, mit den Kollegen Fälle gelöst, die sich anboten. Alles nur, damit sie beschäftigt waren und sich nicht mit dem Unvermeidlichen auseinandersetzen mussten. Dass nichts jemals wieder sein würde wie vorher. Aber auch das hatte ihn nicht vor dem Nachdenken geschützt. Daher würde er sich nun dem Wunsch des toten Freundes fügen.

Nach Monaten des Haderns fühlte er sich stark genug, dem Geheimnis auf den Grund zu gehen, das zwischen zwei Aktendeckeln abgeheftet war und di-

rekt mit Brown zu tun hatte. Seine Nichte würde ihm dabei helfen. Und Doktor Pebsworth. Und Crispin Fox. Zu viert würden sie dem letzten Rätsel des Professors auf den Grund gehen.

»Ich fühle mich wie ein Eindringling«, flüsterte Freddie, als sie im Schlafzimmer das Nachtkästchen öffnete. »Er war so ein privater Mensch, hat kaum etwas von sich preisgegeben, und nun schnüffeln wir in seinen Sachen. Wo genau sollen sie sein?«

»Zieh die Schublade ganz heraus und dreh sie um. Der Professor hat notiert, dass er die Briefe darunter befestigt hat.«

Unten im Flur schlug die große Standuhr und Philip fuhr zusammen, als würden sie bei etwas Verbotenem erwischt. Zu seiner Erleichterung sagte Freddie: »Tatsächlich, hier ist ein Kuvert, in dem sich zwei, nein drei Briefe befinden. Ich habe geglaubt, es wären mehr.«

Vorsichtig löste sie den Umschlag ab und steckte ihn ein. »Lass uns gehen, Onkel Philip. Es fühlt sich nicht richtig an, hier zu sein.«

Gemeinsam sahen sie sich im Raum um. Professor Browns Schlafzimmer war spartanisch ausgestattet, verströmte aber mit seinen hellgrauen Wänden und den schlichten Holzmöbeln jene Nüchternheit, die es wandernden Gedanken gestattet, zur Ruhe zu kommen. Philip konnte sich gut vorstellen, wie sein Freund sich nach einem langen Tag im Club hier entspannt hatte. Die Abwesenheit viktorianischer Wohnopulenz passte zu ihm.

Beginnen Sie mit diesem hier.

Warum? Weshalb sollten die Gentlemen vom Sebastian Club in der Vergangenheit des verblichenen Vorsitzenden herumschnüffeln, der, wie Freddie abso-

lut treffend bemerkt hatte, zu Lebzeiten kaum etwas von sich persönlich geteilt hatte?

Er war in einem Waisenhaus aufgewachsen, hatte sich alles, was er besaß, hart erarbeitet. Es war schwer, sich Brown als jungen Mann vorzustellen.

»Ich denke, es hat etwas mit Liebe zu tun«, bemerkte Freddie unvermittelt.

»Wie bitte?«

»Die Briefe. Ich habe zwar nur einen flüchtigen Blick auf sie geworfen, aber die Handschrift ist die einer Frau. Und wenn ich daran denke, was der Professor mir geraten hat im Hinblick auf Crispin, dass ich auf mein Herz hören soll, du weißt schon«, sie errötete, »dann bin ich davon überzeugt, dass er einmal unglücklich verliebt war.«

Philip sah in die Augen seiner Nichte, die ebenso intensiv blau waren wie die seinen. »Es würde überhaupt nicht zu ihm passen, uns Jahrzehnte alte amuröse Verstrickungen entwirren zu lassen. Nicht der Aristotle Brown, den ich kannte.« Er dirigierte sie zur Schlafzimmertür hinaus, warf einen letzten Blick über die Schulter zurück und spürte den Schmerz des Verlustes in seiner Brust stechen.

»Wenn es lediglich um Liebe ginge ...«, murmelte er vor sich hin, »nein, nein. Da müsste schon etwas Gravierenderes dahinterstecken. Mord, Verrat oder wenigstens Diebstahl. Sonst würde er kein Aufhebens darum machen.«

»Lediglich um Liebe?« Sie imitierte seinen Tonfall. »Ich glaube, du unterschätzt unseren Professor. Er wirkte zwar stets beherrscht, aber ich glaube, unter der Oberfläche war er ein sehr leidenschaftlicher Mann.«

»Gefühlsduselei«, brummte Lord Philip. Er wandte sich endgültig zum Gehen. Freddie legte ihm sanft eine Hand auf die Schulter.

»Lass dich bitte nicht vollständig von deiner neuen Verantwortung auffressen, Onkel Philip. Nicht dass dein mitfühlendes Herz eines Tages abkühlt. Das wäre eine Tragödie.«

Ihre Worte klangen in ihm nach. Von allen Menschen verstand seine Nichte ihn am besten. Er persönlich hatte sich selbst nie für besonders emotional gehalten. Sein bisweilen aufflammendes Temperament konnte er mittels Boxtraining gut umleiten. Was er anderen über seine Gedanken und Gefühle mitteilte, überlegte er sich vorher genau. Aber Freddie konnte er nichts vormachen. Sie waren eine Familie, einander ähnlich und gleichzeitig grundverschieden, und sie musste ihn oftmals nur ansehen, um zu wissen, was er dachte. Wenn sie ihn davor warnte, sich vom Sebastian Club nicht zu sehr vereinnahmen zu lassen, dann war das etwas, worüber er nachdenken wollte. Jedoch nicht im Moment.

Gemeinsam schritten sie die Treppe nach unten.

»Seltsam, dieses Kästchen neben der Garderobe passt nicht zu den restlichen Möbeln. Es ist opulent, mit Schnitzereien versehen, wie eine antike Schatzkiste und sticht regelrecht heraus«, sagte Philip.

Die Kommode war schmal, mit einer Schublade und zwei Türen, aber massiv und schwer und schien aus extrem hartem Holz gefertigt.

»Professor Brown war als junger Mann in Indien. Womöglich hat er sie damals mit nach Hause gebracht.«

»Und in seinen Flur gestellt, wo er sie jeden Tag sieht?«

Freddie nickte. »Genau. Wo er sie jeden Tag sieht.« Sie öffnete nacheinander die Fächer. »Leer. Es befindet sich absolut nichts darin.«

Nachdenklich verließen sie das Haus und stiegen in das Daimler Automobil, das sie sich von Doktor Pebsworth ausgeliehen hatten. Auf der Fahrt von Marylebone nach Mayfair sahen einige Passanten dem auffällig elfenbeinfarben lackierten Fahrzeug mit seinen schwarzen Kanteneinfassungen und dem roten Sitzleder hinterher. Der Doktor hatte es sich kürzlich nach ausgiebigem Testen und Vergleichen zugelegt und war auf vehemente Kritik seitens einiger besonders konservativer Clubkollegen gestoßen. Hätte er sich doch für ein englisches Fabrikat entscheiden müssen und nicht für eines aus dem Deutschen Kaiserreich? Lord Philip hingegen fand das Fahrzeug vollendet und schätzte sich glücklich, dass sein Kollege es bereitwillig an ihn verlieh, um im Auftrag des Sebastian Club Fahrten zu erledigen. Es war wesentlich komfortabler, als auf Droschken oder Hansom Cabs angewiesen zu sein, die just dann nicht auftauchten, wenn man sie am dringendsten benötigte.

Die Stimmung in den altherwürdigen Clubräumen des großen Hauses am Berkeley Square war anders seit dem Tod des Professors. Besonders in seinem Büro, das nun Lord Philip gehörte. Kein behaglich süßer Pfeifenrauch lag mehr in der Luft. Die sonore Bassstimme und das ansteckende Lachen waren längst in den Gängen verhallt und existierten nur noch in der Erinnerung derer, die Brown gekannt hatten.

Es war keine einfache Aufgabe, in seine Fußstapfen zu treten. Lord Philip wusste, dass er seinen eigenen Weg finden musste.

»Es ist viel Zeit vergangen, seitdem der Professor uns verlassen hat. Trotzdem vergeht kein Tag, an dem wir nicht an ihn denken, von ihm sprechen oder an ihn erinnert werden. Wir haben getrauert. Und nun ist es an der Zeit, in die Zukunft zu blicken. Daher sollten wir endlich das letzte Rätsel lösen, das Aristotle Brown uns gestellt hat«, teilte er seinen drei versammelten Kollegen mit und hielt demonstrativ die dünne braune Akte hoch, in der die spärlichen Informationen gelistet waren, die ihnen dafür zur Verfügung standen.

»Und worum handelt es sich konkret?« Crispin Fox hob fragend die Brauen.

Normalerweise trafen sich die Detektive zu Besprechungen in einem kreisrund geschnittenen Raum, an dessen Wänden Bilder berühmter Clubmitglieder hingen. Auch Professor Browns Porträt befand sich nun darunter. War das der Grund, warum die vier sich lieber im Büro versammelten? Sich um einen kleinen Besuchertisch drängten, auf dem so wenig Platz war, dass die Kaffeekanne auf dem Servierwagen bleiben musste und jeder im Stehen eine Tasse trank, bevor es an die Arbeit ging? Philip seufzte. Irgendwann würde es leichter werden. Vielleicht.

Er öffnete die Fallakte, an die, wie eine Mahnung, noch immer die handgeschriebene Notiz geheftet war.

Beginnen Sie mit diesem.

»Schon bevor er vergiftet wurde, legte Professor Brown diese Akte an. Er ist stets davon ausgegangen, vor uns zu sterben, und will uns etwas mitteilen, worüber er zu Lebzeiten nicht sprechen konnte. Vermutlich handelt es sich dabei um eine sehr persönliche Angelegenheit. Wir verfügen nicht über viele Informationen, sondern wissen lediglich, was er für uns zusammenge-

stellt hat. Hier ist seine handschriftliche Aufzeichnung über die Meuterei der Garnison in Merath, Indien, im Mai 1857. Er schreibt, dass er sich zu diesem Zeitpunkt im Rahmen seines Anthropologiestudiums mit Kommilitonen aus Oxford und einem Professor in der Gegend aufhielt. Was genau er dort gemacht hat, geht nicht aus den Aufzeichnungen hervor, er bleibt recht vage. Die einzigen Personen, die er namentlich erwähnt, sind ein gewisser Colonel Alfred Ellingford, der in Diensten der Ostindien-Kompanie stand und ein schottischer Studienkollege namens Merrit Fraser. Sowohl Professor Brown als auch Mister Fraser wurden während des Aufstands in ein Krankenhaus eingeliefert. Es muss sich um ein schlimmes Massaker gehandelt haben, bei dem nicht nur Soldaten, sondern auch zahlreiche Zivilisten ums Leben kamen.«

»Wenn ich mich recht erinnere, gilt die Meuterei in Merath als Beginn des Sepoy-Aufstandes«, warf Doktor Pebsworth ein.

Lord Philip sah in aufmerksam auf ihn gerichtete Augen und dann auf seine Notizen. »Ganz recht. Ich muss gestehen, dass ich diesbezüglich historisch nicht allzu firm bin, daher habe ich in der Bibliothek nachgelesen. Der Sepoy-Aufstand dauerte etwa ein Jahr, forderte zahlreiche Todesopfer auf indischer wie britischer Seite, markierte das Ende der Ostindien-Kompanie und die formelle Eingliederung Indiens als Kronkolonie ins Empire.« Er machte eine Pause, bis die Kollegen nickten, dann sprach er weiter.

»Professor Brown wurde vermutlich durch einen indischen Aufständischen verwundet. Er lag viele Monate im Krankenhaus und trat die Rückreise nach England an, sobald es ihm möglich war. Hier«, er hielt einen al-

ten Krankenbericht hoch, »steht, dass ihm eine Wunde mit einer langen Klinge zugefügt wurde. Des Weiteren befindet sich in der Akte der Kupferstich eines Landsitzes namens Ridgeway House. Und eine blonde Haarlocke, die mit einem blassrosa Band zusammengehalten wird«, schloss er leise.

»Ich wusste es! Eine Herzengeschichte.« Freddie sprang auf, dabei stieß sie gegen den Servierwagen und der Kaffee schwappte in der Kanne.

Lord Philip bemerkte, wie Crispin Fox nur mühsam ein Schmunzeln unterdrückte und Freddie zublinzelte. »Da weiß Miss Westbrook mehr als ich. Mir ist nämlich noch immer nicht klar, worum es Professor Brown überhaupt geht. Sollen wir herausfinden, wer ihn verwundet hat? Das scheint mir nach all den Jahren unmöglich. Oder gibt es noch etwas anderes, das mit den beiden Personen, Ellingford und Fraser, zu tun hat? Wir müssen einfach ins kalte Wasser springen.«

»Das lässt sich wohl nicht vermeiden.« Doktor Pebsworth strich über seinen Schnauzbart. Die Geste wirkte gedankenvoll. Scheute er sich davor, in die Vergangenheit seines verstorbenen Freundes einzutauchen? Das könnte Lord Philip durchaus nachvollziehen, ihm selbst erging es ebenso.

»Dann schlage ich vor, dass wir zunächst in Erfahrung bringen, wo Ridgeway House steht und wem es gehört, und dann werden wir den Leuten dort einen Besuch abstatten. Dabei ist Fingerspitzengefühl gefragt, denn wir wollen sie ausfragen und wissen nicht, worüber. Das kann schnell in einer peinlichen Situation enden.«

»Ich übernehme die Recherche«, bot Crispin Fox an. »Und informiere mich gleichzeitig über die Herren Ellingford und Fraser.«

Dankbar nickte Lord Philip ihm zu. Mister Fox war hervorragend, wenn es darum ging, zügig aussagekräftige Informationen zu beschaffen. Zudem schien er keine Vorbehalte gegen diese sehr persönlichen Ermittlungen zu haben, im Gegenteil, er machte einen eifrigen Eindruck. Der Clubvorsitzende löste die Runde auf und sah auf seine Taschenuhr. Er musste sich beeilen. Fletcher Markward, ein bekannter Mäzen der schönen Künste, hatte zum Konzert geladen. Dieser Abend war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen er sich auf Annabel Arnholtz' Begleitung freuen durfte. Es lag nicht an ihm, dass er die meisten gesellschaftlichen Verpflichtungen alleine wahrnahm, Annabel lehnte so gut wie jede Einladung ab. Über ihre Beweggründe hatten sie oft diskutiert. Sie fand, es schickte sich nicht, dass ein Mitglied der Upper Class mit einer ehemaligen Bordellbetreiberin ausging. Zu groß wäre die Gefahr, früheren Kunden zu begegnen und Lord Philip zu brüskieren. Ihrer Erfahrung nach waren es gerade diejenigen mit einem Doppelleben, die sich betont konservativ gaben. Annabel verurteilte übertriebene, zur Schau getragene Prüderie und wollte sich nicht mehr mit ihr auseinandersetzen, seitdem sie in ihrem Anwesen in Greenwich ein neues Leben begonnen hatte. Ihr genügten ihre wenigen Vertrauten, neben Lord Philip war dies Iggy Hegan, ihr Ziehsohn, sowie Freda, der gute Geist des Hauses. Der Rückzug aus der Stadt machte sie derart zufrieden, dass sie nicht oft den Wunsch verspürte, am Gesellschaftsleben teilzunehmen. Was wiederum bei Lord Philip für Betrübnis sorgte.

Er atmete tief durch. Warum fiel es ihm schwer, den Kopf frei zu bekommen? Er sehnte sich nach einem un-

beschwerten Abend und danach, die Akte Brown bald schließen zu können.

Dabei konnte er nicht ahnen, dass ihm weder das eine noch das andere vergönnt sein würde.



## Kapitel 2

### Mayfair – Lord Philip

Nicht viele Londoner Stadthäuser konnten sich damit rühmen, über einen eigenen Konzertsaal zu verfügen. Ballsäle, ja. Billardzimmer, Orangerien, Bibliotheken, selbstredend. Tiermenagerien und andere Überspanntheiten hoben die reichen Exzentriker sich für ihre Landhäuser auf. Und konzertante Veranstaltungen fanden üblicherweise in Gärten, auf Terrassen oder in einem der zahlreichen ohnehin vorhandenen Räume statt. Niemand baute deswegen gleich ein privates Theater. Außer Fletcher Markward, finanzkräftiger Förderer der schönen Künste. In seinem Palais in Mayfair gab es eine Bühne, die bei Schauspielern, Musikern sowie dem Publikum keine Wünsche offenließ. Markwards Vermögen war ererbt. Es stammte aus Afrika. Diamantminen. Oder Gold? Lord Philip erinnerte sich nicht daran, womit Markwards Großvater, ein einfacher Mann ohne Titel und Herkunft, reich geworden war. Der Mittsechziger selbst war im Luxus aufgewachsen, und hatte keinen einzigen Tag seines Lebens gearbeitet. Lieber gab er sein Geld mit beiden Händen aus, was ihm einen Harem an Schmarotzern und Schönjuern bescherte, der ihn auf Schritt und Tritt umschwirrte wie Fliegen einen Kothaufen.

Er tat Lord Philip leid. Nie konnte er sich sicher sein, ob er wegen seines Geldes oder seines Charakters ge-

mocht wurde. Aber er hatte sich selbst in diese Lage manövriert. Was sprach dagegen, in vornehmem Understatement zu leben? Markward war ein unruhiger Geist, ständig darauf aus, neue Talente zu entdecken und sich deren immerwährende Dankbarkeit zu sichern. Vor allem dann, wenn sie es zu Ruhm und Ehre gebracht hatten. Was sich bei dem Mäzen nie einstellte, war ein Zustand der Zufriedenheit. In Philips Augen ein häufiges Problem derer, die zu schnell an Geld gekommen waren. Sie standen unter dem Zwang, nach außen hin etwas darstellen zu müssen. Was illusorisch und äußerst anstrengend war, denn die wankelmütige Masse – sogar die der sozial Gleichgestellten – änderte ihre Präferenzen unablässig. Wer heute als à la mode galt, konnte morgen schon wieder reizlos sein. Alten Familien hingegen war egal, was jeder Tom, Dick and Harry über sie dachte. Sie hatten Traditionen, die ihnen Würde aufzwangen. Jahrhundertalte Landsitze, Burgen und Schlösser, die bewahrt werden mussten und Zeit und Unsummen verschlangen, was wiederum für Beschäftigung sorgte. Und wenn man sich wie Philip als Vorsitzender eines detektivisch tätigen Herrenclubs für einen anderen Weg entschied, kannte man die Gebräuche, mit denen man brach. Ein Zurückfallen darauf war jederzeit möglich.

»Lord Philip«, begrüßte Markward ihn mit Bassstimme, in der ein weicher südafrikanischer Akzent mitschwang. »Was für eine Freude, dass Sie es heute Abend einrichten konnten. Noch dazu in reizender Begleitung.« Er war ein imposanter Mann. Das graumelierte Haar aus der breiten Stirn gekämmt, überragte er all seine Gäste. Sein Handschlag war fest und als er lächelte, entblößte er eine Reihe perfekter Zähne, die ein wenig zu weiß strahlten, um echt zu sein.

Nachdem Philip Annabel vorgestellt hatte, die in ihrem nachtblauen Abendkleid wahrhaft atemberaubend aussah, meinte sie: »Wenn Tschaikowski gespielt wird, kann ich nicht widerstehen. Ich bin eine große Bewunderin seiner Kunst und besonders das heutige Programm hat es mir angetan.«

Markward nickte schwärmerisch. »Ja, die vierte Sinfonie. Faktum, Schicksal, hat der Meister sie genannt. Und wie treffend ist dieser Name. Mir ist klar, dass sie den Rahmen eines bescheidenen Hauskonzerts etwas sprengt, aber ich habe mir persönlich vom Dirigenten gewünscht, dass sie Teil der Europatournee ist.«

Das Boston Orchestra, in unablässiger Konkurrenz zum Boston Symphony Orchestra und chancenlos dagegen aus dessen übermächtigem Schatten zu treten, war Markwards neueste Entdeckung. Er bezahlte die Konzertreise und hatte es sich zum Ziel gesetzt, das Ensemble endlich europaweit bekannt zu machen. Dazu hatte er an diesem Abend die Spitze der Londoner Gesellschaft geladen. Lord Philip wusste, dass es sich bei den Musikern um eine begabte Truppe aus unterschiedlichen Ländern handelte. In einem eigens aufgelegten Heft, das Markward seinen Gästen vorab hatte zukommen lassen – ebenso wie der Presse – stellte er die Künstler und deren bisherigen Werdegang vor. Mit Interesse hatte Philip vernommen, dass der Dirigent, Raphael Wilfried, ein in die Vereinigten Staaten ausgewanderter Brite war. Was dort besser sein sollte als in England, fragte sich der Vorsitzende des Sebastian Clubs zwar, aber möglicherweise ergab sich nach dem Konzert die Gelegenheit zu einem Plausch, bei dem er nachfragen konnte.

Markwards Konzertsaal beeindruckte ihn. Allein im Parkett fanden an die sechzig Personen Platz, dazu kamen die beiden umlaufenden Ränge.

»Es wundert mich, dass er sich keine Königsloge hat einbauen lassen«, flüsterte Annabel Lord Philip zu.

»Dafür hat er bei der Ausstattung an Opulenz nicht gespart.« Er wies auf die kristallinen Lüster und den üppigen Stuck. Sie saßen auf ihren Plätzen und ließen das Sehen und Gesehen werden über sich ergehen. Das Ehepaar Shrewsbury, zwei Reihen links hinter ihnen, steckte die Köpfe zusammen und tuschelte, dabei warfen sie auffällige Blicke in ihre Richtung. Lord Philip, der sie aus dem Augenwinkel beobachtet hatte, grüßte freundlich. Die Tochter der Shrewsburys hatte sich eine Zeit lang darum bemüht, ihn in den Hafen der Ehe zu steuern, sich aber zügig umorientiert, als ihre Anstrengungen nicht zielführend waren. Er hatte gehört, dass Mabel mittlerweile nicht nur verheiratet, sondern Mutter eines kleinen Sohnes war.

Endlich wurde die Beleuchtung gedimmt.

Im Dunkel des Zuschauerraums nahm Lord Philip Annabels Hand und drückte sie sanft. Der Moment, bevor das Orchester einsetzte, war wie ein tiefes Atemholen. Gespannte Stille legte sich über alle Anwesenden, der Dirigent hob mit theatralisch zackiger Geste den Taktstock und die bombastischen Klänge der Blechbläser eroberten augenblicklich den Raum. Hörner, Posaunen und Trompeten bildeten den Auftakt. Die Holzbläser übernahmen und ein ruhigerer Musikfluss stellte sich ein, bis schließlich die Streicher in karamellweicher Nostalgie an die russische Seele des Komponisten erinnerten, die in jedem einzelnen Takt spürbar war.

Annabel Arnholtz, den Blick gebannt nach vorne gerichtet, schien kaum zu atmen. Im Profil sahen ihre gerade Nase und die hohe Stirn besonders klassisch aus, wie die Renaissanceschönheiten der italienischen Maler. Sie genoss die Musik und Lord Philip fand ihren Gesichtsausdruck dabei geradezu sinnlich. Zwei Plätze weiter saß Lew Melnikow, ein Exilrusse und Künstler, der seit Jahrzehnten in London lebte. Er wischte sich verstohlen eine Träne weg. Sodann richtete auch Lord Philip seine Aufmerksamkeit vollends auf die Bühne und genoss die Mischung aus Glück und Schwermütigkeit des ersten Satzes. Die Musiker spielten brillant, es war eine Freude, ihnen zuzuhören.

Zu Beginn des zweiten Satzes, gerade als das Solo der Oboe endete und vom Orchester wieder aufgegriffen wurde, sprang einer der Trompeter unvermittelt von seinem Platz auf und ließ sein Instrument fallen. Er torkelte ein paar Schritte, stieß dabei seinen Notenständer um und kippte gegen den ersten Klarinettenisten, an dem er sich abstützte. Er fasste nach Luft ringend an seine Brust. Die anderen Musiker bemerkten, dass etwas nicht in Ordnung war und der Wohlklang der Töne verwandelte sich in Chaos. In Panik oder Schmerz, von seiner Position aus konnte Lord Philip es nicht exakt benennen, stolperte der Trompeter weiter durch die Reihen der Holzbläser. Als auch der letzte Musiker sein Instrument erschrocken sinken ließ, brach der Mann auf Höhe der Bratschen mit einem lauten Gurgeln auf dem Bühnenboden zusammen und blieb liegen. Es wurde noch stiller als zu Beginn des Konzerts.

Einem Augenblick der Schockstarre folgte Tumult, der ähnlich unisono losbrach, wie zuvor die Musik,

gerade so, als hätte der Dirigent den Einsatz dazu gegeben. Zwei seiner Kollegen versuchten dem Trompeter zu helfen, sie beugten sich über ihn, um ihm aufzuhelfen. Was ihnen nicht gelang, denn er schien das Bewusstsein verloren zu haben. Fletcher Markward erklimmte die Bühne und tastete nach einem Puls, zuerst am Handgelenk, dann am Hals. Mit Schweiß auf der Stirn lief er nach vorne an den Bühnenrand und spähte hinab in den Zuschauerraum, bis sein Blick auf den von Lord Philip traf. Er winkte den Vorsitzenden des Sebastian Clubs zu sich. Auch Annabel blieb nicht auf ihrem Platz, sondern kämpfte sich mit ihm durch die wild durcheinanderredenden Menschen. Das gestaltete sich kompliziert, denn mittlerweile waren die meisten Zuschauer aufgestanden, verstopften die Durchgänge und Reihen oder drängten nach vorne, um besser sehen zu können.

Von der Bühne aus winkte Mister Markward nun seinem Personal, das jedoch am entgegengesetzten Ende des Konzertsaals keine Chance hatte, zu ihm vorzudringen.

»Ruhe!«, brüllte er schließlich über die Köpfe aller hinweg. Und dann noch einmal, »Ruhe, Ladies und Gentlemen, ich bitte Sie!«

Das Licht ging endlich an und tatsächlich verebbte das Stimmengewirr so weit, dass der Hausherr weiterprechen konnte.

»Offensichtlich handelt es sich hier um einen Notfall, der meine Aufmerksamkeit braucht. Aber seien Sie beruhigt, ein Arzt ist bereits unterwegs. Ich bin mir sicher, die Situation wird sich in Kürze klären. Ich darf Sie bitten, meinem Personal hinüber in den Salon zu folgen, wo Erfrischungen gereicht werden.«

Es dauerte etwas, bis sich der Saal soweit geleert hatte, dass Lord Philip und Annabel auf die Bühne klettern konnten.

Die Musiker hatten einen Kreis um den Bewusstlosen gebildet. Einzig Dirigent Wilfried stand wie versteinert hinter seinem Pult, den Taktstock noch immer in der Hand und die schreckgeweiteten Augen auf den Tumult gerichtet.

»Welchen Arzt haben Sie informiert?«, fragte Lord Philip.

Fletcher Markward schob einen Geiger zur Seite, um Platz für ihn zu machen. »Keinen, wo denken Sie hin? Das habe ich nur gesagt, um für Ruhe zu sorgen.«

Lord Philip kniete sich auf den Boden und kontrollierte ebenfalls zuerst den Puls des Trompeters. »Wenn Sie möchten, schicke ich nach Doktor Pebsworth. Er wohnt in der Nähe und ist sehr diskret. Allerdings wird er für den bedauernswerten Herrn hier nichts mehr tun können, denn er ist tot.«

Markward nickte.

»Ich werde auch gleich Chief Inspector Woodard von Scotland Yard alarmieren«, setzte Lord Philip hinzu.

Er ließ Annabel kurz allein, um die beiden Telefonate zu führen. Als er zurückkam, saß sie inmitten der Musiker, die sich mittlerweile, wahrscheinlich auf Geheiß von Markward, im Zuschauerraum niedergelassen hatten. Er bedeutete ihr, sitzen zu bleiben, und verharrte selbst wartend am Bühnenrand.

Außer Atem und mit zerzaustem Haar traf Doktor Pebsworth wenig später ein. Sicher war er mit überhöhter Geschwindigkeit durch Londons Straßen gebräust.

»Wie heißt der Mann?«, fragte er, nachdem er den Trompeter untersucht hatte.

»Carl Belami«, antwortete Raphael Wilfried von seinem Platz in der ersten Reihe. Er hatte sich wohl wieder gefangen.

»Und Sie sind der Dirigent?«

»Dirigent und Generalmusikdirektor.«

»Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Mister Belami höchstwahrscheinlich keines natürlichen Todes starb.«

Markward stieß einen erstickten Laut aus, Wilfried schlug eine Hand vor den Mund und ein Raunen ging durch die wartenden Musiker. Wie zu erwarten, wirkten alle erschüttert. Besonders ein dunkelhaariger Herr mit rundem Gesicht und dicken Lippen machte einen betroffenen Eindruck. Mit geschultem Blick erfasste Lord Philip die zitternden Hände, die eine Posaune umklammert hielten. Irgendwie kam er sich vor wie in einem Theaterstück, einer Inszenierung.

Doktor Pebsworth schnupperte am Leichnam und unterzog ihn einer eingehenden Musterung, sein Kollege sah ihm dabei zu. Der Tote war sicherlich nicht älter als Mitte vierzig gewesen, groß und von schlanker Statur, mit gepflegt gestutztem Vollbart, dichtem Haar und einer dominanten Nase. Als er mit seiner Beschau fertig war, winkte er Lord Philip zu sich.

»Gift?«, fragte der leise.

Der Arzt nickte. »Ich vermute Arsen, aber nageln Sie mich nicht darauf fest. Darüber hinaus hat noch eine Darmentleerung stattgefunden, im Augenblick als der Muskeltonus erstarb.«

Der Auftritt von Chief Inspector Alwin Woodard, im wallenden Mantel, den Hut in die Stirn gezogen und mit ein paar uniformierten Polizisten im Schlepptau, läutete gewissermaßen den zweiten Akt ein. Wie im-

mer sah der Beamte zerknautscht aus, an diesem Abend mehr noch als sonst, fand Lord Philip. Mit Tränensäcken und blutunterlaufenen Augen machte er einen geradezu miserablen Eindruck.

»Meine Tochter und ihr Mann sind zu Besuch«, raunte er zur Begrüßung, den Blick seines Gegenübers korrekt deutend. »Zusammen mit meinem Enkelkind. Der Junge ist vier Monate alt und hat ständig Blähungen, er schläft so gut wie überhaupt nicht. Genau wie wir.«

Lord Philip klopfte ihm mitfühlend auf die Schulter und erklärte rasch die Situation. Woodard notierte mit, runzelte dann die Stirn und fragte: »Und warum, meine Herren, sind Sie schon wieder vor Ort?«

»Mister Markward hat mich und Mrs Arnholtz zum Konzert geladen. Ich habe Doktor Pebsworth informiert, als Mister Belami kollabiert ist.«

Woodard kniff die Augen zusammen und warf einen Blick in den Zuschauerraum. »Aha. Mrs Arnholtz. Ist sie tatsächlich nur als Ihre Begleitung hier? Oder steht zu befürchten, dass der Sebastian Club eine weitere weibliche Ermittlerin aufnimmt?« Er stieß ein amüsiertes Grunzen aus, als Lord Philip rasch verneinte.

Mit hochgezogenen Augenbrauen nickte der Chief Inspector sodann dem Doktor zu.

»Vermutlich vergiftet«, erklärte der. »Ich würde auf Arsenik tippen, lasse mich aber gerne von Ihrem Pathologen eines Besseren belehren.«

Woodard seufzte. »Es wird sicher nicht notwendig sein, dass Sie die Mitarbeiter von Scotland Yard stören. Ab hier übernehmen wir. Banes!«, er winkte einen der Uniformierten heran. »Begleiten Sie die Musiker in die Garderobe und passen Sie auf, dass niemand abhan-

denkommt. Das schließt den Dirigenten mit ein. Ich werde einen nach dem anderen vernehmen, wenn es an der Zeit ist. Das Publikum«, er winkte nachlässig in Richtung Salon, »kann nach Hause gehen. Wird lang genug dauern, ein ganzes Orchester zu verhören.«

»Wir reisen kommende Woche weiter nach Karlsbad«, warf Mister Wilfried ein. »Auch wenn es pietätlos klingt, aber wir sind auf Europatournee, die Säle sind gebucht, die Konzertkarten verkauft, wir müssen uns an unseren Zeitplan halten.«

»Wie der aussieht, werde ich Ihnen mitteilen, sobald ich mir ein Bild von der Sachlage gemacht habe«, schnappte Woodard.

Die Musiker entfernten sich. Einzig der Leichnam blieb inmitten von leeren Stühlen liegen, als wäre er Teil eines dramatisch inszenierten Bühnenbilds. Und Annabel, die letzte Zuschauerin des makaberen Spiels, saß auf ihrem Platz und wartete auf Lord Philip.

»Sie können gehen, meine Herren. Und Dame. Falls ich Fragen an Sie habe, weiß ich, wo Sie zu finden sind.« Die Laune des Inspektors war ebenso angegriffen wie sein Aussehen. Es kam ihm klar ungelegen, am Samstagabend zu einem Mord gerufen zu werden. Er widmete seine Aufmerksamkeit dem Gastgeber und drehte Lord Philip demonstrativ den Rücken zu.

»Dann fange ich mal mit Ihnen an. Sie sind Fletcher Markward und dies ist Ihr Haus und Ihre Bühne?«

Es machte keinen Sinn, länger hierzubleiben. Woodard würde nur noch unleidiger werden.

»Warum hast du die ganze Zeit über geschwiegen? War es sehr erschreckend für dich?«, fragte Lord Philip Annabel im Wagen. Der Doktor fuhr sie nach Hause.

»Nein, ich fand es aufregend. Tragisch, natürlich, aber in meinem früheren Leben in Whitchapel habe ich weiß Gott Schlimmeres gesehen.«

»Das kann ich mir vorstellen«, warf der Doktor ein.

»Ehrlich gesagt hatte ich den Eindruck, es wurde von mir erwartet, dass ich mich im Hintergrund halte.« Annabel klammerte sich an den Sitz, als der Wagen holpernd um eine Kurve bog. »Es wäre von den Herren sicherlich nicht gut aufgenommen worden, hätte ich als einzige anwesende Dame das Wort ergriffen.«

Tatsächlich waren außer ihr nur Männer im Konzertsaal gewesen, nachdem das Publikum hinausbefördert worden war. Philip war das nicht aufgefallen, weil er sich zu sehr auf den Todesfall konzentriert hatte. Manchmal kam er sich vor wie ein Bluthund. Sobald es um Mord ging, legte sich in seinem Kopf ein Schalter um, seine Gedanken fokussierten sich und er setzte alles daran, dem Täter auf die Spur zu kommen. Dabei war es die Jagd nach dem Mörder, die ihm am meisten Spaß machte. Er genoss es, wenn sich sein Puls beschleunigte, sobald er Indizien wie Puzzlesteine zusammenfügte. Und er war davon überzeugt, dass Carl Belami einen gewaltsamen Tod gefunden hatte.

»Wer war der Herr neben dir, Annabel? Der mit der Pomadefrisur, der unablässig auf dich eingeflüstert hat?«

»Mister Verbier. Er spielt die zweite Trompete. Und dachte wohl, ich wäre ein verschrecktes Weibchen, das Beistand braucht. Oder vielleicht hat ihn der Vorfall auch selbst derartig schockiert, dass er Redebedarf hatte.«

»Er schien sehr an dir interessiert zu sein.«

Sie lächelte amüsiert. »Das konntest du beobachten, während du mit einer Leiche beschäftigt warst?«

»Es war unübersehbar. Hat er nicht sogar versucht, deine Hand zu halten?«

Nun verzog sie das Gesicht. »Ja. Um mich zu beruhigen, meinte er. Aber wie gesagt, dafür hatte ich keinen Bedarf und ich lasse mich auch nicht von fremden Männern anfassen. Das habe ich ihm klar gemacht. Ab dann schwieg er. Wenig später hat er den Platz gewechselt. Aber auch das ist dir bestimmt nicht entgangen.«

»Wie sicher sind Sie sich bezüglich der Todesursache, Doktor?« Lord Philip wechselte das Thema.

Der Fahrtwind pfiff durchs offene Fahrzeug. Sie fuhr an der Themse entlang stadtauswärts, über ihnen leuchtete ein blassgelber Vollmond, der sich auf dem Wasser spiegelte und sie zu begleiten schien.

»Dass er vergiftet wurde, steht außer Frage. Bei der Art des Giftes bin ich mir nicht hundertprozentig sicher, da müsste ich ein paar Tests machen. Was mir Scotland Yard mitnichten gestatten wird, wie wir alle wissen. Also wären wir darauf angewiesen, dass uns irgendjemand Einsicht in den Obduktionsbericht gewährt.« Sie saßen eng aneinandergedrängt auf der einzigen Sitzbank des Automobils und Doktor Pebsworth warf Lord Philip einen kurzen Seitenblick zu, bevor er sich wieder auf die Straße konzentrierte. »Möchten Sie, dass ich nachhake?«

»Nein. Wir haben keinen Ermittlungsauftrag. Das kann Woodard sicher prima alleine lösen, lassen Sie ihn nur.«

Wie falsch er mit dieser Annahme lag, erfuhr Lord Philip gleich am nächsten Tag, als ein erboster Fletcher Markward im Clubhaus vorsprach und sich lautstark

über das Unvermögen von Scotland Yard und Chief Inspector Woodard ausließ. Und die Gentlemenermittler bat, sich der Sache anzunehmen.

»Wie stehe ich denn da?«, klagte er. »Ein spektakulärer und noch dazu dubioser Todesfall in meinem Haus! Während eines Konzerts! Das muss schnellstens aufgeklärt werden.« Er senkte die Stimme. »Lady Treadwell ist in Ohnmacht gefallen und Mister Connelly-Smith hat sich derart aufgeregt, dass ihm seine Herztropfen verabreicht werden mussten. Vor allen Leuten im Salon. Stellen Sie sich das Gerede vor, den Klatsch. Entsetzlich, ganz entsetzlich.«

Ein Gefühl von Genugtuung ließ Lord Philip lächeln. Die ganze Nacht über hatte er spekuliert, was hinter dem Tod des Trompeters stecken könnte. Sein Dahinscheiden war wahrhaft spektakulär gewesen, das sah Mister Markward richtig. Es würde ein interessanter Fall werden.

»Wir stehen Ihnen gerne zur Verfügung«, informierte er sein Gegenüber.



### Kapitel 3

#### Westminster – Freddie

»Ein vergifteter Amerikaner, der erst seit drei Tagen in London ist und außer Fletcher Markward und seinen Orchesterkollegen niemanden kannte. Dazu drängt die Zeit, weil die Musiker weiterreisen wollen. Und Chief Inspector Woodard hat das ganze heute kurzerhand zu einem Unfall erklärt und den Fall zu den Akten gelegt. Kein Wunder, dass Mister Markward uns engagiert hat. Herrlich!« Lord Philip klatschte in die Hände.

Knifflige Umstände spornten ihren Onkel zu Höchstleistungen an, wusste Freddie. Und die vorliegenden waren exakt nach seinem Geschmack.

»Ein Unfall?«, Crispin schnaubte. »Lächerlich. Wie erklärt er das?«

Die vier Ermittler saßen im Schatten einer ausladenden Scharlacheiche neben dem kleinen See des Saint James Parks. Enten schwammen am Ufer vorbei und auch der ein oder andere Schwan. Auf einer karierten Decke stand eine Obstschale, dazu gab es Biskuits und Sandwiches. Auf den ersten Blick wirkte die Szene eher wie ein entspanntes Picknick als eine berufliche Besprechung. Aber der Tag war herrlich sommerlich, so dass die Gentlemen bereitwillig Freddie's Vorschlag gefolgt waren, sich im Park zu treffen, anstatt in den Clubräumen. Wohl hauptsächlich deshalb, weil sie ver-

sprochen hatte, für einen gefüllten Picknickkorb zu sorgen.

Doktor Pebsworth, der seine Leibesfülle auf einen bedenklich knarrenden Klappstuhl verteilte, weil er sich nicht wie die anderen auf den Boden setzen wollte, schnaubte laut. »In seinem Bericht steht, dass es keine eindeutigen Anzeichen für Mord gibt. Er behauptet, der Tote wäre rauschgiftabhängig gewesen, hatte zudem Alkohol im Blut und sich wahrscheinlich aus Versehen selbst vergiftet.«

»Wie bitte?«

»Seine zweite Theorie lautet, Mister Belami hätte im Alkoholrausch sein Trompetenöl mit Gift verwechselt und sich möglicherweise auf diese Art – Sie ahnen es – irrtümlich ins Jenseits befördert.«

Betretenes Schweigen war die Folge. Normalerweise gab Woodard keine derartigen Abstrusitäten von sich.

»Der Sachverhalt eines Mordes wäre nicht zweifelnsfrei gegeben. Sagt er«, schloss Doktor Pebsworth.

Crispin lachte. Er hatte sich auf der Picknickdecke ausgestreckt, rollte auf die Seite und stützte sich auf einen Ellenbogen. »Das ist absurd und alles an den Haaren herbeigezogen. Der Chief Inspector weiß genauso gut wie wir, dass der Trompeter ermordet wurde. Was ist los mit ihm? Ich finde, er sollte sich aufs Altenteil zurückziehen, wenn er seinen Biss verliert. Hat er keinerlei Ermittlungsantrieb mehr?«

»Ja und nein. Der gute Woodard ist schlichtweg überlastet. Er hat mit einer Einbruchserie zu kämpfen, die gerade aus dem Ruder läuft. Viele wohlhabende Londoner haben sich wegen der Hitze auf ihre Landsitze zurückgezogen und in den letzten Wochen wurden mehrere Stadthäuser ausgeraubt. An sich nichts für

Scotland Yard, wenn nicht kürzlich ein überraschend nach London zurückgekehrter Adelsproß die Räuber überrascht hätte und ermordet worden wäre. Das schlägt natürlich Wellen und Woodard soll die Täter schleunigst dingfest machen. Alles andere interessiert ihn nicht. Am wenigsten ein toter Amerikaner. Niemand wird protestieren, wenn er den Fall zu den Akten legt.«

»Und Sie sind so gut informiert, Doktor, weil ...?«

» ... ich Freunde in gewissen Positionen habe, Miss Westbrook.« Er grinste Freddie an und zog ein Stück Papier aus seiner Tasche, auf dem jemand mit Bleistift eng Zeile um Zeile gekritzelt hatte. »Scotland Yard hat einen neuen Pathologen eingestellt, Doktor Haddock. Dessen Mutter ist meine Cousine dritten Grades und der Junge ein sehr fähiger Arzt, der weiß, was er seiner Familie schuldig ist. Daher war er auch so freundlich, mir gewisse Informationen aus dem Autopsiebericht des Toten zukommen zu lassen.«

Nun setzte sich Crispin vollends auf und Freddie schob die Obstschale beiseite, um näher an Doktor Pebsworth zu rutschen. Er hatte ihre volle Aufmerksamkeit. Einzig Lord Philip blieb entspannt sitzen, den Rücken an den dicken Eichenstamm gelehnt, und beobachtete seine Kollegen mit wohlwollendem Gesichtsausdruck.

Um vorlesen zu können, brauchte der Doktor seinen Kneifer, dann strich er den Zettel glatt.

»Carl Belami wurde mit Arsen vergiftet, wie ich es vermutet hatte. Was Woodards Theorie von Abhängigkeit und Unfall eventuell den Rücken stärkt.«

»Ich habe noch nie gehört, dass jemand arsensüchtig ist«, sagte Freddie. Soviel sie wusste, war Arsenik

Jahrhunderte lang das Mittel der Wahl für Giftmorde gewesen, weil es nicht nachweisbar war. Erst vor etwa sechzig Jahren hatte ein Chemiker, dessen Namen sie sich nicht gemerkt hatte, eine Nachweisreaktion entwickelt. Weshalb sollte jemand freiwillig das Gift zu sich nehmen?

Doktor Pebsworths Wangen röteten sich. Er war in seinem Element. »Ein wenig bekannter Umstand, aber das gibt es. Vor Jahren hat mir ein Kollege von Arsenessern in abgelegenen Berggebieten des Österreichischen Kaiserreiches berichtet. Dort nehmen die Leute kleine Dosen des Gifts als Aufputsch- und Allheilmittel. Natürlich hat das langfristig verheerende Folgen, aber es gibt nichts, was sich der Mensch nicht zuführt, wenn es einen Rauscheffekt hat.«

»Faszinierend«, bemerkte Crispin.

»Nicht wahr? Aber zurück zu unserem Toten. Dass er vor dem Konzert getrunken hat, ist korrekt, Brandy, um genau zu sein. Aber meiner Meinung nach erfolgte die Vergiftung nicht plötzlich, was einen Unfall ausschließt, sondern über einen längeren Zeitraum, denn in seinem Magen fand der Pathologe Schleimhautdefekte, die Woodard als beginnende Magengeschwüre interpretiert – entgegen Doktor Haddocks Empfehlung. Ich glaube, dass sie auf die Arsenvergiftung zurückzuführen sind. Und bevor Sie fragen – Carl Belami war sicherlich kein Arsenesser, das wäre abstrus. Wenn er sich berauschen oder anregen wollte, hätte er bequem Zugang zu weniger schädlichen Substanzen. Immerhin lebte er in den Vereinigten Staaten und nicht in einem Bergdorf fernab jeglicher Zivilisation.« Er gestikuliert angeregt. »Vermutlich wurden Carl Belami mehrere Dosen des Gifts verabreicht. Relativ hohe, er hatte si-

cher Beschwerden. Bis hin zur letzten, tödlichen, am Abend des Konzerts, die sich hätte gut in einem Glas Brandy verstecken lassen.«

Freddie griff nach einer Weintraube. »Was wissen wir sonst noch?«

»In Mister Belamis Trompetenkoffer wurde ein Flachmann mit Brandy gefunden. Der war giffrei.«

»Das will nichts heißen. Im Tumult nach seinem Zusammenbruch hätte vermutlich jeder der anderen Musiker die Flasche austauschen können. Zumal die Koffer der Instrumente alle hinter der Bühne aufbewahrt wurden.«

Pebsworth nickte zustimmend, bevor er weitersprach. »Der Tote war bei seinen Kollegen nicht beliebt. Das schließt der Chief Inspector aus den bisherigen Vernehmungen. Lediglich mit einem Posaunisten namens Jonah Hillwood schien er befreundet gewesen zu sein. Und dann ist da noch etwas.« Der Doktor faltete den Zettel ordentlich und steckte ihn wieder weg, nahm den Zwicker von der Nase und sah in die Runde. »Es ist lediglich eine Vermutung, nicht mehr als eine Ahnung, der ich aber unbedingt nachgehen muss. Dafür ist es wieder einmal notwendig, den Leichnam zu untersuchen. Was dieses Mal nicht sehr schwierig werden dürfte und ausnahmsweise bei Tageslicht stattfinden kann, denn Scotland Yard hat ihn freigegeben. Er liegt mittlerweile beim Bestatter und wartet darauf, dass jemand die Überführung zurück in die Vereinigten Staaten bezahlt.«

Freddie, die sich gerade eine weitere Traube nehmen wollte, hielt inne. »Darf ich mitkommen, Doktor Pebsworth? Sicherlich wird man uns einen Blick auf den Toten nicht verwehren, wenn wir zum Beispiel behaupten, für seine Überführung aufzukommen.«

»Normalerweise begleite ich den Doktor bei derartigen Leichen-Vorhaben«, protestierte Crispin. Aber Freddie ließ sich nicht beirren. Dieses Mal war sie dran.

Statt sich in einem Nacht-und-Nebel-Einsatz heimlich Zutritt zu verschaffen, betraten sie also am späten Nachmittag die Whitlock and Dods Funeral Company, wo sie von Sherman Dods höchstpersönlich begrüßt wurden. Freddie hatte mit einem vertrockneten älteren Herrn gerechnet und war überrascht, dass es sich bei Mister Dods um einen äußerst attraktiven Mittdreißiger handelte, groß, dunkelhaarig und mit pietätvoll gesenkter Stimme.

»Wenn Sie mir bitte nach hinten folgen wollen.« Er wies auf den Durchgang, der zu einem fensterlosen Raum führte, in dem der Tote aufgebahrt im offenen Sarg lag. Zwei hohe Messingleuchter mit brennenden Kerzen standen rechts und links daneben. An der Decke hing ein schwarzer Baldachin mit goldener Einfassung und Troddeln an den Ecken. Und einer Räucherschale entströmte das Aroma von Salbei, Rosmarin und Lavendel, was für eine stickige Atmosphäre im viel zu warmen Zimmer sorgte. Das sicherlich gut gemeinte Raumparfüm vermochte den eigenartigen Geruch nicht vollständig zu übertünchen, der bei Freddie Übelkeit aufkommen ließ. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Mischung aus verschiedenen Einbalsamierungschemikalien, aber sie redete sich ein, es wäre der Geruch des Todes. In sich horchend meinte sie gar, süßliche Verwesung auf der Zunge zu schmecken. Rasch presste sie ein Taschentuch vor Mund und Nase.

»Trauern Sie nur. Es ist ganz normal, am Sarg von Gefühlen übermannt zu werden. Standen Sie einander sehr

nah? Ich dachte, Mister Belami wäre nur auf Durchreise in London gewesen? Übrigens sehr lobenswert von Ihnen, den Verblichenen in seine Heimat zu überführen.« Der Bestatter wiegte auf den Hacken vor und zurück.

Doktor Pebsworth warf Freddie einen alarmierten Seitenblick zu. Sicher stellte sich Crispin nie derart an. Tapfer trat sie näher an den Sarg und steckte das Taschentuch wieder weg.

»Miss Westbrook ist ein sehr gütiger Mensch«, erklärte der Doktor salbungsvoll. »Und mit großem Mitgefühl gesegnet.« Nach einem Blick auf den Toten bemerkte er: »Schön haben sie Mister Belami vorbereitet. Ich habe nur noch einen letzten Wunsch. Seien Sie bitte so freundlich und nehmen Sie seinen Bart ab.«

»Wie bitte?« Mister Dods blinzelte.

»Ich hätte gern, dass sein Gesicht glattrasiert ist.«

»Äh. In Ordnung. Ich werde es vor der Überführung erledigen.«

»Machen Sie es sofort, bitte.« Pebsworth zückte eine Banknote und drückte sie dem Bestatter in die Hand. Dem war die Situation sichtlich unangenehm, aber er ging ohne ein Wort hinaus und kam kurz darauf mit Rasiermesser und Seife zurück.

»Wollen Sie zusehen?«

Sicher wäre es ihm lieber, sie würden hinausgehen und ihn seine Arbeit erledigen lassen, aber der Doktor bestand darauf, anwesend zu bleiben.

Achselzuckend breitete Mister Dods ein Tuch über den Anzug des Toten und seifte dessen Gesicht ein. Wenn er verwundert war, gab er sich Mühe, es zu überspielen. Allerdings hatte er in seinem Geschäftsfeld sicherlich schon Abstruseres erlebt als den Wunsch nach einer Leichenrasur.

Freddie stand mit weit aufgerissenen Augen dabei und sah zu, wie Sherman Dods fachmännisch und ohne mit der Rasierseife zu kleckern, den Vollbart entfernte. Die Haut darunter leuchtete gräulich blass.

Mit einem »Sieh an, sieh an!«, verschränkte der Doktor die Arme vor der Brust und studierte das Gesicht der Leiche eingehend. »Dachte ich's mir doch«, murmelte er vor sich hin und wandte sich dann erneut an den Bestatter.

»Vielen Dank, Mister Dods, Sie haben mir sehr weitergeholfen. Allerdings, fürchte ich, müssen wir auf eine Überführung verzichten. Dafür werden Sie bestimmt eine opulente Beisetzung ausrichten dürfen, wenn wir der Familie dieses bedauernswerten Herrn mitteilen, dass der verlorene Sohn zurückgekehrt ist. Also seien Sie bitte so gut und legen Sie ihn auf Eis, bis weitere Anweisungen folgen, damit die Hitze ihm nicht zusetzt und er fortdauernd ansehnlich bleibt.« Mit einem Schulterklopfen und einer zweiten finanziellen Zuwendung ließ er den verdutzten Dods stehen.

Draußen dirigierte er Freddie über die Straße, direkt in ein Kaffeehaus und an den nächsten freien Tisch.

»Blimey, das muss ich erst einmal sacken lassen«, stieß er hervor.

»Möchten Sie mit mir darüber sprechen?« Freddie brannte darauf zu erfahren, was es mit Doktor Pebsworths sonderbarem Verhalten auf sich hatte.

Der schaute nach links und rechts, als müsse er sich versichern, dass sie nicht belauscht wurden. Dann beugte er sich zu Freddie und flüsterte: »Diese dominante Nase von Carl Belami kam mir bekannt vor. Ich wusste auf den ersten Blick, dass ich den Mann schon mal gesehen habe. Wie Sie wissen, habe ich ein gu-

tes Gedächtnis, was Menschen betrifft. Aber so viel ich auch gegrübelt habe, es wollte mir partout nicht einfallen. Erst als er glattrasiert vor mir lag, ist mir klar geworden, wer Carl Belami in Wirklichkeit ist.«

Freddie faltete die Hände im Schoß. Nach außen hin gab sie sich Mühe, gelassen zu tun, innerlich war sie zum Bersten gespannt.

»Sein Name ist Charles Bosworth und er war keineswegs Amerikaner, sondern ebenso british wie Sie und ich. Er kam aus gutem Hause. Seinem Vater, Charles Bosworth senior, gehörten die Bosworth Werke. Der Junior war ein schwarzes Schaf, wie es im Buche steht. Keinerlei Interesse für das Unternehmen, stattdessen trank und spielte er und stellte jedem Rock nach. Sein Lotterleben fand vor etwa fünfundzwanzig Jahren ein jähes Ende, als sich ein junges Mädchen seinetwegen das Leben nahm.« Er senkte die Stimme noch ein wenig weiter. »Angeblich hat er ihr die Ehe versprochen, das verliebte Ding schamlos entehrt und dann sitzen lassen.«

Die Getränke wurden gebracht, Tee für Freddie und ein Kaffee mit Likör für den Doktor.

»Meiner Meinung nach ist ein Selbstmord aus Herzensgründen eine dumme Überreaktion, weil Gefühle ebenso rasch erkalten können, wie sie entflammen«, erklärte er. »Aber das Feuer der Jugend lodert bisweilen unkontrollierbar.« Er räusperte, um die Servierkraft erneut auf sie aufmerksam zu machen und bestellte auch noch Kuchen für sie beide. Freddie würde vor Aufregung keinen Bissen hinunterbekommen. Sie brannte darauf, dass er fortfuhr.

»Bosworth senior befürchtete einen geschäftsschädigenden Skandal. Sein Unternehmen bedeutete ihm

alles, deswegen schaffte er seinen Sohn außer Landes. Es wurde gemunkelt, er hätte ihn mit einem Bündel Geld auf einen Überseedampfer gesetzt und wollte nichts mehr von ihm wissen. Er konnte ihm nie verzeihen, dass er den Ruf der Familie auf Spiel gesetzt hatte. Jedenfalls hat man seither nie wieder etwas von Charles Bosworth junior gehört.«

»Bis das Boston Orchestra im Hause Markward auftauchte«, murmelte Freddie. »Denken Sie, die Familie steckt hinter dem Mord?«

»Auf keinen Fall. Charles' Vater ist seit Jahren tot, die Mutter bettlägerig. Geschwister gibt es keine und die Firma ist verkauft. In diese Richtung müssen wir sicher nicht ermitteln. Ich denke, wir können uns auf seine Kollegen konzentrieren.«

»Ob die wussten, wer Carl Belami in Wirklichkeit war?«

Genüsslich schob der Doktor ein Stück Kuchen auf seine Gabel. »Das, meine liebe Miss Westbrook, ist die Preisfrage.«

»Dann sollten wir uns an die Arbeit machen und den Herren ein paar Fragen stellen.«

»Das sollten wir unbedingt.«



## Kapitel 4

### City of London – Freddie

Zusammen mit Fletcher Markward erschienen Freddie, Crispin und Lord Philip im Great Eastern Hotel, wo die Musiker des Boston Orchestra sämtlich untergebracht waren. Die Detektive hatten sich angemeldet und vorab die Reihenfolge angegeben, in der sie die Herren befragen wollten. Freddie hoffte, es würde nicht nötig sein, wirklich jedes einzelne Orchestermitglied zu verhören, denn dann wären sie eine ziemliche Weile beschäftigt.

Direkt an der Liverpool Street Station gelegen, bildete das Great Eastern Hotel einen praktischen Ausgangspunkt für die Weiterreise des Boston Orchestra. Zudem verfügte es über einen Saal mit passabler Akustik, der als Probenraum genutzt werden durfte. Das war etwas, womit nicht jedes Hotel dienen konnte. Oder wollte.

»Ist es wirklich notwendig, unsere Arbeit zu unterbrechen?«, begrüßte sie der Dirigent unleidig. Er stand in der Tür wie eine Hausfrau, die unliebsame Bittsteller abwimmelt. Hinter ihm toste eine Kakophonie wilder Töne durch den Saal. Die Musiker stimmten ihre Instrumente. »Das nächste Konzert findet in drei Tagen in Karlsbad statt und wir müssen die Unterbrechungen wieder aufholen, die wir der hiesigen Polizei zu verdanken haben.«

»Wohl eher dem Mord an Carl Belami«, korrigierte Lord Philip.

Raphael Wilfried atmete hörbar genervt aus. Die Respektlosigkeit erstaunte Freddie.

»Mord? Soviel ich weiß, wurde sein Ableben zu einem Unfall erklärt. Mehr haben wir nicht zu sagen. Wenn Sie uns also nun bitte ...«

Mister Markward platzte dankenswerterweise der Kragen. »Jetzt hören Sie mal! Einer Ihrer Musiker ist in meinem Haus tot umgefallen. Die Leute tratschen hinter meinem Rücken. Ich habe schon Gerüchte gehört, wonach ich dafür verantwortlich sein soll. Das ist absolut inakzeptabel. Ich riskiere nicht meinen guten Ruf, nur damit Sie ungestört proben und eine Reise fortsetzen können, die ich maßgeblich bezahle. Entweder Sie kooperieren sofort und vollständig mit den von mir beauftragten Detektiven aus dem Sebastian Club oder Sie erstatten die Fördergelder zurück, die ich dem Orchester für diese Tournee gespendet habe.«

Bevor sie ins Hotel gegangen waren, hatte der Mäzen nochmals betont, wie viel ihm daran lag, dass die leidige Angelegenheit bitteschön geklärt würde. Am besten durch das Fassen des Mörders. Somit wäre der Makel von Markwards Namen getilgt. Auch seiner Ansicht nach war Woodards Theorie eines Unfalltodes unsinnig. Freilich schlossen die Ermittler ihren Auftraggeber als Verdächtigen nicht aus, nur weil er sich kooperativ zeigte.

Dirigent Wilfried schnappte ein paar Mal wie ein Fisch auf dem Trockenen und änderte dann seinen Tonfall.

»Selbstverständlich beantworten wir alle Ihre Fragen, Gentlemen.« Das klang unterwürfig, nicht echt. Und ärgerte Freddie, weil er sie als Dame nicht mit einschloss. Sie mochte Raphael Wilfried nicht.

»Dann würden wir gerne zuerst mit Ihnen sprechen«, bemerkte sie knapp. »Am besten nebenan.«

»Haben Sie Ihre Sekretärin dabei, damit sie Notizen macht?«, fragte Wilfried Lord Philip, ohne Freddie eines Blickes zu würdigen.

»Miss Westbrook ist meine Nichte, offizielles Mitglied im Sebastian Club und Detektiv ebenso wie ich.« Er drehte sich zackig um, marschierte voraus und stieß die Tür zum Nebenzimmer so schwungvoll auf, dass sie laut gegen die Wand krachte. Dann blieb er mitten im Raum stehen und verschränkte die Arme vor der Brust. Er bot dem Dirigenten keinen Platz an, obwohl sich einige gemütlich aussehende Polstersessel um einen rechteckigen Tisch gruppierten. Crispin stellte sich neben Lord Philip und wartete, bis Freddie sich als einzige gesetzt hatte. »Miss Westbrook, möchten Sie mit der Befragung beginnen?«

Am liebsten hätte sie laut ja gerufen, biss sich aber dann auf die Zunge und überlegte. Lobenswert von Crispin und Onkel Philip, ihr den Rücken zu stärken. Der Dirigent wirkte äußerst konsterniert, geschah ihm recht. Wenn sie allerdings Informationen von ihm erhalten wollten, war es besser, sich diplomatisch zu verhalten. Er gab sich wie eine männliche Diva, das machte ihn unberechenbar.

»Übernehmen Sie das doch, meine Herren«, antwortete sie daher mit betont charmanter Stimme, lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander.

Lord Philip ließ sich nicht lange bitten. »Seit wann kannten Sie den Toten?«

Wilfried überlegte. »Er stellte sich vor zwei, nein drei Jahren vor und spielte zunächst die zweite Trompete. Als sein Vorgänger aus Altersgründen ausschied, übernahm er vor sechs Monaten die erste Position.«

»War Mister Belami beliebt?«

Der blasierte Gesichtsausdruck ihres Gegenübers verrutschte für einen Moment, er fasste sich aber zügig wieder. »Ich pflege keine privaten Kontakte zu meinen Musikern. Distanz schafft Respekt, wenn Sie verstehen. Daher kann ich Ihnen dazu nichts sagen.«

»Wussten Sie, dass Carl Belami eigentlich aus England stammte?«

»Nein. Mir hat er erzählt, dass er über zehn Jahre in Chicago gelebt habe und davor in New York. Er sprach mit perfektem amerikanischem Akzent. Es gab keinerlei Grund, an seiner Herkunft zu zweifeln. Sie müssen sich irren.« Die Stirn unter dem straff nach hinten gekämmten grau melierten Haar runzelte sich. Sein apartes Gesicht und die haselnussbraunen Augen wirkten wahrscheinlich auf viele anziehend, auf Freddie nicht. Wilfried war ein selbstverliebter Kleingeist, mochte er sich auch Mühe geben, groß zu tun.

»Der richtige Name des Ermordeten war Charles Bosworth.«

»Das sagt mir nichts.«

Freddie und ihr Onkel sahen sich an. Crispin stellte einige weitere Fragen, dann schickten sie den Dirigenten hinaus und baten ihn, Laurence Verbier hereinzuschicken.

»Werden Sie nun zum ersten Trompeter aufsteigen, da Mister Belami tot ist?«, eröffnete Crispin das Gespräch ganz direkt.

Der Franzose lächelte dünn. »Davon gehe ich aus. Allerdings hätte ich diese Position von vorne herein besetzen sollen.«

»Warum?«

»Weil ich besser bin als Carl.« Er warf einen Blick zur geschlossenen Tür, als stünden dahinter Lauscher.

»Mister Wilfried benimmt sich, als wäre er weiß Gott wer. Der König seines eigenen kleinen Reichs und wir die Untertanen. Manche seiner Entscheidungen sind schlichtweg nicht nachvollziehbar. Auf Kritik reagiert er wie ein Despot. Bisweilen frage ich mich, ob es richtig war, in sein Orchester einzutreten, oder ob mein Talent hier verschwendet wird.«

»Sein Orchester?«, fragte Freddie.

»Er ist von Ehrgeiz zerfressen und will um jeden Preis mit dem Boston Symphony Orchestra wetteifern. Dafür braucht er gute Musiker. Wie Sie sicher wissen, ist Mister Wilfried nicht nur unser Dirigent, sondern auch der Generalmusikdirektor.«

»Was bedeutet das?«

»Dass ihm das Orchester gehört. Er hat eine Stiftung gegründet, in die Spendengelder gezahlt werden, wie zum Beispiel von Mister Markward. Damit bestreitet er unser Gehalt, schafft Instrumente an und finanziert diese Konzertreise. Mister Wilfried muss alles kontrollieren, sonst ist er nicht glücklich. Am liebsten würde er uns rund um die Uhr beaufsichtigen. Aber eigentlich hat er keine Ahnung davon, wie es im Orchester wirklich zugeht.«

Langsam wurde es interessant. Auch Verbier war ein Typ Mann, der bei Freddie nicht gerade Begeisterung auslöste. Ende dreißig, mit zu viel Pomade im Haar ebenso wie im dünnen Oberlippenbärtchen und dunklen, fast schwarzen Augen, die ständig etwas zu suchen schienen. Ein unsteter Blick kombiniert mit einem falschen Lächeln. Sollten sie ihm auch nur ein Wort von dem glauben, was er erzählte?

»Man darf nicht schlecht über Tote sprechen, aber Carl Belami war ein Mistkerl, mon dieu. Er verfügte

über das untrügliche Talent, die Schwachstelle eines jeden Charakters zu erkennen und hatte er sie einmal ausgemacht, verhielt er sich wie ein Raubvogel. Es bereitete ihm Freude, auf die Fehler anderer herabzustoßen, die Krallen in sie zu schlagen und ans Licht zu zerren. Er war magnifique darin, Menschen bloßzustellen. Was das für Auswirkungen auf ein Orchester voller sensibler Künstler hat, muss ich Ihnen wohl nicht näher erläutern.«

Auch Verbier gab sich verblüfft, als sie ihm die tatsächliche Identität des Mordopfers eröffneten. Natürlich.

Nachdem sich die Detektive mit zahlreichen Herren unterhalten hatten, war Freddie geneigt, Laurence Verbier Glauben zu schenken. Zwar äußerte sich keiner der anderen derart offen gegen den Toten wie der Franzose, aber aus allen Aussagen hörten sie heraus, wie unbeliebt der Trompeter gewesen war. Ein Mordmotiv fanden sie allerdings nicht.

Erst als die Reihe an Jonah Hillwood war, Posaunist und ein Mann mittleren Alters mit Pausbacken, der nervös blinzelte, hörte Freddie so etwas wie Trauer.

»Ein schrecklicher Verlust für uns alle«, murmelte er vor sich hin. »Carl war wahnsinnig talentiert, ein exzellenter Musiker.«

»Monsieur Verbier sieht das anders.«

»Mag sein, Lord Philip. Weil er scharf auf seinen Posten ist. Aber er wird die Lücke nicht füllen können, obwohl er sich für Gott weiß wie gut hält.«

»Meinen Sie, er hat Mister Belami ermordet, um erster Trompeter zu werden?«

Hillwood riss die Augen auf und ruderte zurück. »Oh nein, Mylord, keineswegs. Ich spreche von gesunder professioneller Konkurrenz, mehr nicht. Sie haben

mich missverstanden. In meinem Metier tötet niemand wegen eines Orchesterpostens. Was glauben Sie, wie viel wir verdienen? Uns gehören nicht einmal die Instrumente, auf denen wir spielen. Alles nur Leihgaben der Stiftung. Ginge es nach Mister Wilfried, wären Ruhm und Ehre Lohn genug. Carl hat sich getraut, den Mund aufzumachen. Er scheute nicht davor zurück, auch mal zu sagen, dass nicht nur wir auf Mister Wilfried angewiesen sind, sondern er ebenso auf uns. Und dass er seine Musiker vernünftig entlohnen muss.« Aufgeregt atmend hielt er inne.

Für Freddie's Ohren klang Jonah Hillwoods Südstaatenakzent wie ein exotischer Singsang, besonders wenn er sich in Rage redete, wie eben. Seine volle Unterlippe zitterte sogar etwas. Auf seiner Stirn standen feine Schweißperlen, die er mit einer fahrigen Bewegung wegwischte.

»Mister Hillwood«, sprach sie ihn mit sanfter Stimme an. »Hat Carl Belami Ihnen erzählt, dass sein eigentlicher Name Charles Bosworth war und er der Sohn eines britischen Industriellen?«

Ein ungläubiges Prusten entfuhr dem Posaunisten, er griff hinter sich und sank auf einen Sessel. »Nein. Also. Nein. Aber, er hätte doch ... Ich war sein Freund, ich, ich ...« Kopfschüttelnd brach er ab.

»Sie meinen, Sie standen einander nahe und er hätte Sie bestimmt in sein Geheimnis eingeweiht?«

»Das hätte ich eigentlich erwartet. Immerhin saßen wir täglich im Orchester nebeneinander, als Stimmführer. Wir waren ständig zusammen, teilten uns auf Reisen ein Zimmer. Warum hat er seine Identität verschwiegen?« Hillwood schaute mit runden Kulleraugen von einem Detektiv zum nächsten.

»Er mag sich zwar geben wie ein tapsiges Bärchen, aber das nehme ich ihm nicht ganz ab. Vermutlich kultiviert Mister Hillwood diesen Eindruck bewusst nach außen hin. Und ob er tatsächlich dicke mit dem Toten befreundet war? Hm ...« Freddie sah versonnen aus dem Fenster. Sie saß mit Crispin Fox in der Küche von Annabel Arnholtz' Haus in Greenwich. Iggy Hegan, ehemaliger Gassenjunge und mittlerweile so etwas wie Annabels Ziehsohn, stand am Herd und goss kochendes Wasser auf die Teeblätter in der Kanne.

»Diese Musiker machen uns doch alle was vor«, schimpfte Crispin neben ihr. »Die schließen die Reihen und halten dicht. Laurence Verbier kann seine Freude darüber, zum ersten Trompeter aufgestiegen zu sein, kaum beherrschen. Und der Dirigent würde uns am liebsten fortscheuchen und zur Tagesordnung übergehen. Was sind das nur für Menschen?«

»Künstler eben. Für die zählt nichts anderes als ihr Gefiedel«, bemerkte Iggy mit ironischem Unterton. Für sein jugendliches Alter – mit achtzehn Jahren sah er keinen Tag reifer aus als fünfzehn – besaß er eine umfassende Lebenserfahrung, die einem harten Alltag auf der Straße und im Armenhaus geschuldet war. Sein Unterkommen bei Annabel Arnholtz war die Rettung für den Jungen gewesen. Und auch gewissermaßen für die Hausherrin, die ihn in ihr Herz geschlossen hatte.

»Warum kochst du den Tee und nicht Freda?«, fragte Freddie dazwischen.

»Weil ihr Gebräu abscheulich schmeckt«, flüsterte Iggy mit sichtbarem Schaudern.

Freddie grinste. Freda hatte vormals als Dirne im Bordell von Annabel gearbeitet und war als Hausangestellte mit ins neue Leben übernommen worden. Die

resolute Endvierzigerin gab sich redlich Mühe in der Küche, aber eine gute Köchin würde aus ihr nicht mehr werden. Umso besser, dass Iggy Gefallen daran fand, wohlschmeckende Gerichte zu zaubern und den Tee zuzubereiten. Der Junge steckte wirklich voller Überraschungen. Er hatte eine Vorliebe für gute Schuhe und schicke Anzüge. Über der modisch grau karierten Hose trug er eine ordentlich geknotete Küchenschürze, um sein weißes Hemd zu schützen. Kurz vor Ankunft der Ermittler hatte er Scones gebacken, die auf einer Etage angerichtet darauf warteten, serviert zu werden. In der Küche lag ein herrlicher Duft nach Kuchen und Marmelade, vermischt mit Kräuterwohlgerüchen, die durch die offen stehende Hintertür aus dem Gemüsegärtchen hereinwehten. Es herrschte eine entspannte Atmosphäre. Wann immer Freddie zu Besuch bei Annabel Arnholtz war, zog es sie sofort in die Küche, wo Iggy ein heimeliges Ambiente geschaffen hatte, nach dem er sich wohl auch selbst gesehnt hatte. Darüber hinaus wollte sie ihrem Onkel Zeit allein mit Annabel gönnen und nicht ständig wie eine Anstandsdame dabei sitzen.

Es war für Freddie nicht immer einfach, die Frau an der Seite ihres Onkels zu akzeptieren, obwohl sie Annabel schätzte und wusste, wie tief die beiden füreinander empfanden. Ihre Bedenken begründeten sich nicht in Eifersucht. Vielmehr verspürte sie Mitleid, weil Lord Philip Dabinott und Annabel Arnholtz sich aufgrund von bornierten Klassenressentiments ihrer Mitmenschen wahrscheinlich nie öffentlich zueinander würden bekennen können. Sie würde stets die Geliebte bleiben, über die getuschelt wurde, und er offiziell Junggeselle. Wegen des Altersunterschieds von ledig-

lich zwölf Jahren betrachtete Freddie ihren Onkel eher wie einen Bruder. Dem der Weg in die Ehe mit Annabel verwehrt blieb. Es durfte gemunkelt und gemutmaßt werden, aber eine ordentliche Beziehung zwischen dem Adligen und der ehemaligen Bordellbesitzerin galt als ausgeschlossen. War das vielleicht besser so, nun da Lord Philip die Nachfolge von Professor Brown als Vorsitzender des Sebastian Clubs angetreten hatte? Auch Brown war zeitlebens ungebunden geblieben und hatte sich vornehmlich auf seine Arbeit konzentriert. Lord Philip war erst sechsunddreißig, Annabel um die Vierzig. Vor ihnen lag eine familienlose Zukunft.

Um auf andere Gedanken zu kommen, trug Freddie die Etagere hinüber in den Salon, wo sie ein Glänzen in Doktor Pebsworths Augen zauberte. Nach der anstrengenden Befragung der Musiker hatten sich die Ermittler nach Greenwich zurückgezogen. Annabels Haus war mittlerweile eine weitere fixe Anlaufstelle für Treffen und Besprechungen geworden. Oder einfach nur, um in privatem Rahmen gemütlich Tee zu trinken.

»Scones!«, rief der Doktor aus. »Mit Erdbeermarmelade!«

»Von Iggy höchstselbst gebacken«, sagte Annabel, die neben Lord Philip auf einem Sofa mit elegant geschwungener Rückenlehne saß.

»Köstlich. Der junge Mister Hegan entwickelt ungeahnte Talente. Wer hätte das gedacht, als er zerlumpt im Gebüsch vor Ihrem Haus auf der Lauer lag, Lord Philip?«

»Also ich habe sein Potenzial schon damals erkannt«, behauptete der, bevor er sich an seine Nichte wandte. »Du hattest dich vorhin gut unter Kontrolle. Ich kann mir vorstellen, wie Mister Wilfrieds Einstellung dich

enerviert hat, aber du hast dich zurückgenommen, um die Befragung nicht zu erschweren. Respekt, Freddie.«

»Er ist ein Esel«, sagte sie dumpf.

»Dem wir leider weiterhin auf den Zahn fühlen müssen.« Er wollte noch etwas hinzufügen, hielt aber sichtlich irritiert inne. »Von wem sind die Blumen, An-nabel?«

Auf einem Beistelltisch stand ein Strauß weißer Rosen.

»Von Laurence Verbier. Ich war selbst überrascht, als sie heute geliefert wurden und dachte zuerst, sie wären von dir. Woher kennt Mister Verbier meine Adresse?«

»Und weshalb sendet er dir Rosen?«

Sie hielt ihm die Karte hin, die dabei gewesen war.

»Musik und Schönheit gehen Hand in Hand. In aufrichtiger Bewunderung, Laurence Verbier«, las Lord Philip vor. Es war unschwer zu erraten, was er dachte, als er die Karte zerknüllte und nach Freda klingelte, damit sie die Vase entfernte.

»Mir scheint, Sie haben einen neuen Bewunderer, Mrs Arnholtz«, merkte Doktor Pebsworth an. »Mister Verbier scheint über ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein zu verfügen.«

»Ich schlage vor, dass sich zwei von uns morgen den ganzen Tag über im Great Eastern aufhalten und die Musiker nicht aus den Augen lassen. Für diese Aufgabe melde ich mich gern freiwillig«, brummte Lord Philip. »Die anderen beiden Ermittler dürfen ein Ausflug aufs Land unternehmen.« Er deutete auf Crispin, der rasch den letzten Bissen seines Scones hinunterschluckte und einen großen Schluck Tee nahm, bevor er sprach.

»Was die Nachforschungen bezüglich Professor Brown betrifft – die wir natürlich nicht vernachläss-

sigen wollen – ich habe herausgefunden, wo Ridgeway House liegt. Es ist der Landsitz von Colonel Ellingford, Professor Browns früherem Freund aus Indien. Wer möchte sich zusammen mit mir dorthin auf den Weg machen? Die Adresse habe ich notiert.« Aus der Innentasche seines Jacketts zauberte er flugs einen gefalteten Zettel hervor, den er eingeklemmt zwischen Zeige- und Mittelfinger in Richtung Freddie hielt. Seine Mundwinkel zuckten, als sie sofort nach dem Papier griff.



## Kapitel 5

### Middlesex – Freddie

»Wie großzügig von deinem Onkel, uns alleine ermitteln zu lassen. Für gewöhnlich passt er auf wie ein Schießhund, damit ich dir nicht zu nahe komme.« Crispin beugte sich in der schaukelnden Kutsche zu Freddie und küsste sie. Als sie durch ein Schlagloch rumpelten, wurden sie auseinandergeschleudert und mussten lachen.

»An seiner Stelle wäre ich auch vorsichtig«, antwortete sie neckisch. »Wo wir doch bei jeder Gelegenheit übereinander herfallen.«

»Wenn es nur so wäre!« Er verdrehte theatralisch die Augen und sah dabei sehr jungenhaft aus. »Aber mal ehrlich, Freddie. Wir wissen beide, dass es nicht ewig so weitergehen kann. Irgendwann werde ich eine ehrbare Frau aus dir machen müssen.«

Sie spürte einen nervösen Stich im Magen, wie immer, wenn das Thema auf ihre unkonventionelle Beziehung kam. Crispin machte zwar gern Scherze darüber, doch ginge es nach ihm, wären sie längst verheiratet. Freddie wusste, dass er lediglich aus Angst vor Zurückweisung die alles entscheidende Frage noch nicht gestellt hatte und dafür war sie ihm dankbar. Das Schlimmste, was sie sich vorstellen könnte, wäre nicht mehr ermitteln zu dürfen. Und wer hatte je von einer verheirateten Frau gehört, die einen Beruf ausübte? Noch dazu unter Männern?

Sie ließen die belebten Straßen der Stadt hinter sich und fuhren hinaus nach Harrow, wo sich auf einer Anhöhe eine bekannte Privatschule samt Nebengebäuden breit machte.

Ein Schaudern durchfuhr Crispin, der selbst äußerst ungerm im Internat gewesen war und Freddie allenthalben Geschichten von rüden Erziehungsmethoden in derartigen Instituten erzählte. Sie drückte seine Hand.

»Die Harrow School muss sich neben Eton nicht verstecken. Wusstest du, dass Lord Palmerston, ein früherer Premierminister, hier war?« Seine Stimme klang betont forsch. Mit spitzem Finger wies er auf das rote Ziegelgebäude im neugotischen Stil, das die Bibliothek beherbergte und aussah, als wäre es einem düsteren Traum entsprungen. »Das stand zu seiner Zeit noch nicht, es scheint neu zu sein. Gruselig.«

Beide atmeten auf, sobald sie das weitläufige Gelände mit Kapelle und Schülerwohnheimen passiert hatten. Ein kleiner Laubwald trennte es vom benachbarten Anwesen. Als sie in den Waldweg einfuhren, schien noch die Sonne, beim Verlassen erwarteten sie düstere Gewitterwolken und Wind kam auf.

»Der Wetterumschwung kam aber schnell«, murmelte Freddie und war froh, als der Kutscher sie darüber informierte, dass sie so gut wie am Ziel seien. Vorbei an brach liegenden Pferdekoppeln, deren Zaunbretter morsch und zerbrochen waren, führte sie ihr Weg eine von Pappeln gesäumte Allee entlang zum Landsitz von Colonel Ellingford, von dem sie sich Informationen über Professor Brown erhofften.

Genau in dem Augenblick, als sie das Gebäude erblickten, zuckte ein grellgelber Blitz darüber hinweg, der die Kutschpferde zum Scheuen brachte.

»Gütiger Gott, wer will hier wohnen?«, entfuhr es Freddie. »Das sieht noch schlimmer aus als das Internat.«

Die Fassade mit den kleinen Fenstern wurde von treppenartig auf- und absteigenden Dachgiebeln gekrönt, die an eine Zackenkrone erinnerten. Am grauen Stein hatten sich Flechten festgesetzt, was einen verwahrlosten Eindruck machte. Links und rechts des Eingangsportals standen verwitterte Adlerstatuen, ebenfalls grau. Unter dem Dachgesims spähten bröckelnde Gargoyles auf sie herab und Freddie befürchtete, dass jederzeit ein Stück von den Wasserspeiern abbrechen und auf sie herunterfallen könnte.

Da starker Wind über die Vorfahrt blies und kleine Steinchen mit sich fegte, fuhr der Kutscher mit den Pferden um die schützende Hausecke, nachdem sie ausgestiegen waren, und überließ die beiden Detektive ihrem Schicksal.

Niemand öffnete auf Crispins Klopfen. Erst als er den Klingelzug mehrmals betätigt hatte, hörten sie, wie drinnen der Riegel aufgeschoben wurde.

Das Gesicht eines alten Mannes erschien im Türspalt, mit eingefallenen Wangen und einer Nase, spitz wie ein Rabenschnabel.

»Sie wünschen?«

»Mein Name ist Crispin Fox und das ist Miss Westbrook. Wir würden gern Colonel Ellingford sprechen.«

»Haben Sie sich angemeldet?«

»Ja«, log Crispin.

»Das glaube ich nicht. Sonst wüssten Sie, dass der Colonel nicht hier weilt.«

»Was? Oh nein!« Freddie trat vor und rief gegen den Wind an. »Wir müssen ihn sehen. Es handelt sich

um eine äußerst wichtige Angelegenheit. Bitte, guter Mann, wo finden wir ihn?»

Ihr flehentlich Blick rührte wohl den Alten, denn er trat beiseite und ließ sie aus dem losbrechenden Sturm in die Eingangshalle treten. Auf dem Steinboden lagen ausgebleichene Teppiche, an denen deutlich Nagespuren von Mäusezähnen erkennbar waren. Die Tür knarzte beim Schließen und verschluckte das ohnehin spärliche Licht fast gänzlich.

»Der Colonel leidet an der Schwindsucht und hat sich in ein Sanatorium zurückgezogen. Hier in Ridge-way House sind nur noch die Köchin, der Gärtner und ich. Viel zu viele Leute für ein leer stehendes Gebäude«, brummte er.

»Haben Sie eine Adresse für uns? Dann suchen wir Colonel Ellingford dort auf, falls sein Gesundheitszustand dies erlaubt. Sie würden uns sehr weiterhelfen.« Freddie brachte ein Lächeln zustande, obwohl sie in den muffigen Räumen Beklemmung verspürte.

»Hm. Ich muss nachsehen. Warten Sie hier.« Er deutete auf den Boden, um keinen Zweifel daran zu lassen, dass er exakt diese Stelle meinte, an der sie verharren sollten.

Dann schlurfte er davon, warf nach ein paar Metern einen misstrauischen Blick über die Schulter zurück, als wolle er sichergehen, dass seine beiden Besucher nicht heimlich etwas einsteckten.

Sobald er verschwunden war, durchquerte Freddie die Eingangshalle und stieg die große Freitreppe hinauf, die in die oberen Stockwerke führte.

»Was machst du denn?«, zischte Crispin hinter ihr, folgte ihr aber auf dem Fuß.

Sämtliche Möbel waren mit Tüchern verhängt. Nur die Gemälde an den Wänden nicht. Vor dem lebens-

großen Porträt einer Dame stoppte Freddie. Die blonde Schönheit trug ein weißes Kleid mit ausladendem Reifrock. In Händen hielt sie einen Strauß Kornblumen, deren Blau sich in der Farbe der Augen widerspiegelte. Ihr Haar war zu einer Flechtfrisur gesteckt, wie sie zu Zeiten der jungen Königin Victoria in Mode gewesen war. Im Hintergrund hatte der Künstler eine Pferdekoppel gemalt, auf der Fohlen spielten.

»Was erlauben Sie sich! Sie sollten im Eingang warten!«

Ertappt fuhren die Detektive herum. Wie aus dem Boden gewachsen stand der alte Hausdiener hinter ihnen, die grauen Brauen gerunzelt, mit missbilligend geschürzten Lippen, die fast seine Nasenspitze berührten.

»Bitte verzeihen Sie, aber ich habe dieses Meisterwerk entdeckt und konnte nicht anders. Wer ist die Dame und wer hat sie gemalt?«

»Keine Ahnung, wer das gemacht hat. Es ist das Bild von Leonora Ellingford, der Gattin des Colonels.«

»Dürften wir vielleicht mit ihr sprechen?« Freddie's Herz pochte aufgeregt.

Der Alte grunzte. »Madam ist seit vielen Jahren tot.« Er drückte ihr eine Visitenkarte in die Hand. »Hier haben Sie die Adresse, die Sie wollten. Und jetzt sehen Sie zu, dass Sie raus kommen. Ich muss das Haus dicht machen wegen des Sturms.«

Ohne ein weiteres Wort schob er sie zur Tür und ehe sie protestieren konnten, fanden sich die beiden draußen im Regen wieder. Sie riefen nach dem Kutscher, aber offenbar hatte er sich und seine Tiere in Sicherheit gebracht. Kein Wunder, bei diesem Wetter.

»Nächstes Mal fahren wir mit dem Automobil, das haut wenigstens nicht ab, wenn es ein wenig donnert«,

schimpfte Crispin. Wie zur Bestätigung krachte es unmittelbar über ihnen.

»Was machen wir jetzt?« Der Regen drang langsam durch Freddie's Kleidung und obwohl es nicht kalt war, brauchten sie einen Unterstand.

»Wir haben nicht viele Möglichkeiten, nachdem uns dieser unfreundliche Hausgeist die Tür vor der Nase zugeknallt hat. Lass uns zurück in Richtung Harrow gehen. An der Hauptstraße habe ich ein Inn gesehen. Vielleicht ist man dort gastfreundlicher.«

Das würde mindestens eine halbe Stunde dauern und sie müssten bei dem Unwetter das Wäldchen durchqueren. Kein verlockender Gedanke.

»Oder wir warten einfach im Pferdestall, bis es aufhört zu regnen. Der steht sowieso leer, wie es aussieht.« Freddie wies auf ein Nebengebäude, dessen Tür knarzend in den Angeln schwang.

»Gute Idee!« Crispin ergriff ihre Hand und gemeinsam rannten sie los. Sicher würde niemand der drei Bediensteten im schlimmsten Unwetter nach draußen kommen. Und selbst falls doch, würde Freddie sich keinen Meter mehr bewegen, beschloss sie, als sie auf einem Strohhallen niedersank. Die Pferdeboxen waren allesamt verwaist, lediglich der Geruch erinnerte noch an ihre vormaligen Bewohner. Eine Katze hatte sich ein Nest im Stroh gebaut und öffnete kurz die Augen, um die Neuankömmlinge zu mustern. Unbeeindruckt von der menschlichen Störung sowie vom Gewitter, legte sie gleich darauf den Kopf wieder auf die Pfötchen und schlief weiter. Oben in den Dachbalken flatterten Schwalben.

»Zugig«, konstatierte Crispin. »Aber trocken.« Er wollte aus seiner Jacke schlüpfen, um sie Freddie umzulegen.

»Lass nur. Wir sind beide pitschnass, das würde nichts bringen. Aber lieb von dir.«

»Eigentlich sollten wir unsere Sachen ausziehen.«

Sie grinste ihn an. »Ich denke nicht.«

Er gab sich mit einem Schulterzucken geschlagen und streckte sich auf dem Stroh aus, die Hände hinter dem Kopf verschränkt.

»Die Pferdekoppel auf dem Gemälde hatte neue Zäune. Alles sah frisch und sauber aus. Was ist hier geschehen, um das gesamte Anwesen in diesen verwahrlosten Zustand verfallen zu lassen?«

»Es kümmert sich einfach niemand mehr darum, seit der Hausherr weg ist.«

Freddie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist es nicht. Die morschen Bretter, die Leere. Hier herrscht seit vielen Jahren kein glückliches Leben mehr. Ich kann die Trauer förmlich spüren, die von allem ausgeht.«

»Ist das weibliche Intuition oder kannst du das mit Beweisen stützen, Frau Ermittlerin?«

»Du bist schrecklich, Crispin.« Sie warf eine Handvoll Stroh nach ihm. »Überleg doch mal. Ich wette, die verblichene Mrs Ellingford ist die Frau aus den Briefen des Professors. Die waren von einer Nora. Leonora – Nora – das kann kein Zufall sein. Ich habe sie gelesen, es sind eindeutig Liebesbriefe. An Aristotle Brown. Nora und Aristotle waren ein Paar, da bin ich mir absolut sicher. Warum hat sie diesen Colonel geheiratet? Die flachsblonde Farbe der Haarlocke, die wir gefunden haben, passt überdies.« Sie setzte sich kerzengerade hin. »Ich bin davon überzeugt, Leonora Ellingford war Professor Browns große und tragische Liebe, deren Andenken er bis zu seinem Lebensende aufbewahrt hat.«

Crispin runzelte die Stirn. »Weshalb hat er uns als letzten Auftrag erteilt, dieser Geschichte nachzuspüren, was denkst du?«

»Weil sie voller Leid und Schmerz ist. Wäre sie gut ausgegangen, hätte Mrs Ellingford Mrs Brown geheißt. Und wer weiß, vielleicht wäre sie noch am Leben. Möglicherweise hat Colonel Ellingford seine Gattin in einem Eifersuchtsanfall getötet und wir sollen das beweisen.«

»Ach Freddie. Jetzt geht aber wirklich die Fantasie mit dir durch. Komm her. Leg dich zu mir.« Er breitete einen Arm aus und sie kuschelte sich an seine Schulter. Gemeinsam sahen sie hinauf zum Dachgebälk und hörten dem prasselnden Regen zu, zählten die Sekunden zwischen Blitz und Donnerschlag.

»Gut, dass wir uns nicht auf den Weg in den Ort gemacht haben«, murmelte Crispin an Freddie's Ohr. »Ist dir kalt, mein Herz? Soll ich dich wärmen?«

Er neigte den Kopf und küsste sie. Als sie seinen Kuss erwiderte, legte er sich auf sie und begann die Knöpfe ihres Oberteils zu öffnen, einen nach dem anderen. Dabei ging er geschickt vor. Er wusste genau, was er tat, und Freddie fand das sehr erregend. Vorsichtig streifte er das Kleid von ihrer Schulter und überzog ihren Hals mit vielen hingehauchten Küssen, was herrliche Schauer über Freddie's Rücken jagte. Sie schlang ein Bein um seine Hüfte und zog Crispin näher an sich. Plötzlich erschien ihr seine Idee, die Kleidung ausziehen, sehr gut.

Nachdem das Gewitter vorüber war und der Kutscher mitsamt Gefährt nicht wieder auftauchte, dauerte es in der Tat länger als eine halbe Stunde, bis Freddie und

Crispin das Wäldchen durchquert und das Inn auf der Hauptstraße erreicht hatten. Die Sonne brach durch und verwandelte die Luft in dampfende Schwaden, die aus den Feldern emporstiegen. Freddie's Schuhe waren schlammverschmiert, ihr Haar hatte sich in der Feuchtigkeit gekräuselt, aber sie und Crispin trugen ein glückliches Lächeln auf den Lippen. Sicherlich boten sie einen abenteuerlichen Anblick, als sie das Gasthaus betraten.

Sie baten den Wirt, eine Kutsche zu bestellen und tranken Appleder und Ale, während sie warteten.

»Du siehst bezaubernd aus«, sagte Crispin mit einem verliebten Blick auf Freddie.

Sie strahlte ihn an. »Du auch.«

»Am liebsten würde ich hierbleiben, allein mir dir. Es wäre wundervoll, wenn wir Zeit zu zweit hätten, ohne Verpflichtungen und andere Menschen.«

Da musste sie ihm aus vollem Herzen beipflichten, obwohl sie sich das nicht laut zu sagen getraute. Sie sehnte sich danach, Crispin nicht nur im Rahmen von Ermittlungen zu sehen, sondern ihr Leben mit ihm zu teilen. Eine erschreckende Erkenntnis, mit der sie im Moment so gar nichts anzufangen wusste.

Freddie räusperte sich und zog vorsichtig die vom Regen durchweichte Visitenkarte aus dem kleinen Beutel, der ihr als Handtasche diente.

»Hospital for Consumption and Diseases of the Chest, Brompton«, las sie vor. »Ich fürchte, wir müssen den ganzen Weg wieder zurück. Und wenn ich mir das Vehikel ansehe, das der freundliche Wirt für uns organisiert hat, wird das eine Weile dauern.«

Ungläubig starrten sie aus dem Fenster des Inns auf den wartenden Ochsenkarren, dessen Kutscher,

zweifellos ein örtlicher Bauernjunge, fröhlich zu ihnen hereinwinkte.

Sie teilten sich die Ladefläche mit Äpfeln, die der Junge zum Markt brachte, und holperten gemütlich im Schneckentempo zurück in die Stadt. Die Landschaft sah nach dem Gewitter aus wie frisch gewaschen. Zumindest so lange, bis Londons Schlotte in Sicht kamen, die Straßen belebter wurden und die Metropole sie verschluckte. Sobald sie ein Hansom Cab vorbeifahren sahen, hielten Crispin und Freddie es an und stiegen um. Natürlich nicht ohne sich zu bedanken und den Jungen für seine Dienste gebührend zu entlohnen.

»Wohin?«, fragte der Kutscher.

Eigentlich sollten sie sich zuerst saubere und trockene Kleidung anziehen und Freddie's Haar benötigte dringend Zuwendung. Aber es war mittlerweile später Nachmittag und wenn sie nicht im Club erscheinen wollten, ohne irgendeinen Erfolg präsentieren zu können ...

»Fulham Road, Consumption Hospital«, sagten sie wie aus einem Mund.

Das E-förmig in drei Trakten angelegte Gebäude aus roten Ziegeln und Ancaster Kalkstein sah aus wie der feudale Wohnsitz einer wohlhabenden Familie. Umgeben von Gartenanlagen, gekiesten Wegen und Blumenbeeten wies die Fassade auf die Fulham Road. Als das Krankenhaus vor gut fünfzig Jahren errichtet worden war, hatten seine Planer die wohltuende, feuchte Luft im ländlichen Brompton bedacht, die den lungenkranken Patienten Erleichterung verschaffen sollte. Mittlerweile hatte das große London seine Fühler nach dem Vorort ausgestreckt und die Stadt kroch unvermeidlich

näher. Trotzdem verströmte das Hospital noch immer eher ein Flair von Sommerfrische als das von unheilbarer Schwindsucht.

Auch im Inneren setzte sich das gehobene Ambiente fort. Freddie und Crispin zeigten sich beeindruckt. Eine Krankenschwester in gestärkter Schürze führte sie durch lichtdurchflutete Gänge auf die hintere Veranda, an die sich weitere Gärten anschlossen.

»Wie nett, dass Sie nach dem Colonel sehen. Da wird er sich freuen, bekommt er doch so selten Besuch.« Etwas abseits von den anderen Patienten saß ein älterer Herr auf einem Rattanstuhl. Obwohl die Sonne in spätnachmittäglicher Milde schien, trug er eine blau-grün karierte Woldecke über den Schoß gebreitet.

Er war schmal, mit Tränensäcken und einem fahlen Teint, der nur allzu deutlich verriet, wie es um ihn stand. Helle, wässrige Augen musterten sie eingehend.

»Colonel Ellingford«, sprach die Krankenschwester ihn in einer Lautstärke an, als wäre er schwerhörig statt lungenkrank. »Hier ist Ihr Großneffe, der Sie besuchen kommt.« Sie tätschelte seine Schulter und ließ sie dann allein.

Wortlos zeigte der alte Herr auf einen Stuhl. Crispin zog ihn Freddie heran und rückte ihn für sie zurecht. Er selbst blieb stehen.

»Ich kann zwar kaum mehr atmen, aber mein Gehirn funktioniert noch so gut, dass ich mit Sicherheit weiß, dass ich keinen Großneffen habe. Wer sind Sie?«

»Bitte verzeihen Sie unser unangemeldetes Eindringen, Colonel. Mein Name ist Crispin Fox und das hier ist Miss Westbrook. Wir würden Ihnen gern im Auftrag des Sebastian Clubs ein paar Fragen stellen.«

Ein Röcheln drang aus dem Mund des Herrn. »Browns Handlanger? Dachte, der alte Schnüffler ist tot. Will er mich heimsuchen?«

»Hätte er denn einen Grund dazu?«, fragte Freddie.

Ein stechender Blick musterte sie von oben bis unten. Der Colonel war kein warmherziger Mann, das spürte sie nur allzu deutlich. In seinen Augen lag eine allumfassende Kälte, die ihr Schaudern über den Rücken trieb. Wie schrecklich mochte eine Ehe mit ihm gewesen sein? Hatte Nora gelitten?

»Sie waren mit Sicherheit sein Liebling.« Er ignorierte die Frage. »Groß, blond, blauäugig, hübsch. Ganz genau wie ...«

»Nora?«

Er zuckte zusammen. »Woher kennen Sie den Namen meiner Frau? Hat Brown von ihr erzählt? Alles Lügen!« Ein Hustenanfall schüttelte seinen Oberkörper und Colonel Ellingford presste rasch ein Taschentuch vor den Mund.

»Was meinen Sie?«

»Stehlen wollte er sie mir, Ihr feiner Herr Professor. Dachte, mit seinem akademischen Getue und ein paar schönen Worten könnte er sie beeindrucken. Aber sie wollte mich. Von Anfang an. Darüber ist er nie hinweggekommen.«

»Wie ist Ihre Frau gestorben?«, fragte Crispin vorsichtig.

»Das geht Sie nichts an. Lassen Sie mich in Frieden.« Ein neuerlicher Hustenanfall durchzuckte den mageren Körper und blutiger Schaum trat in die Mundwinkel. Mit weit aufgerissenen Augen versuchte sich Colonel Ellingford aus seinem Stuhl zu erheben.

»Gehen Sie!«

Erschrocken sprang Freddie auf. Der alte Herr echauffierte sich extrem, hoffentlich schadete dies seiner Gesundheit nicht noch zusätzlich. Aus dem Augenwinkel bemerkte sie eine herbeieilende Krankenschwester.

»Verzeihen Sie, Colonel. Auf Wiedersehen.« Sie zupfte Crispin am Ärmel und die beiden suchten rasch das Weite. Die Schwester drückte den noch immer hustenden Patienten wieder in den Rattanstuhl und wischte das Blut ab. Als sie die Decke zurück auf seinen Schoß legen wollte, stieß er sie unwirsch weg.

»Sie haben kein Recht, alles einfach aufzuwühlen«, keuchte er ihnen nach. Die raue Stimme ging Freddie durch und durch. Was hatten sie getan? Offensichtlich war zwischen Aristotle Brown und Alfred Ellingford etwas vorgefallen, das mit der geheimnisvollen Nora zu tun hatte und noch immer große persönliche Wellen schlug. Nur was?

»Das lief nicht so gut«, konstatierte Crispin lakonisch, als sie zurück im Club am Berkeley Square waren. »Ich hätte mir etwas mehr Information gewünscht.«

»Pffft«, machte Freddie. »Kurzzeitig habe ich befürchtet, er fällt um, weil er sich so aufregt.«

Sie saßen im Besprechungsraum, fernab der anderen Clubmitglieder, und warteten auf die Rückkehr von Lord Philip und Doktor Pebsworth. Crispin blätterte in den Unterlagen, die auf dem Tisch lagen. »Wir sollten mit Merrit Fraser reden. Vielleicht kann der Licht ins Dunkel bringen.«

»Der Studienfreund des Professors? Natürlich! Bestimmt weiß er mehr.«

Crispin seufzte. »Allerdings bezweifle ich, dass dein Onkel dem Priorität einräumt. Sicher wäre ihm lieber,

wenn auch wir uns wieder auf die Musiker konzentrieren. Das ist immerhin unser aktueller Fall.«

Hin und her gerissen studierte Freddie das Porträt des ehemaligen Clubvorsitzenden an der Wand. Seine braunen, väterlich warmen Augen hatte der Maler gut getroffen. Professor Brown fehlte ihr jeden Tag. Viel mehr als der tote Trompeter beschäftigte sie das persönliche Drama um ihren verstorbenen Freund und Mentor, an das sie soeben gekratzt hatten. Stets beherrscht, hatten in ihm Leidenschaften geschlummert, ebenso wie Schmerz und Verlust, an dem er niemanden hatte teilhaben lassen. Aber Freddie wusste, wie wichtig es Brown gewesen wäre, dass sie die Wahrheit aus ihrem Dornröschenschlaf weckten, dass endlich ans Licht kam, was zu lange verborgen war.

Sie griff sich einen der beiden Briefe, die sie im Haus des Professors gefunden hatten. »Das hier«, sie hielt ihn Crispin hin, »sind die wundervollen Worte einer Frau, die mit Leib und Seele in den jungen Aristotile verliebt ist. Er hätte ihr Herz niemals stehlen können, weil es ihm längst gehörte. Ihm und niemandem sonst, davon bin ich überzeugt. Etwas Schreckliches muss geschehen sein, dass sie ihn verließ und Ellingford heiratete. Und wir werden nicht eher ruhen, bis wir herausgefunden haben, was. Das sind wir dem Professor schuldig.«



## Kapitel 6

### Mayfair – Freddie

Die Tür ging auf und ihre beiden Kollegen spazierten herein. Doktor Pebsworth klatschte in die Hände. »Himmel, was für ein Tag! Sie können sich nicht vorstellen, wie anstrengend diese Musiker sind. Ein jeder von ihnen hat ein Ego, das größer ist als der Mount Everest.« Er plumpste auf einen der Stühle und seufzte. »Gleich gehe ich ins Dampfbad. Das entspannt mich immer.«

Lord Philip wirkte ebenfalls ermattet. »Wenigstens waren die Herren mitteilungsfreudig. Lassen Sie uns den Tag kurz zusammenfassen. Zu mehr bin auch ich nicht mehr fähig.«

Erst jetzt besah er sich Freddie und Crispin genauer. »Was ist denn mit euch passiert? Ihr seht etwas derangiert aus. Seid ihr nass geworden?«

»Durchweicht trifft es besser. Wir wurden von einem Gewitter überrascht und mussten in einer Scheune Schutz suchen.« Freddie spürte, dass sie bei diesen Worten feuerrot wurde, daher senkte sie den Kopf und tat so, als müsse sie den Brief zurück in die Akte stecken. Warum hatte sie nicht nach wir wurden von einem Gewitter überrascht abgebrochen? Bestimmt sah ihr Onkel ihr an, was sie getan hatten.

Aber Lord Philip fuhr sich mit den Handballen über die müden Augen und unterdrückte eher schlecht ein

Gähnen. »Habt ihr wenigstens etwas herausgefunden, das uns in der Sache Brown weiterbringt?«

Freddie überließ es Crispin zu berichten, der schaffte es deutlich besser als sie, einen neutralen Gesichtsausdruck zu bewahren. Seinen Vorschlag, Merrit Fraser aufzusuchen, winkte Lord Philip allerdings ab.

»Das muss warten, Mister Fox. Es ist uns gelungen, im Fall des ermordeten Trompeters die Verdächtigen einzugrenzen, und Mister Markward möchte, dass wir allesamt mit nach Karlsbad reisen, wo das Orchester weitere Konzerte geben wird, um den Mörder zu enttarnen.«

Normalerweise verreiste Freddie ausgesprochen gern. Da sie in Hongkong aufgewachsen war, gab es für sie nichts Exotischeres, als den europäischen Kontinent kennenzulernen. Dieses Mal allerdings kamen ihr die Pläne ihres Onkels ungelegen. Alles in ihr drängte danach zu bleiben und Professor Browns Vermächtnis nachzuspüren. Doch der Sebastian Club hatte Priorität, so hätte es auch der ehemalige Vorsitzende gewollt.

Karlsbad. Was wusste sie über Karlsbad? Nicht viel mehr, als dass es eine Stadt im Königreich Böhmen war, das wiederum zu Österreich-Ungarn gehörte. Kurz kamen Freddie die Ermittlungen um den blauen Pommarder in den Sinn, dessentwegen sie in die K.-u.-k.-Donaumonarchie gereist waren. Dieser Fall hatte Professor Brown das Leben gekostet. Ihr wurde schwer ums Herz und sie lenkte ihre Aufmerksamkeit auf Doktor Pebsworth, der sich vernehmlich räusperte und aufstand.

»Also, meine lieben Kollegen. Im Mordfall Carl Belami alias Charles Bosworth junior, können wir nach

den heutigen Befragungen folgende Personen in den engeren Kreis der Verdächtigen aufnehmen.«

Crispin grinste neben Freddie. Sie wusste, er liebte es, wenn der Doktor deklamierte wie ein Schauspieler auf der Bühne.

»Nummer eins, Laurence Verbier, der zum ersten Trompeter befördert wurde und den Toten offensichtlich nicht mochte. Dafür schien ihn Mrs Arnholtz beim Konzert im Hause Markward umso nachhaltiger beeindruckt zu haben.« Er machte eine kleine Pause und strich seinen Schnauzer glatt, währenddessen Lord Philip ein unwirsches Knurren von sich gab.

»Wirklich?«, fragte Freddie. »Hast du ihn zur Rede gestellt wegen der Blumen?«

»Impertinent ist er, mehr nicht«, brummte ihr Onkel. »Er hat tatsächlich gewagt, eine anzügliche Bemerkung über sie zu machen.«

»Nummer zwei«, fuhr Doktor Pebsworth fort, »Dirigent Raphael Wilfried.«

Alle nickten. Der arrogante Kerl war Freddie's bevorzugter Verdächtiger. Da es aber auf Beweise und nicht persönliche Abneigung ankam, sollte sie Letztere in den Hintergrund stellen. Sie würde sich nicht davon beeinflussen lassen, dass er sie als Frau nicht ernst nahm. Er war nicht der Erste und sicherlich auch nicht der Letzte, der sich dumm benahm.

»Nummer drei, Jonah Hillwood, die Posaune. Angeblich Belamis Freund, aber so ganz konnte er uns nicht überzeugen. Ist seine Trauer echt, oder nur gespielt? Nummer vier, Pierluigi Disonno, Italiener und Oboist. Auch ein ganz schlauer, der mächtig von sich überzeugt ist. Im Gegensatz zu den anderen hat er sich nicht davor gescheut, Gerüchte und Anschuldigungen

auszuteilen, was ihn nur noch verdächtiger macht. Er scheint ein rechter Schnüffler zu sein, der allerlei über die Kollegen weiß. Gestern verhielt er sich noch zugeknöpft, aber heute konnte er es kaum abwarten, uns zu erzählen, dass er sowohl den Konzertmeister als auch einen Fagottisten verdächtigt. Lord Philip und ich sind uns so gut wie sicher, dass zumindest er von der eigentlichen Identität des Toten wusste, auch wenn er es leugnet. Und schließlich wäre da auch noch als Nummer fünf unser Mäzen Mister Markward, den wir natürlich nicht von der Liste der Verdächtigen streichen, nur weil er will, dass wir mit nach Karlsbad kommen.«

Doktor Pebsworth setzte sich wieder. Lord Philip warf einen Blick zur Standuhr. »Dann sind wir uns also einig, dass Professor Browns Geschichte warten muss, bis wir zurück aus Böhmen sind. Fünf Hauptverdächtige und vielleicht noch ein paar mehr erfordern unsere gesamte Aufmerksamkeit. Wir treffen uns morgen früh am Bahnhof Waterloo und beenden die heutigen Ermittlungen hiermit.« Im Hinausgehen hörte Freddie, wie er vor sich hin murmelte: »Ich brauche jetzt erst einmal einen großen Whisky.«

Da stimmte ihm der Doktor zu und die beiden machten sich auf den Weg in den Gemeinschaftssalon. Crispin hielt Freddie im Flur zurück und wartete, bis die zwei Herren außer Hörweite waren.

»Warte«, flüsterte er. »Bist du damit einverstanden? Ich meine, dass wir uns erst einmal auf die Musiker konzentrieren.«

»Eigentlich nicht, aber was bleibt uns anderes übrig?«

»Ich weiß, wo Merrit Fraser ist.«

»Wie bitte? Warum hast du das nicht vorhin schon gesagt?«

»Weil es keinen Unterschied gemacht hätte.« Er zog sie mit sich zurück in den Besprechungsraum und schloss die Tür. »Er lebt hier in der Stadt. In London.«

Freddie griff nach Crispins Händen und drückte sie fest. »Wir sind nahe dran, Professor Browns Geheimnis auf die Spur zu kommen.«

»Was passiert, wenn wir es herausgefunden haben?«

»Wie meinst du das?«

Er trat einen Schritt zurück und fuhr sich mit einer fahrigen Bewegung durchs Haar. Sein Gesicht war ernst. »Seitdem wir seiner Geschichte hinterher spüren, fühlt es sich fast an, als wäre der Professor wieder hier. Wenn wir seinen letzten Auftrag erledigt haben, wird er dann für immer aus unserem Leben verschwinden? Uns endgültig verlassen?«

Das hatte sich Freddie ebenfalls schon gefragt, allerdings nicht getraut, es auszusprechen. »Ich weiß nicht, Crispin«, flüsterte sie.

»Dann lass uns nichts überstürzen. Warten wir mit dem Besuch bei Merrit Fraser, bis wir aus Karlsbad zurück sind. Auf diese Weise können wir noch länger für Professor Brown tätig sein.«

Sie umarmte Crispin und hielt ihn fest. »Einverstanden.«

Bisweilen erschien er ihr trotz seiner jungen Jahre sehr weise.

Überdies hatte Freddie ohnehin keine Gelegenheit mehr, an irgendetwas anderes als an die bevorstehende Reise hinüber auf den Kontinent zu denken. Denn daheim am Wilton Crescent scheuchte Lord Philip den Butler herum und wies zwei Hausmädchen an, seiner Nichte eiligst beim Packen zu helfen.

Für ihr Unterfangen benötigten sie nach seiner Meinung nämlich deutlich mehr und zudem repräsentativere Garderobe als sonst, denn in Karlsbad befand sich die Saison auf ihrem Höhepunkt. Er ging davon aus, dass sie sich mehrmals täglich umkleiden mussten, wenn sie unauffällig in die Masse der Kurgäste eintauchen wollten.

»Spaziergänge, Diners, Pferderennen und nicht zu vergessen Konzerte. Mister Markward ist es wichtig, dass wir aussehen, als würden wir dazugehören«, erklärte er.

»Als ob wir jemals nicht passend gekleidet gewesen wären.« Langsam ging die kontrollierende, alles bestimmende Art des Mäzens Freddie auf die Nerven. Dem Orchester inklusive Dirigent mochte er sagen, wo es lang ging. Immerhin hatte er sie quasi gekauft. Aber einen Lord Dabinott auf die Kleiderordnung aufmerksam zu machen, empfand sie als Beleidigung.

»Ich sehe das entspannt. Mister Markward ist nervös, er will sein Gesicht nicht verlieren. Das merkt man ihm eben an.«

Diese Großmut verwunderte Freddie. Für gewöhnlich tolerierte ihr Onkel derartige Präpotenz nämlich nicht. Die Erklärung für seine gute Laune folgte umgehend.

»Ach übrigens. Mrs Arnholtz wird uns begleiten.«

Freddie verharrte mitten in der Bewegung. Sie war gerade dabei gewesen, einige Sommerhüte auszuwählen. In der Hand hielt sie einen Boater aus Stroh mit gestreiftem Band und zarten Seidenblumen.

»Ach tatsächlich? Darf ich fragen, weshalb?«

»Es ist heiß und stickig in der Stadt. Annabel möchte sich ein paar Tage Sommerfrische gönnen. Das Klima

in Karlsbad ist viel angenehmer als in London zu dieser Zeit. Keine Sorge, sie wird unsere Ermittlungen nicht beeinträchtigen.« Er sah sie durchdringend an, als würde er sie herausfordern, nach dem wahren Grund zu fragen. Doch das musste Freddie nicht. Was war dabei, wenn die beiden einfach zusammen sein wollten, ohne dass die Londoner Upperclass ihnen ständig auf die Finger sah. Wenigstens für ein paar Sommertage.

»Wie schön. Ich freue mich. Sei versichert, für mich ist das durchaus ein angenehmer Umstand, lieber Onkel«, sagte sie mit einem Lächeln und meinte es auch so.



## Kapitel 7

### Karlsbad – Crispin

Zu seinem eigenen Erstaunen schaffte es Crispin, seine Überraschung über Mrs Arnholtz' Erscheinen am Bahnhof Waterloo passabel zu überspielen. Würde es gleich eine rührselige Verabschiedung von Lord Philip geben? So etwas würde absolut nicht zu den beiden passen. Als schließlich ein Gepäckträger mit einem voll beladenen Karren auftauchte und Mrs Arnholtz' Koffer in den Zug lud, sie mit den Gentlemen einstieg und sich im gebuchten Coupé der ersten Klasse neben Lord Philip niederließ, musste er sich allerdings zusammenreißen, um nicht verdutzt dreinzuschauen. Vermutlich gelang ihm dies nur unzureichend, denn Freddie stieß ihn mit dem Ellenbogen an und flüsterte: »Er nimmt sie mit nach Karlsbad. Ist das nicht romantisch?«

»Ach«, machte Crispin. »Ist es das?«

Unter Professor Brown hätte sich keiner der Detektive die Freiheit herausgenommen, Privatpersonen mit auf eine Ermittlungsreise zu nehmen. Immerhin ging es hier nicht um ein entführtes Schoßhündchen, sondern um Mord. Konnte Lord Philip dafür garantieren, dass seine Geliebte weder sich selbst in Gefahr brachte, noch die Arbeit behinderte? Indes, Crispin war nicht in der Position, den Vorsitzenden des Sebastian Clubs zu kritisieren, denn seine Beziehung zu Freddie bewegte sich

auf sehr dünnem Eis, was die Akzeptanz ihres Onkels betraf. Und hing maßgeblich davon ab, dass er ihnen nicht dazwischenfunke. Deswegen hielt Crispin lieber den Mund und nahm sich vor, das Ganze zu beobachten. Ein Blick zu Doktor Pebsworth gegenüber auf der anderen Sitzbank verriet ihm, dass auch sein Kollege konsterniert war. Aber gut. Dass nicht alles genauso weitergehen würde wie unter Professor Brown, war recht und billig. Bisher hatte Lord Philip den Sebastian Club tadellos geleitet. Da sollte seine Begleitung durch eine alleinstehende Dame kein Problem darstellen.

Sie fuhren bis Dover, setzten auf den Kontinent über und erreichten via Brüssel und Würzburg schließlich Karlsbad.

Crispin hatte sich keinerlei Vorstellung von der Stadt gemacht und war aufs Angenehmste überrascht. Umgeben von sattgrünen Wäldern und Hügeln, schmiegte sich der Kurort in ein idyllisches Tal. Ein Flüschen teilte ihn in eine linke und eine rechte Hälfte. Sie stiegen im Grandhotel Pupp ab, seit beinahe zweihundert Jahren das beste Haus am Platz und direkt an der Tepl gelegen.

Das überaus prächtige Gebäude mit seinen unzähligen Fenstern, Trakten und verzierten Simsens beeindruckte sogar die Eleganz gewohnten Gentlemen aus dem Sebastian Club. Erst vor fünf Jahren war das Hotel einer umfassenden Renovierung unterzogen worden, bei der die Besitzer alte Säle abgerissen und durch neue Gebäude ersetzt hatten. Seitdem zog es ein noch vornehmeres Publikum aus aller Herren Länder an. Das Grandhotel trug maßgeblich zu Karlsbads elegantem Ruf bei und gehörte dazu wie das weithin bekannte Sprudelwasser.

Doktor Pebsworth pfiff beim Aussteigen aus der Kutsche leise durch die Zähne. »Hier lässt es sich aushalten. Kein Wunder, dass alle, die es sich leisten können, hier ihre Sommerfrische verbringen.« Er streckte sich nach der Fahrt.

»Das will ich meinen. Im Vergleich zu Londons Smog schmeckt die Luft hier geradezu süß«, pflichtete Crispin bei und atmete wie zum Beweis tief durch. Bei Reisen der Ermittlerriege nahm er die Reservierung vor, daher war er gespannt auf das legendäre Hotel gewesen. »Es gibt eine Vielzahl an äußerst komfortablen Unterkünften in Karlsbad, die Auswahl fiel mir nicht leicht. Aber dem Pupp eilt ein grandioser Ruf voraus, daher dachte ich, wir gönnen uns das. Sogar der österreichische Kaiser steigt hier ab, wenn er in der Sprudelstadt weilt. Ebenso wie stets zur selben Zeit eine Schauspielerin namens Frau Schratt.« Er machte ein vielsagendes Gesicht.

Vom Eingangsportal kam ihnen Fletcher Markward entgegen, der natürlich auch hier eine Suite bezogen hatte.

»Endlich! Ich habe schon gehört, dass die Eisenbahn aus Würzburg Verspätung hatte. Aber eine ganze Stunde? Die viel gelobte Pünktlichkeit der Deutschen lässt zu wünschen übrig. Naja, nun sind Sie ja hier. Kommen Sie, kommen Sie ...« Er schnippte mit den Fingern und scheuchte drei Hoteldiener mit dem Gepäck der Neuankömmlinge herum. Dann begrüßte er Mrs Arnholtz und Freddie mit Handkuss. »Ich habe mir erlaubt, ein paar Erfrischungen zu bestellen. In der Lobby ist ein Tisch für uns gedeckt. Während Sie sich stärken, kann ich Sie auf den neuesten Stand bringen.«

Markward wirkte wie aufgezo-gen. Bereits auf der kurzen Fahrt vom Bahnhof zum Hotel waren Cris-

pin zahlreiche Aufsteller und Litfaßsäulen aufgefallen, die Plakate mit der Konzertankündigung des Boston Orchestra trugen. Über allen klebten »Ausverkauft«-Schilder. Die Erklärung dafür lieferte der Mäzen, noch bevor sie sich gesetzt hatten.

»Stellen Sie sich vor – der Skandal ist uns vorausgeeilt und hat wie ein Wunder auf den Kartenverkauf gewirkt. Jetzt kann ich es Ihnen gestehen – bislang war die Nachfrage eher schleppend. Das Publikum in diesem Kurort ist einfach verwöhnt, es wird zu viel geboten. Vaudeville Darbietungen, diese neuartige Bluesmusik aus Übersee, Ballett- und Theateraufführungen ... Es ist schwer, die Leute noch zu fesseln. Aber anscheinend hat es sich in Windeseile herumgesprochen, dass der arme Mister Belami, äh Bosworth, in London während des Konzerts verschieden ist. Das stimuliert die Fantasie, die Sensationsgier, wenn Sie verstehen, was ich meine. Nun haftet dem Orchester etwas Unerhörtes an und schon ist es interessant. In Karlsbad gibt es wenig skandalöse Abwechslung. Offenbar hoffen die werten Kurgäste auf weitere Spektakel und haben gänzlich die Tickets aufgekauft.« Markward rieb sich tatsächlich die Hände. »Deswegen haben wir kurzfristig ein zusätzliches Matineekonzert angesetzt, um der Nachfrage gerecht zu werden.« Zufrieden lehnte er sich in seinem Samtsessel zurück, steckte sich eine Zigarre an und paffte ein, zwei Mal. Er trug einen sommerlichen Anzug, der seine Leibesfülle locker umspielte. Trotzdem schwitzte er sichtbar. Weil ihm zu warm war? Oder weil ihn die Aussicht erregte, dass das Boston Orchestra auch in Europa zu Bekanntheit kam?

»Woher wusste man hier vom Tod des Trompeters?«, wollte Crispin wissen. Mit auf den neuesten Stand brin-

gen hatte er eigentlich weitere Informationen bezüglich des Mordes gemeint, der Mäzen setzte offenbar plötzlich andere Prioritäten.

Das selbstzufriedene Lächeln verschwand aus Markwards Gesicht. »Äh. Mister Wilfried hat einige Male mit der hiesigen Kurverwaltung telegraphiert. Er weiß natürlich, dass unser Orchester Geld einspielen muss, wenn es sich tragen soll. Herr Morak, der zuständige Mitarbeiter, ist rührig wenn es darum geht, Publikum zu acquirieren.«

»Es wurde also mit Gerüchten über einen Mord Reklame für ein Konzert gemacht.« Freddie fasste den Sachverhalt treffend zusammen.

Markward sog an der Zigarre und zuckte mit den Schultern, ohne sich zu äußern.

»Wo sind die Musiker untergebracht?«, fragte Doktor Pebsworth. »Sicher nicht hier im Grandhotel, vermute ich.«

»Selbstverständlich nicht. Die Herren logieren in einer Pension in der Nähe des Stadttheaters, wo sie proben.«

»Und gibt es nun irgendetwas Neues, dass Sie uns über Ihre Schäfchen berichten können? Etwas, das nicht gewerblich relevant ist?« Die Ironie in Doktor Pebsworths Stimme gefiel Crispin ungemein. Leider schien Markward sie nicht zu bemerken, er verzog keine Miene.

»Wir sind noch nicht lange hier. Ich hatte wenig Zeit, mich mit den Musikern zu beschäftigen, weil ich mich erst einrichten musste. Außerdem habe ich Sie deswegen engagiert.«

Doktor Pebsworth kniff die Augen zusammen. Der herrische Ton des Mäzens missfiel nicht nur ihm. Mark-

ward war kein feiner Mensch, sondern ein Trampel, beschloss Crispin.

Lord Philip klärte die Situation, indem er sich erhob und verkündete, dass sich die Herren nebst Freddie in einer halben Stunde wieder hier im Foyer treffen würden, nachdem sie sich frisch gemacht hätten.

Auf dem Weg nach oben zu den Zimmern bog Mrs Arnholtz in einen anderen Flur ab als die Detektive. Legte sie oder Lord Philip Wert darauf, eine Anstands-entfernung zu wahren? Sollte es den Anschein haben, sie wären nicht gemeinsam hier? Wer wollte kontrollieren, ob sich des Nachts der eine zum anderen schlich, selbst wenn ein Gebäudetrakt dazwischenlag? Crispin schmunzelte und folgte den Kollegen weiter hinein in die Tiefen des großen Hotels. Treppen und Flure waren mit dicken Teppichen ausgelegt. Mannshohe Ölgemälde von ausgezeichneter Qualität schmückten die Wände und allenthalben standen frische Blumen. Crispin bildete sich sogar ein, dass die Gänge mit Rosenaroma beduftet waren.

Er hatte Einzelzimmer für alle gebucht. Das seine war in hellen Pastelltönen ausgestaffiert, die mit den Stuckverzierungen an der Decke und dem Kristalllüster harmonierten. Vom Fenster aus konnte er die Promenade am Fluss vollständig einsehen.

Dort erspähte er den italienischen Oboisten, der mit ausladenden Gesten auf Raphael Wilfried einredete. Das Thema schien kein angenehmes, denn mehrfach drehte sich der Dirigent um, machte ein paar Schritte weg von Pierluigi Disonno, der ihm stets nachlief und weiterpalaverte.

Hastig griff Crispin seinen Hut und rannte den weiten Weg durch die Flure zurück zur Treppe und nach

unten. Im Foyer suchte er kurz hinter einer dicken Palme Schutz, weil Wilfried aufgeregt schnaubend hereinstürmt kam. Allerdings hatte der sowieso kein Auge für seine Umgebung. Er lockerte seine Krawatte und fragte an der Rezeption nach Mister Markward. Crispin nutzte die Gelegenheit, um hinaus zu schlüpfen, und hielt auf dem Vorplatz Ausschau nach dem Oboisten. Dessen schlanke Gestalt stand sehr aufrecht am kaiartig angelegten Flussufer und starrte hinunter ins Wasser.

»Guten Tag, Mister Disonno.«

Der Angesprochene zuckte zusammen, als er Crispins Stimme vernahm.

»Tut mir leid, ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Schon gut, ich war in Gedanken.« Er sprach Englisch mit stark italienisch gefärbtem Akzent. »Sie sind einer von diesen Detektiven, die Markward auf uns angesetzt hat, weil er meint, in unserem Orchester sitzt ein Mörder.«

»Womit er höchstwahrscheinlich richtig liegt.«

Der Musiker stieß ein verächtliches Schnauben aus und murmelte etwas auf Italienisch, das vermutlich eine Beleidigung war.

»Mister Fox – so heißen Sie doch, wenn ich mich recht erinnere? Seit unserer Abreise in Boston versuche ich mit dem Dirigenten zu sprechen, denn zum großen Gönner Markward dringe ich nicht durch. Aber er wimmelt mich jedes Mal ab. Gerade wollte ich mich erneut an ihn wenden. Man möchte meinen, er hätte ein, wie sagt man, ein offenes Ohr. Wo es doch um einen seiner Musiker geht. Aber anscheinend tun die Herren zwar rechtschaffen, verfolgen aber ihre eigenen Interessen.«

Crispin hatte keine Ahnung, wovon Disonno sprach. Zudem war es nicht einfach, ihn zu verstehen. Der

Singsang der italienischen Sprachmelodie, kombiniert mit falscher Grammatik und frei erfundener Betonung kam einem Kauderwelsch nahe.

»Gehen wir ein Stück? Vielleicht möchten Sie mir erzählen, was sonst keiner hören will.«

Disonno blickte sich um, sah zum Eingang des Pupp zurück und nickte. Gemeinsam spazierten sie die Alte Wiese entlang, Karlsbads schönste Straße, die vom Hotel weg in Richtung der Sprudelkolonnade führte und von Geschäften und Läden gesäumt war. Die Sonne strahlte angenehm auf sie herunter und brachte das Weiß der Gebäude zum Leuchten. Die bewaldeten Berge ringsum, die sogar vom Zentrum Karlsbads aus gut sichtbar waren, schienen einem Märchen entsprungen. Crispin dachte kurz an Freddie und stellte sich vor, sie wären zum Vergnügen hier. Irgendetwas Romantisches lag in der Luft.

»Ich weiß, wer Belami ermordet hat«, behauptete Disonno brüsk. Schlagartig wurde Crispin aus seinen Tagträumen gerissen.

»Tatsächlich? Und wer wäre das, Ihrer Meinung nach?«

»Jonah Hillwood.«

Crispin überlegte kurz. Die Posaune mit dem Südstaatenakzent? Der etwas dickliche, harmlos anmutende Kerl, dessen fleischige Lippen oft unsicher zitterten und der von sich behauptete, Carl Belamis einziger Freund gewesen zu sein?

»Interessant, ich bin ganz Ohr. Was veranlasst Sie zu dieser Aussage, Mister Disonno?«

»Er hat Sie angelogen. Hillwood wusste genau, wer Belami in Wirklichkeit war. Kurz vor seinem Tod wurde ich zufällig Zeuge eines Gesprächs, bei dem Belami

ihm seine eigentliche Identität verraten hat. Und er bat Hillwood um Verzeihung.«

»Dann war es Ihnen ebenfalls bekannt.«

»Das ist nicht der Punkt!«

Darüber ließe sich diskutieren, fand Crispin. »Weshalb entschuldigte er sich?«

Disonno rückte näher und flüsterte. »Wegen einer May Fallon-Jones.«

Den Namen hatte Crispin noch nie gehört. »Wer soll das sein?«

»Das weiß ich doch nicht. Finden Sie es raus, dafür werden Sie schließlich bezahlt. Hillwood stutzte jedenfalls kurz und meinte dann, die Dame wäre nur über zehn Ecken mit ihm verwandt gewesen und würde seiner Gefühle für Belami keinen Abbruch tun. Wenn Sie mich fragen, lief da mehr zwischen den beiden als eine Männerfreundschaft.« Er verzog angewidert das Gesicht und machte eine weitere Bemerkung auf Italienisch. Crispin konnte sich gut vorstellen, was er sagte.

Als er wenig später im Hotel dem Doktor von diesem Gespräch berichtete, packte der seinen jungen Kollegen bei den Schultern und drückte ihn kurz an seine Brust. »Wunderbar, mein Bester«, lobte er. »May Fallon-Jones! Genau! Das ist der Name des bedauernswerten Mädchens, das vor vielen Jahren den Avancen unseres Mordopfers nicht widerstehen konnte und sich seinetwegen das Leben nahm.« Er klopfte ihm auf den Rücken. »Das macht Jonah Hillwood zu unserem Hauptverdächtigen, Mister Fox. Und beweist, dass diese Musiker ein Haufen Lügner sind. Von wegen, keiner wusste, wer Belami wirklich war. Ich wette, der Posauist und die schmierige Oboe waren nicht die einzigen.«

»Sie können Mister Disonno auch nicht leiden?«

»Er erinnert mich an eine Hyäne. Diese unstillen Augen, die ständig hin und her spähen. So von unten herauf, lauernd. Er kann sich nicht ruhig halten, lügt flüssig und macht alle anderen schlecht. Das ist mir gleich bei seiner ersten Befragung aufgefallen.«

Treffend charakterisiert. Pierluigi Disonno gab sich nicht gerade Mühe, sympathisch zu wirken. Er passte nicht in ein Orchester, er war ein Einzelspieler. Crispin und der Doktor klopfen an Freddie's Tür und entzückt nahm er ihr duftig geblühtes Kleid zur Kenntnis, als sie öffnete. Sonnenschirm und Täschchen passten ebenso gut dazu wie ihr weizenblondes Haar. Sie war eine Augenweide und dies einer der Momente, in denen er froh darüber war, dass sie ihre Verkleidung als Mann aufgegeben hatte. Ermöglicht hatte das Professor Brown, indem er Freddie als erste und einzige Frau in den Sebastian Club aufgenommen hatte. Allein deswegen würde Crispin den verstorbenen Vorsitzenden stets in Ehren halten.

Aber er liebte Freddie nicht nur aufgrund ihrer Schönheit, sondern in erster Linie wegen ihres messerscharfen Verstands, der ihn gerne herausforderte und oftmals überraschte.

»Hm, ja, Hillwood spielt offensichtlich sein eigenes Liedchen«, lautete ihr Kommentar zu den neuen Erkenntnissen. »Allerdings macht sich Disonno nicht weniger verdächtig. Er hat auch gelogen, ebenfalls anfangs behauptet, nichts über Belamis Doppelidentität zu wissen. Und vielleicht hatte auch er ein Motiv. Überhaupt – meiner Meinung nach ist es an der Zeit, dem Herrn Dirigenten die Daumenschrauben anzulegen. So ahnungslos, wie er tut, kann er nicht sein. Wenn er

angeblich seine Musiker dauernd kontrolliert, muss er mehr wissen, als er zugibt.«

Mrs Arnholtz stieß als Letzte zu der im Foyer wartenden Gruppe. Nonchalant nickte sie Lord Philip zu. Jeder Außenstehende würde annehmen, die beiden wären nichts als oberflächliche Bekannte. Es tat Crispin im Herzen weh, diese Scharade zu beobachten. Was war so falsch daran, zu seinen Gefühlen zu stehen? Demonstrativ nahm er Freddie's Hand und legte sie auf seinen Arm, als sie das Hotel verließen und sich auf den Weg zur Unterkunft der Musiker machten.



## Kapitel 8

### Mühlbrunnkolonnaden – Lord Philip

Lord Philip nahm Crispins Vertraulichkeit gegenüber seiner Nichte zur Kenntnis. Sich über die Zuneigungsbekundungen seines Kollegen aufzuregen, hatte er sich abgewöhnt. Annabel neben ihm flanierte lächelnd die Alte Wiese entlang, sah bisweilen in eines der zahlreichen Schaufenster und schnupperte genießerisch.

»Was für ein Aroma. Wie gebräunte Butter! Was ist das?«

Sie standen vor einem Lädchen mit Verkaufsfenster zum Gehweg hinaus. In der Auslage reihten sich knusprige Scheiben aneinander, die wie übergroße dünne Kekse aussahen.

»Oblaten, Mrs Arnholtz«, sagte der Doktor und sog ebenfalls den Duft ein. »Ein Wahrzeichen von Karlsbad. Mrs Pebsworth war in jungen Jahren einmal hier zur Sommerfrische und hat mir davon erzählt. Sie werden zwischen zwei heißen Eisen gebacken und mit Nüssen, Mandeln und Sprudelsalz gewürzt. Ein wenig süß sind sie auch. Wollen wir?« Mit glänzenden Augen kaufte er ein paar der appetitlichen Oblaten und reichte ihr eine davon.

»Köstlich.« Im Stehen verzehrten sie das in Papier gewickelte Gebäck, dabei ließen sie auch die anderen probieren.

Niemals würde Lord Philip Dabinott in London dabei gesehen werden, wie er in der Öffentlichkeit und mit den Fingern Essen von einem Straßenverkauf zu sich nahm. Undenkbar. Aber hier in Karlsbad war alles anders. Irgendetwas wehte in der klaren Luft, das die Sinne berauschte. Trotz der vor ihnen liegenden Aufgaben fühlte er sich locker, beinahe beschwingt. Ein willkommener Zustand, musste er sich eingestehen.

Annabel wischte ihm mit dem Finger ein Mandelstückchen von der Lippe und steckte es sich in den Mund. Auch dies etwas Unerhörtes, das anderswo unvorstellbar wäre. Ein Kribbeln durchströmte Lord Philip.

»Wenn das hier vorbei ist, sollten wir beide verreisen. Allein«, flüsterte er ihr im Weitergehen zu.

»Wie oft hast du das schon vorgeschlagen, aber immer kam irgendetwas dazwischen.«

»Dieses Mal nicht, ich verspreche es.«

Die Pension Zuzana lag in der Moravska Straße am gegenüberliegenden Flussufer.

Um dorthin zu gelangen, mussten die Detektive eine schmale Fußgängerbrücke überqueren, auf der sich zahlreiche Spaziergänger tummelten.

»Ich bleibe auf dieser Seite und gehe noch ein Stück weiter«, sagte Annabel. »Die Mühlbrunnkolonnaden sollen sehr schön sein. Der Concierge hat gemeint, man kann dort wunderbar wandeln und Wasser aus mehreren Quellen verkosten. Ich habe ein Buch dabei, in dem ich lesen möchte. Sicher gibt es dort auch angenehme Ruhemöglichkeiten.«

»Dann sehen wir uns nachher wieder im Hotel?«

»Gewiss, Philip.« Sie drückte kurz seinen Arm. Mit aufgespanntem Sonnenschirm flanierte sie sodann weiter und mischte sich unter die Kurgäste.

»Kommen Sie.« Doktor Pebsworth tätschelte Lord Philips Schulter. »Wir haben noch ein Stückchen Weg vor uns. So nah am Theater, wie Markward behauptet hat, das übrigens gleich dort drüben wäre, liegt die Pension laut meinem Stadtplan nämlich nicht.«

Frau Zuzana Horakova, zweifelsohne Namensgeberin der Unterkunft, empfing sie mit einer schlechten Nachricht. »Der Dirigent ist nicht hier. Hat behauptet, er sieht sich die Sehenswürdigkeiten an. Aber die Art von Attraktion, die der sucht, kenne ich. Das Programm des Hippodroms hatte er in der Hand.«

»Mister Wilfried ist auf dem Pferderennplatz?«

»Konnte nicht schnell genug sein Mittagessen runterschlingen, konnte der. Dabei bin ich ewig in der Küche gestanden, um Knödel für die ganzen Herrn zu drehen. Logis wurde extra dazugebucht – und dann nicht mal geschätzt.«

»Ich bin mir sicher, Ihre Knödel waren hervorragend, Frau Zuzana. Böhmische?« Beim letzten Wort trat ein schwärmerischer Unterton in Doktor Pebsworths Stimme, der ihn in den Augen der Pensionswirtin augenscheinlich als Gourmet qualifizierte. Ein Lächeln verwandelte ihre rosigen Wangen in Apfelbäckchen und wischte den Missmut fort. Sie war eine aparte Frau von etwa fünfundfünfzig Jahren, schätzte Lord Philip, wohlgerundet und mit natürlichem Blondhaar, dem noch jegliche Spur von Grau fehlte. Sie trug ein himmelblaues Leinenkleid und eine gestärkte weiße Schürze darüber und bat den Besuch nun in die Küche.

»Ja, Böhmische Knödel mit Gulaschsaft. Setzen Sie sich doch, Herrschaften.« Sie zeigte auf den großen rechteckigen Tisch in der Mitte des Raums, der ihr sowohl als Arbeitsfläche für die Zubereitung ihrer Spei-

sen diene wie auch als Esstisch. Das helle Holz der Platte war blitzblank geschrubbt.

»Möchten Sie noch welche? Ich habe einige übrig.«

»Sehr gern, gnädige Frau«, sagte Doktor Pebsworth.  
»Aber nur, wenn es Ihnen keine Umstände bereitet.«

»Überhaupt nicht. Ich würde mich freuen.« Außer den Erfrischungen im Hotel hatten sie seit ihrer Ankunft in Karlsbad noch nichts zu sich genommen. Frau Zuzanas Angebot kam sehr gelegen, Doktor Pebsworth hatte immer Hunger.

Unter gegenseitigem Anlächeln servierte sie dem Doktor einen Suppenteller mit den typischen in Scheiben geschnittenen Mehlklößen und reichlich Soße.

»Sie auch?«

Crispin und Freddie stimmten erfreut zu, Lord Philip schmunzelte und verneinte seinerseits das Angebot dankend. Nichtsdestoweniger fand er es in Frau Zuzanas Küche äußerst heimelig. Sie erinnerte ihn an Iggy Hegans Reich in Annabels Haus in Greenwich. An den Wänden hingen Töpfe und Pfannen, manche aus Kupfer, andere aus Gusseisen. In einem großen Buffet sah er ordentlich aufgestapelte Teller und die Kästchen darunter beherbergten sicher allerlei weiteres Gerät. Vielleicht auch Vorräte. Oder gab es dafür eine gut gefüllte Speisekammer?

In einem Schüttenkasten an der Wand steckten gläserne Schubert mit Mehl, Salz und Zucker. Und daneben hing eine stabil befestigte Kaffeemühle mit einem Auffangbehälter für die frisch gemahlene Bohne darunter.

Frau Zuzana hatte alles tip top in Ordnung. Wenn Philip den Gesichtsausdruck des Doktors richtig interpretierte, träumte er gerade davon, wie es wäre,

täglich von ihr umsorgt zu werden. Er schien überaus angetan zu sein und sie nicht weniger.

»Abgesehen von ihrem mangelnden Appetit, wie machen sich die Herren Musiker denn sonst?« Philip nutzte die Gunst der Stunde. Einer Pensionswirtin entging selten etwas.

»Dafür dass sie erst eine Nacht hier sind, benehmen sie sich reichlich dreist. Ein streitbarer Haufen ist das, keine Gentlemen so wie Sie.« Zwar hatte sie seine Frage beantwortet, dabei aber weiterhin den Doktor angesehen, der nun tatsächlich ein wenig rot wurde. Philip musste sich sehr wundern. So empfänglich für weibliche Reize kannte er seinen Kollegen sonst nicht. Was hatte dieses Karlsbad nur an sich, fragte er sich ein weiteres Mal.

»Irgendjemand besonders auffällig?« Die Spürnase von Doktor Pebsworth widerstand tapfer seiner Flirtlaune.

»O ja. Der Dirigent und Mister Markward, der alles für die Herren gebucht hat und bezahlt – die haben sich lautstark gestritten. In Mister Wilfrieds Zimmer. Heute schon ganz früh am Morgen war er hier. Ich habe zwei Türen weiter geputzt. Viel verstehen konnte ich nicht.«

»Haben Sie zufällig irgendetwas aufgeschnappt?«

»Die beiden zankten sich um Geld. Mehr kann ich leider nicht sagen.«

»Das hilft uns sehr weiter. Vielen Dank.«

Frau Zuzana stellte ein Blech mit Johannisbeerkekuchen auf den Tisch. »Aber gern. Vielleicht noch ein Stück hiervon?«

Dieses Mal war es Lord Philip, der als Erster zustimmte und auch die anderen ließen sich gern eine Portion auflegen.

Nach der angenehmen Pause in der Küche schickte der Vorsitzende des Sebastian Clubs Crispin Fox und Freddie auf die Pferderennbahn, um Dirigent Wilfried hinterherzuspüren. Zusammen mit dem Doktor stieg er sodann die Treppe hinauf in den ersten Stock. Von Frau Zuzana wussten sie, dass zumindest Hillwood und Disonno anwesend sein mussten, daher klopfen sie an Zimmer Nummer zwölf, das die beiden sich teilten. Ein interessanter Umstand, hatte der Italiener doch offen gegen den Amerikaner gestänkert, mit dem er nun zusammenwohnte.

Jonah Hillwood schmierte irgendetwas auf seine Posaune, als sie die Tür öffneten. Er stand am Fenster und wirkte im Gegenlicht wie ein tapsiger Bär.

Pierluigi Disonno lag ausgestreckt und mit den Schuhen an seinen Füßen auf dem Bett und bemühte sich nicht, seinen Unmut über das Erscheinen der Detektive zu verbergen.

»Porca miseria«, brummte er. »Wie oft werden wir noch von diesen Privatschnüfflern belästigt? So ein junger Kerl hat mir vorhin schon ein Loch in den Bauch gefragt. Und jetzt tauchen Sie hier auch noch auf ...«

Der Posaunist wischte sich die Hände an einem Lappen ab. »Na, na, beruhige dich, Disonno. Die Herren machen nur ihre Arbeit. Guten Tag. Kommen Sie doch bitte herein.«

»Danke. Wir würden gerne mit Ihnen über eine Miss May Fallon-Jones sprechen. Sollen wir dazu woanders hingehen?«

Jonah Hillwood stemmte die Hände in die Hüften und schoss einen düsteren Blick in Richtung seines Kollegen. Der setzte sich erst jetzt im Bett auf und warf den

brennenden Stummel seiner Zigarette nachlässig in ein Wasserglas auf dem Nachtkästchen.

»Das wird nicht nötig sein. Das Vögelchen, das gezwitschert hat, ist ja anwesend.«

»Was sollte ich machen, Mamma mia? Es ist meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen.«

»Ach ja? Gilt dasselbe für mich? Dann packe ich am besten auch mal aus. Lord Philip, Doktor Pebsworth, unser Mister Disonno hier ist ein richtiger Tausendsassa. Er kann nicht nur passabel die Oboe spielen, nein, er betätigt sich nebenher auch noch als Spion, Unruhestifter und Verräter. Und möglicherweise sogar Mörder ...«

»Basta con quelle stronzate!« Der Italiener sprang auf und stürmte auf Hillwood zu. Es war ein Leichtes für Lord Philip, in der Enge des Zimmers dazwischenzugehen und die Streithähne voneinander fernzuhalten. Zumal die Statur des einen eher zart und die des anderen weich war. Kein Problem für den gut trainierten Ermittler.

»Lügen! Nichts als Lügen!«, rief Disonno.

»Ach ja? Wer schnüffelt den Kollegen hinterher und spielt uns alle gegeneinander aus? Belami wusste, was du vorhast. Er wollte es Mister Wilfried sagen, dann wärst du aufgefliegen. Deswegen hast du ihn umgebracht!«

»Ruhe!« Mit Wucht stieß Doktor Pebsworth seinen Spazierstock auf den Boden, packte die beiden Musiker und schob einen jeden in Richtung der Betten. »Setzen! So. Wir sind hier nicht in irgendeiner komischen Oper. Benehmen Sie sich gefälligst. Und nun der Reihe nach. Uns interessieren nur die Fakten. Sie zuerst.«

Mit einem weiteren hämischen Seitenblick auf seinen Kollegen meinte Jonah Hillwood: »Gern. Disonnos

Onkel stammt wie er aus Italien und ist nach Boston übersiedelt. Alte Musikerfamilie. Onkelchen hat eine eigene Kapelle gegründet, für die er gute Musiker braucht. Die wachsen natürlich nicht auf Bäumen. Daher wurde Pierluigi ins Boston Orchestra eingeschleust, um die besten abzuwerben. Dazu wühlt er mächtig Dreck auf und bringt alles durcheinander. Er hetzt gegen den Dirigenten ebenso wie gegen die Kollegen. Mister Wilfried will es nicht sehen. Für ihn zählt nur diese Tournee. Aber Belami wusste Bescheid, weil Dionso ihm ein Wechselangebot gemacht hat. Er wollte dem Chef von dieser Heimtücke erzählen.«

»Stimmt das?«

Nonchalant und auf unverwechselbar italienische Art wedelte der Oboist mit den Händen. »Was soll ich sagen? *Sempre la famiglia*, die Familie steht immer an erster Stelle. Natürlich würde es mich freuen, den ein oder anderen Musiker für meinen Onkel zu finden. Aber die Entscheidung liegt immer bei den Kollegen. Ich zwingen niemanden.«

»Pffft.« Jonah Hillwood verschränkte die Arme vor der Brust.

»Und ganz sicher würde ich niemanden töten, nur weil er mich bei Mister Wilfried anschwärzen könnte. Diese Unterstellung ist absolut lächerlich. Mehr habe ich nicht zu sagen. Basta.«

»Wollten Sie Carl Belami damit erpressen, seine wahre Identität preiszugeben, falls er nicht zu Ihrem Onkel wechselt?«, fragte Lord Philip.

»Niemals! Das ginge gegen meine Ehre.«

Die beiden Detektive sahen sich an. Lord Philip glaubte ihm kein Wort und war geneigt, sich Hillwoods Charakterisierung des Oboisten anzuschließen. Doktor

Pebsworth musste er nicht erst fragen, sein Gesichtsausdruck sprach Bände.

Er ließ das Thema vorerst auf sich beruhen und hakte bezüglich Belamis früherer Liebschaft nach. Hillwood gab unumwunden zu, ein entfernter Verwandter von May Fallon-Jones zu sein. Allerdings nur über eine angeheiratete Tante, die der Liebe wegen nach Amerika gekommen war. Außerdem hätte er May nie kennengelernt und damals nur am Rande von der Tragödie erfahren. Er zeigte sich zwar bestürzt über das Schicksal der jungen Frau, betonte aber, dass ihn das nicht in persönliche Krise stürzte.

»Und Rachepläne hatte ich keineswegs. Nur falls mein Kollege hier Sie in Richtung irgendeiner Art vendetta leiten wollte. Wie Sie wissen, waren Carl und ich befreundet. Irgendwann kam die Sprache auf Jugendsünden, er gab die seine preis und wir kamen darauf, dass es eine Verbindung zwischen meiner Familie und der von Miss Fallon-Jones gab. Ein reiner Zufall, mehr nicht. Carl bedauerte sein Verhalten von damals. Er hatte Abbitte geleistet, glauben Sie mir. Ein Leben fern der Heimat zu führen, die man in Schande verlassen musste, ist nicht einfach. Er war geläutert.«

Nun schnaubte Disonno verächtlich, schnappte sich sein Zigarettenetui und öffnete die Tür. »Wenn Sie mich nicht mehr brauchen, gehe ich frische Luft schnappen. Dann können Sie Ihre Märchenstunde ungestört weiterführen.«

»Wir sind sowieso fertig«, beschloss Lord Philip.

Sie verabschiedeten sich und verließen das Zimmer. Einem Instinkt folgend legte Lord Philip dann das Ohr an die Tür des Nachbarzimmers und drückte die Klinke, da er keinen Laut dahinter hörte. Natürlich war

abgeschlossen, doch die simple Verriegelung ließ sich rasch und mühelos mit einem schlanken Instrument öffnen, das er ständig bei sich trug.

Unten hörten sie Frau Zuzana in der Küche rumoren. Disonno war gegangen, Hillwood begann nebenan auf seiner Posaune Tonleitern zu üben. Nach einem ermunternden Nicken von Doktor Pebsworth, der am Treppenabsatz Schmiere stand, glitt Lord Philip lautlos in das leere Zimmer. Es sah ähnlich aus wie das nebenan, nur dass sich nicht zwei Betten darin befanden, sondern nur eines.

Er öffnete den Kleiderschrank und durchsuchte ihn kurz. Außer einem Tagesanzug und dem Konzertfrack fand er lediglich ein Paar abgetragener, aber polierter schwarzer Lackschuhe. Obendrauf lag ein Trompetenkoffer. Das war eindeutig das Zimmer von Laurence Verbier. Der dritte Trompeter würde sicherlich kein Einzelzimmer erhalten, dieses Privileg beanspruchte die Nummer eins für sich. Nacheinander zog er die Schubladen der Kommode auf. In der ersten lagen Notenblätter, die zweite enthielt Unterwäsche, die dritte war leer. Lord Philip schob die Hand unter das Kopfkissen. Mit einem wissenden Lächeln zog er ein Notizbuch hervor. Die Leute bewahrten persönliche Sachen stets an denselben Stellen auf. Und dann wunderten sie sich, wenn ihre Geheimnisse ans Licht kamen.

Auf den ersten Seiten hatte Verbier die bisherigen Stationen der Konzertreise stichpunktartig notiert. Seine Handschrift war schlampig und schwer zu entziffern. Er schien mit allem unzufrieden zu sein, besonders mit Raphael Wilfrieds Orchesterleitung und Carl Belamis Benehmen.

Die Einträge endeten mit den hastig hingekritzeltten Worten: *poudre de succession*.

Lord Philips Kenntnisse der französischen Sprache waren gut genug, um zu wissen, dass dies »Erbschaftspulver« bedeutete. Eine saloppe Bezeichnung für Arsenik, die Substanz, die Carl Belami getötet und seine Beerbung durch Laurence Verbier möglich gemacht hatte.

Von draußen hörte er, wie der Doktor sich warnend räusperte. Sorgfältig legte Lord Philip das Notizbuch exakt an seine ursprüngliche Position zurück und verschloss beim Hinausgehen die Tür.

»Ich glaube, der neue erste Trompeter ist unser Mann«, flüsterte er Doktor Pebsworth zu.

»Haben Sie einen Beweis gefunden?«

»Leider nein. Nur weitere Indizien, aber ich bin mir ziemlich sicher.«

»Wo ist der Kerl?«

»Das entzieht sich meiner Kenntnis. Aber ich hätte einige Fragen an ihn.«

Unten steckte Frau Zuzana den Kopf aus der Küchentür, als sie die Treppe hinunterstieg.

»Sie wollen schon gehen? Dabei habe ich gerade frischen Kaffee aufgebrüht.«

Doktor Pebsworth sah zwischen seinem Kollegen und den bittenden Augen der charmanten Pensionswirtin hin und her, daher übernahm Lord Philip die Entscheidung für ihn.

»Ich muss leider. Aber der Doktor bleibt sicher gern noch auf ein Tässchen, nicht wahr?«

Mit nachdenklich gerunzelten Brauen überquerte der Vorsitzende des Sebastian Clubs die Tepl wieder und

machte sich auf den Weg zu den Mühlbrunnkolonnaden. Wenn er Glück hatte, war Annabel noch da. Freddie und Crispin kümmerten sich um Wilfried und bestimmt entlockte der Doktor Frau Zuzana die ein oder andere weitere Information über die Musiker. Es machte keinen Sinn, auf der Suche nach Verbier ziellos durch die Stadt zu irren. Ein kleiner Spaziergang mit Annabel hingegen wäre vertretbar. Nur ein halbes privates Stündchen, nichts sprach dagegen. Andererseits musste er keine Rechtfertigung dafür finden, wenn er kurz mit den Ermittlungen pausierte. Er war der Clubvorsitzende. Allein sein Pflichtbewusstsein hinderte ihn meist daran, abzuschalten. Vor seinem Tod hatte ihn Professor Brown dazu ermahnt, sich nicht vollständig von der Arbeit vereinnahmen zu lassen. Das war nicht einfach, da sich Philip der Schwere seiner Verantwortung bewusst war. Aber hier, in diesem romantischen Städtchen, fiel es ihm zumindest ein wenig leichter.

Die Mühlbrunnkolonnade war bereits von Weitem als langgestreckte Säulenhalle sichtbar. Erbaut im Stil der Neurenaissance und noch nicht einmal zwanzig Jahre alt, hatte das Gebäude die Gemüter seiner Kritiker anfangs erhitzt. Es erinnere in seiner Formgebung an eine Kegelbahn und passe schlichtweg nicht ins Ortsbild, war bemängelt worden. Lord Philip fand es durchaus elegant. Immerhin beherbergte es fünf der heilsamen Sprudelquellen, sollte Raum zum Spazieren und Erholen bieten und gleichzeitig luftig und hell sein. All diese Ansprüche erfüllte es. Auf dem Dach standen zwölf Statuen, welche die Monate des Jahres symbolisierten. Gegen die Sommersonne anblinzelnd spähte Lord Philip nach oben zur Figur eines Jünglings, der

ein Bündel Ähren in der Hand hielt. Oder war es ein Mädchen? Genau konnte er es aufgrund des gleißenden Lichts nicht bestimmen. Der Tag war heiß und der Fluss, der direkt neben den Kolonnaden entlang plätscherte, führte kaum Wasser.

In der Wandelhalle wurde er von wohligem Schatten umfungen. Eine sanfte Brise wehte durch die offene Anlage. Hier ließ es sich aushalten. Nur wenige Menschen spazierten im Gebäude und es war nicht schwer, Annabel ausfindig zu machen. Sie saß auf einer Bank etwas abseits der Fürst-Wenzel-Quelle, deren warmes Wasser aus einem Metallhahn in ein rundes, steinernes Becken plätscherte. Um die Austrittsstelle hatten sich mineralische Ablagerungen gebildet, die wie ein knuspriger Bart den Hahn umschlossen. Eine Taube flatterte durch die Säulendurchgänge herein und weiter vorne wieder hinaus.

In Annabels Schoß lag ein aufgeschlagenes Buch, in dem sie allerdings nicht las. Stattdessen blickte sie auf zu Laurence Verbier, dem neu ernannten ersten Trompeter, der mit dem Hut in der Hand vor ihr stand und lebhaft auf sie einredete.

Philip trat hinter eine der Säulen. Er sollte sich zu erkennen geben, anstatt sich zu verstecken, doch er presste sich an den kühlen Marmor, um nicht entdeckt zu werden.

Aus der Ferne konnte er Annabels Gesichtsausdruck nicht deuten. Nun setzte sich Verbier neben sie, ganz nah, und Annabel sprang auf. Dabei fiel das Buch auf den Boden. Verbier hob es auf und reichte es ihr. Als sie danach griff, ließ er es nicht los, sondern foppte sie damit, bis sie schließlich einen Schritt zurück machte und sich abwandte. Rasch warf er das Buch wieder zu

Boden und riss Annabel an sich, in dem Versuch, sie zu küssen.

Lord Philip merkte, dass er die ganze Zeit über den Atem angehalten hatte. Er rannte auf die beiden zu, doch noch bevor er sie erreichte, trat Annabel Verbier fest auf den Fuß, so dass er sie mit einem Aufheulen losließ. Sie verpasste ihm eine Ohrfeige, die schallend im Wandelgang widerhallte.

»Sie Mistkerl!«, stieß Lord Philip hervor und versetzte dem Musiker noch zusätzlich einen Faustschlag ins Gesicht, der ihn augenblicklich bewusstlos zu Boden schickte. Jahrelanges Boxtraining zahlte sich aus.

»Das wäre nicht nötig gewesen.« Annabel klang atemlos. »Ich kann mich unerwünschter Zudringlichkeiten durchaus erwehren. Dieser Kerl ist nicht der erste Mann, der meint, sich einfach nehmen zu dürfen, was ihm nicht zusteht.«

Betont forsch griff sie nach ihrem Sonnenschirm. Philip bemerkte, wie ihre Hand dabei zitterte. Er hob das Buch auf und strich die umgeknickten Seiten glatt. In ihm tobte ein wütender Sturm. Was erdreistete sich Verbier, in aller Öffentlichkeit über Annabel herzufallen? Am liebsten hätte er ihn wieder auf die Beine gestellt und gebeutelt.

»Ich weiß. Dennoch kann ich nichts dagegen machen, dass mich blanke Wut überfällt. Und Angst um dein Wohlbefinden. Wie kann er es wagen?«

»Ich möchte gehen, Philip.« Sie machte einen wankenden Schritt. Sofort war er an ihrer Seite. Als seine Arme sie umschlossen, sank sie gegen ihn und erlaubte ihm, sie zu halten. Dafür war er ihr dankbar.

Lange würde die Säulenhalle nicht mehr menschenleer bleiben, in der Ferne näherte sich ein älteres Paar.

Ohne schlechtes Gewissen ließen sie Verbier liegen. Es tat gut, die warmen Strahlen der Sonne wieder auf der Haut zu spüren. Sie fühlten sich real an und nicht unwirklich wie das eben Erlebte.

»Er hat mich auf der Straße gesehen und ist mir nachgegangen. Ich muss gestehen, dass ich ihn lange nicht bemerkt habe. Wahrscheinlich täte es mir gut, ein wenig aufmerksamer zu werden, so wie ihr Detektive es seid. Dann könnte mich so etwas nicht mehr überraschen.« Sie schnaubte. »Jedenfalls hatte ich schon eine ganze Weile auf der Bank gesessen und gelesen, als er mich ansprach. Zugegebenermaßen bin ich erschrocken. Ich kenne niemanden hier in Karlsbad und plötzlich steht da dieser Musiker und erzählt mir, wie faszinierend er mich findet und was ich in ihm für Gefühle wecke, seitdem er mich beim Konzert in Mister Markwards Haus erblickt hat.«

Erneut merkte Philip, wie er wütend wurde, aber er ließ es sich nicht anmerken.

»Weißt du«, fuhr sie fort. »Wenn dieser Verbier mir gegenüber schon so forsch auftritt, schreckt er sicher nicht davor zurück, auch seine anderen Wünsche mit Gewalt durchzusetzen.«

»Du meinst, er ist unser Mörder?«

Sie sah ihn mit veilchenlila Augen an. »Ich würde es ihm zutrauen. Andererseits, nach meiner Erfahrung ist jeder Mensch dazu fähig einen Mord zu begehen, wenn der Druck auf seiner Seele groß genug ist.«



## Kapitel 9

### Meierhöfen – Freddie

Die Galopprennbahn von Karlsbad lag etwas außerhalb, in Meierhöfen. Freddie und Crispin ließen sich von einer offenen Kutsche dorthin bringen und genossen während der Fahrt Ausblicke in malerische Gassen, Winkel und Wäldchen. Sie überquerten die Eger, deutlich breiter als die bescheidene Tepl und mehr Wasser führend, und bogen auf das Gelände des Hippodroms.

Die hölzerne Tribüne an einer der Längsseiten des Galoppovals erstrahlte im modernen Art-Nouveau-Stil. Sie war brandneu und erst kürzlich eingeweiht worden. Helles Gelb und gedecktes Rot, Schnitzereien und ein aufwändig gestaltetes Dach verliehen ihr Eleganz, die von einer üppigen Dekoration aus grünen Zweigen und Blumen zusätzlich betont wurde. Zahlreiche schick gekleidete Damen und Herren hatten sich auf den ansteigenden Rängen niedergelassen und fieberten beim Rennen mit. Teilweise lautstark. Freddie kannte nur die Pferderennbahn in Hongkong, die bei Weitem nicht an den Glanz des Karlsbader Hippodroms heranreichte. Tante Perry hatte sie ein paar Mal mitgenommen, widerstrebend zwar, weil sie der Meinung war, ein Ort des Glücksspiels sei nichts für eine junge Dame. Ohnehin hatte sich Freddie damals kaum für das Renngeschehen im schwül-heißen Happy Valley begeistern können.

Hier allerdings erschien ihr die Atmosphäre herrlich aufregend. Es kribbelte sie in den Fingern, selbst eine Wette zu platzieren. Freilich hatte sie keine Ahnung von den Favoriten oder Geheimtipps, aber es hätte nicht viel gefehlt und sie wäre dem Wettfieber erlegen.

»Nein, nein, Frederique«, mahnte Crispin gespielt streng. »Wir sind nicht zum Vergnügen hier. Halte lieber deine Augen nach Mister Wilfried offen.«

Das gestaltete sich in der Menschenmenge nicht einfach. Minuten erfolglosen Umherspähens vergingen, während unten auf der Bahn die Pferde auf die Zielgerade bogen. Die Zuschauer sprangen von ihren Sitzen auf, ließen sich zu Anfeuerungsrufen hinreißen und Freddie verlor erneut die Übersicht.

»So geht das nicht.« Sie zupfte Crispin am Ärmel. Unter großem Jubel wurde der Sieger gefeiert. Es war ein ständiges Kommen und Gehen auf den Rängen. Wettinsätze wurden getätigt, Gewinne mit Champagner begossen, Verluste ebenso. »Wir müssen uns aufteilen. Nimm du die rechte Hälfte der Tribüne und ich die linke. Wir beginnen in der ersten Reihe, arbeiten uns hinauf und treffen uns dann ganz oben an der Treppe wieder.«

Ein, zwei Mal glaubte Freddie, bekannte Gesichter der besseren Londoner Gesellschaft zu erspähen. Von Dirigent Wilfried fehlte jede Spur. Gewissenhaft schritt sie die Reihen ab und konzentrierte sich auf ihre Aufgabe. Auf der obersten Stufe angekommen, war sie leider gänzlich erfolglos geblieben. Hoffentlich hatte Crispin mehr Glück. Wo war er eigentlich? Sie versuchte ihn über die Köpfe der Menschen hinweg auszumachen. Dabei stellte sie sich auf die Zehenspitzen. Plötzlich wurde sie gestoßen, verlor das Gleichgewicht, fiel nach

vorne und stürzte die Stufen hinab. Ein heißer Schmerz zuckte durch Freddie's rechten Fuß. Sie streckte die Arme vor, um den Fall zu bremsen, griff ins Leere. Für einen Sekundenbruchteil spürte sie Panik, dann verhinderte das beherzte Eingreifen eines Herrn Schlimmeres. Er fing sie auf, bevor sie der Länge nach hinschlagen konnte, stellte sie wieder auf die Beine und hob die zu Boden gefallene Handtasche auf, ehe jemand darauf trat.

»Haben Sie sich verletzt, gnädiges Fräulein?«, fragte er. Sie blickte in zwei warme braune Augen, die sie besorgt musterten. Der Herr war groß und breitschultrig und im Alter ihres Onkels. Er trug einen Zylinder, der bei seiner Rettungsaktion verrutscht war.

»Es geht schon«, stieß sie hervor. »Ich danke Ihnen. Wenn Sie nicht gewesen wären ...«

»Freddie!«, hörte sie Crispins Stimme wie aus weiter Ferne. Vor Schreck war ihr schwindlig.

Sie klammerte sich an den Arm ihres Retters, bis Crispin sie erreicht hatte und sie sich auf ihn stützen konnte. Erst nachdem er sie losgelassen hatte und in sicheren Händen wusste, korrigierte der Herr den Sitz seines Zylinders, lüftete ihn kurz und verabschiedete sich.

»Geht es dir gut?«

»Mein Knöchel schmerzt. Ich kann nicht auftreten. Wahrscheinlich verstaucht. Aber es ist nicht schlimm.«

Er betrachtete sie von oben bis unten. »Es hätte aber schlimm ausgehen können. Ich habe gesehen, wie du nach vorne gekippt bist, über mindestens zwei Stufen. Was für ein Glück, dass der Herr direkt dort stand, um dich aufzufangen. Du hättest dir den Hals brechen können.«

»Hast du gesehen, wer mich geschubst hat?«

Crispins Augen weiteten sich. »Du meinst, du wurdest gestoßen?«

»Ja. Ich habe ganz deutlich eine Hand in meinem Rücken gespürt. Das war kein versehentliches Anrem-peln, sondern Absicht.«

Crispin fuhr sich mit der Handfläche über die Stirn. Er sah äußerst beunruhigt aus. »Ich habe ehrlich gesagt nur auf dich geachtet. Mir ist niemand sonst aufgefallen.«

Gemeinsam bewältigten sie den Weg zurück zur Kutsche und Crispin half Freddie fürsorglich hinein. Auf dem Rückweg schwiegen sie, bis er schließlich fragte: »Glaubst du, es war Wilfried?«

Der Gedanke war ihr tatsächlich gekommen. Aber warum sollte er ihr schaden wollen? Selbst wenn er sie gesehen hätte, wusste er nicht, dass sie auf der Suche nach ihm waren. Jemand, der heimlich wettet, würde Aufsehen vermeiden, anstatt welches zu verursachen. Oder war es einer der Musiker gewesen? Wer könnte die Absicht verfolgen, sie außer Gefecht zu setzen? Eine Ungeschicklichkeit schloss Freddie mit Sicherheit aus. Dieses Mal zog die schöne Landschaft unbeachtet an ihr vorbei. Sie war tief in Gedanken und hatte noch keine Antworten gefunden, als sie vor dem Hotel Pupp hielten.

Ein Schatten legte sich über die bisher ungewöhnlich gelöste Stimmung der Ermittler. Annabel Arnholtz hatte Zudringlichkeiten erfahren und auf Freddie war ein Anschlag verübt worden. Die Realität holte sie ein. Sie waren nicht in Karlsbad, um sich dem schönen Leben zu ergeben, sondern um einen Mörder zu fangen.

Beim Diner herrschte ungewöhnliches Schweigen am Tisch.

»Hat es den Herrschaften nicht gemundet?«, fragte Julius Pupp, Leiter des Gourmetrestaurants. Der junge Mann war der Neffe des Hotelinhabers und nach seiner Ausbildung in Prag und der Schweiz vor einem Jahr ins Unternehmen eingestiegen, das seine Familie seit fünf Generationen leitete. Er machte seine Sache großartig. Selbst hochwohlgeborene Gäste wie der Erzherzog am Nebentisch oder der berühmte Maler weiter hinten tafelten gern hier. An diesem Abend hatte es aufgrund der Hitze ein leichtes, von der mediterranen Küche inspiriertes Menü gegeben. Viel Fisch und Gemüse, als Dessert ein Sorbet. Die Teller waren leer, aber dem Wein hatten die Detektive nicht zugesprochen.

»Doch, doch, werter Herr Pupp«, beeilte sich Lord Philip zu versichern. »Das Essen war ausgezeichnet. Bitte richten Sie dem Küchenchef unser Kompliment aus. Wir sind nur ein wenig geistesabwesend, wissen aber Ihre Delikatessen durchaus zu schätzen.«

Beruhigt wanderte der Restaurantleiter weiter von Tisch zu Tisch und hielt seinen allabendlichen kurzen Plausch mit allen Gästen.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, werde ich mich zurückziehen«, sagte Annabel Arnholtz leise.

Freddie erhob sich ebenfalls und mit ihr die Herren.

»Ich gehe auch nach oben und lege mein Bein hoch. Bis morgen ist es sicher wieder in Ordnung.«

Das stimmte nicht ganz. Am darauffolgenden Vormittag zum Matineekonzert pochte ihr Knöchel noch gehörig, aber Freddie biss die Zähne zusammen. Doktor Pebsworth lieh ihr freundlicherweise einen seiner Her-

renstöcke, was das Gehen erleichterte. Von einer Lap-  
palie wie dieser würde sie sich nicht abhalten lassen.

Das Orchester spielte im Musikpavillon der Park-  
kolonnade, direkt hinter dem Militärbadehaus. Dort er-  
streckte sich der prächtig verzierte, gusseiserne Blansko  
Pavillon in zwei ausladenden Armen. Sein Name  
stammte von der Stadt Blanz, in deren Eisenhütten die  
Gussteile gefertigt worden waren. Es gab auch einen  
Restaurantpavillon, mit einer Küche, die böhmische  
Spezialitäten anbot.

Freddie hielt inne, um die Rosen zu bewundern, die  
sich an den Streben rings um die Musikbühne empor-  
rankten und einen betörenden Duft verströmten.

Zahlreiche Gäste waren erschienen. Ein wahres Meer  
von hellen Sommerkleidern nach der neuesten Façon,  
Spitzenschirmen, Fächern und Strohhüten wogte um  
die Ermittler. In der Luft lag Zuckerduft von Verkaufs-  
ständen, die allerlei Süßigkeiten anboten.

Die vor dem Musikpavillon aufgestellten weiß la-  
ckierten Klappstühle waren zur Gänze besetzt und die  
Zuhörer wurden nicht enttäuscht.

Das Boston Orchestra gab einen Reigen von Walzern  
und Operettenmelodien zum Besten, der das Publikum  
mitriss.

»Deutlich besser als die amerikanische Blasmusikka-  
pelle von diesem Mister Schöneck im letzten Jahr. Das  
ist richtige Musik, so gehört sich das«, hörte Freddie  
eine Dame zu ihrem Begleiter sagen.

Wirklich, die Geschmäcker hier waren verwöhnt.  
Doch auch Freddie musste zugeben, dass Raphael  
Wilfrieds Auswahl der Stücke wie eine musikalische  
Sommerfrische vorzüglich zum sonnigen Tag und dem  
lebensfrohen Ambiente der Sprudelstadt passte.

Des Weiteren fiel ihr auf, dass Laurence Verbier seine Sache als erster Trompeter ausgezeichnet machte. Er war sehr schnell in seine neue Rolle hineingewachsen. Zwar hatte sie das Können seines Vorgängers nicht gehört, doch was der Franzose zum Besten gab, überzeugte. Umso enttäuschender, dass er menschlich ein Rüpel war. Geschah ihm recht, dass er mit einem blau unterlaufenen Auge spielen musste, das ihn als Raufbold brandmarkte.

Am Arm ihres Onkels trat sie nach Konzertende zum Dirigenten.

»Gratuliere zu dieser gelungenen Vorstellung, Mister Wilfried.«

»Herzlichen Dank, Lord Philip. Miss Westbrook, was ist geschehen? Sie gehen am Stock?«

»Nur eine leichte Verstauchung. Ich bin gestern auf der Rennbahntribüne über eine Stufe gestolpert.«

Wilfrieds Blick wurde unstet. »Das tut mir leid zu hören.«

»Waren Sie nicht ebenfalls dort? Als wir uns in der Pension nach Ihnen erkundigt haben, meinte Frau Zuzana, Sie hätten sich ins Hippodrom begeben.«

»Aber nein, wie kommt die Gute nur darauf? Ich bin zum Arbeiten hier, für Pferderennen und derlei Amüsement habe ich keine Zeit.«

»Wo waren Sie dann?«, verlangte Lord Philip zu wissen.

»Hier im Park. Ich habe einen Spaziergang gemacht, um die Atmosphäre der Örtlichkeiten aufzunehmen. Danach habe ich mich in den Schatten gesetzt und das Programm für heute definitiv festgelegt. Für solche wichtige Entscheidungen brauche ich Ruhe. Mehr als es in einer hellhörigen Pension mit geschwätziger Wir-

tin möglich ist.« Er atmete kurz durch und senkte die Stimme. »Mylord, ich habe gehört, was in der Mühlbrunnkolonnade vorgefallen ist und möchte mich für das Verhalten meines Trompeters entschuldigen. Er hätte gegenüber Ihrer ... Bekannten ... nicht zudringlich werden dürfen. Mister Verbier hat den Wunsch geäußert, sein Bedauern gegenüber der Dame zum Ausdruck zu bringen.«

»Richten Sie ihm aus, das hat er zu unterlassen. Falls ich ihn noch einmal in der Nähe von Mrs Arnholtz erwische, wird es nicht mit einem blauen Auge getan sein. Oder wissen Sie was, das teile ich ihm am besten selbst mit, denn ich habe ohnehin noch Fragen an ihn.«

»Lord Philip!«

Raphael Wilfrieds Aufregung stand im Gegensatz zur ruhigen Stimme ihres Onkels, der seine Drohung nonchalant geäußert hatte, als würde er über das Wetter plaudern. Freddie wusste, dass er am wütendsten war, wenn er sich beherrscht gab. Daher verwunderten sie seine nächsten Worte nicht.

»Ihr gespielter Entsetzen nehme ich Ihnen nicht ab. Sowohl Mister Markward als auch Herr Pupp haben verlauten lassen, dass weitere Konzerte mit dem Boston Orchestra im Festsaal des Hotels sowie im Theater geplant sind. Sie scheinen ein äußerst geschäftstüchtiger Mensch zu sein, Mister Wilfried. Geradezu abgebrüht. Aber falls Sie glauben, mit Gerüchten um Mord und Totschlag sowie dem schlechten Benehmen Ihrer Künstler skandalträchtig Werbung machen zu können, haben Sie sich getäuscht.«

Er wies auf vier Damen, die Laurence Verbier umringten und mit ihm schäkerten. »Ihre Musiker scheinen zwar begeisterte Anhängerinnen zu haben, dennoch

sollten sie sich besser benehmen. Sonst lasse ich meine Beziehungen spielen und alle Konzerte absagen.«

Damit gingen sie davon, ohne Wilfried die Gelegenheit zu einer Erwiderung zu geben. Lord Philip bahnte sich einen Weg zu Verbier und Freddie nahm dankbar Crispins dargebotenen Arm und ließ sich von ihm zurück zum Hotel bringen.

Annabel Arnholtz hatte sie nicht zum Konzert begleitet. Freddie vermutete, weil sie Laurence Verbier nicht begegnen mochte, aber möglicherweise hatte sie tatsächlich Kopfschmerzen, wie behauptet.

Zurück im Pupp suchte Freddie sie direkt auf. In Mrs Arnholtz' Zimmer stand ein schlanker Ofen aus weißen Porzellankacheln. Daneben eine Kommode mit Waschgeschirr. Die blumige Polsterung der Stühle passte zum Teppich, der einen Großteil des Parketts bedeckte, und zum Deckchen auf dem polierten Holztisch. Ein unberührtes Tablett mit Toast, Eiern und mittlerweile sicherlich kaltem Kaffee stand darauf. Es gab auch eine Ottomane, deren zerdrückte Kissen und das aufgeschlagene Buch verrieten, dass Mrs Arnholtz gerade gelesen hatte. Das Bett befand sich in einer zurückversetzten, großzügigen Nische, die mittels Samtvorhängen vom Hauptraum abgetrennt werden konnte. Nun standen sie offen, symmetrisch drapiert und mit gekordelten Raffhaltern gebändigt.

»Wie war das Konzert?« Mrs Arnholtz trug einen Morgenmantel mit Spitze und Rüschen. Ihre Füße steckten in pfirsichfarbenen Samtpantoffeln. Sie hatte sich noch nicht angekleidet. Das schwarze Haar fiel offen und lang über den Rücken und ließ sie jünger aussehen als ihre vierzig Jahre. Freddie erinnerte sie

an Schneewittchen, allein die wissenden Augen passen nicht zu einer unschuldigen Märchenprinzessin.

»Unterhaltsam. Es hätte Ihnen sicher gefallen. Die Damenwelt scheint begeistert von Laurence Verbier zu sein. Er war gewissermaßen der Star der Show, wie unsere amerikanischen Freunde es ausdrücken würden. Mein Onkel unterhält sich gerade mit ihm, weil er ein sehr aufschlussreiches Notizbuch in seinem Zimmer entdeckt hat, zu dem es Fragen gibt. Es hat den Anschein, als wäre er zum Hauptverdächtigen aufgerückt.«

»Ich hätte nicht mit nach Karlsbad kommen sollen. Was habe ich mir dabei gedacht, Philip auf dieser Reise zu begleiten? Ich gefährde die Ermittlungen und bringe alles durcheinander.«

Freddie wollte protestieren. »Mrs Arnholtz ...«

»Annabel, bitte. Wir sollten uns wirklich endlich beim Vornamen nennen, auch wenn es Ihnen widerstrebt.«

»Gewiss. Und nein, es widerstrebt mir nicht.«

Was war los mit Annabel? Sie zeigte nicht ihr übliches beherrschtes Gesicht, sondern lief aufgeregt im Zimmer auf und ab.

»Es ist zum aus der Haut fahren!« Sie blieb stehen und deutete mit ausgestrecktem Arm auf den Papiereimer neben dem Schreibtisch, als wolle sie ihn anklagen. Ein Meer von Blütenköpfen ragte daraus empor. Anscheinend hatte sie voller Wut einen Blumenstrauß hineingestopft.

»Dieser unverschämte Musiker hat sich tatsächlich erdreistet, mir schon wieder Rosen zu schicken. Dieses Mal rote. Mit einer Karte, in der er mich um Verzeihung bittet – und um ein Treffen! Unfassbar!«

Freddie kniete sich auf den Boden, darauf bedacht, ihren Knöchel nicht ungebührlich zu strapazieren, und fischte vorsichtig die zerknüllte Karte aus den dornigen Stängeln. Sie faltete sie auseinander und steckte sie in die Tasche.

»Sehen Sie, Freddie«, Annabels Stimme klang, als würde sie gleich anfangen zu weinen. »Nicht einmal das mache ich richtig. Natürlich brauchen Sie die Karte, aber ich werfe sie einfach mit weg.«

»Niemand erwartet von Ihnen, dass Sie sich verhalten wie ein Detektiv. Sie haben nichts falsch gemacht.« Auf der Kommode neben dem Fenster stand eine Glaskaraffe mit Kirschlikör. Freddie goss etwas davon in ein kleines Glas und reichte es Annabel. Die setzte sich damit auf den Bettrand, leerte das Getränk in einem Zug und ließ sich dann in die Kissen sinken.

»Danke. Sie müssen mich für verrückt halten. Ich wundere mich über mich selbst. Normalerweise nimmt mich sowas überhaupt nicht mit, aber auf meiner ersten Reise mit dem Sebastian Club wollte ich ...« Sie brach ab. Freddie verstand.

»Annabel, wir alle wissen, wie Sie und mein Onkel zueinander stehen. Niemand missbilligt dies. Wir stellen keine Erwartungen an Sie. Dass Laurence Verbier augenscheinlich einen Narren an Ihnen gefressen hat, ist sein Problem, nicht das Ihre.«

Sie ging zum Kleiderschrank und nahm ein leichtes cremefarbenes Kleid aus dem Schrank, das mit waldgrünen Biesen und einer ebensolchen Schleife geschmückt frisch und sommerlich aussah. »Daher ergibt es keinen Sinn, sich im Zimmer zu verstecken, wenn alle anderen draußen das herrliche Wetter genießen. Machen Sie das Beste aus Ihrem Aufenthalt. Aus eige-

ner Erfahrung kann ich sagen, dass mir Erinnerungen an meine Reisen oftmals über öde Londoner Regentage hinweggeholfen haben.«

»Sie haben absolut Recht.« Annabel erhob sich schwungvoll und nahm Freddie das Kleid ab. Dann nestelte sie am Gürtel ihres Morgenmantels herum. »Ich werde mich ankleiden und einen Spaziergang machen. Und mir einen neuen Hut kaufen, denn ich habe einen Laden entdeckt, der ganz entzückende Exemplare im Schaufenster hat.«

Zufrieden mit sich und Annabel Arnholtz und dennoch empört wegen Laurence Verbiers Dreistigkeit, suchte Freddie Lord Philip nach dessen Rückkehr auf seinem Zimmer auf. Sie übergab ihm die Karte, die sie bei den Blumen gefunden hatte und berichtete von ihrem Gespräch.

Verständlicherweise hob dies die Laune ihres Onkels nicht. Aber er zeigte sich wenigstens beruhigt, dass Annabel wieder guten Mutes war und Einkäufe tätigte.



## Kapitel 10

### Hirschensprung – Doktor Pebsworth

Der Doktor fühlte sich müde. Lag es an der frischen Luft oder dem üppigen Mittagessen, das er sich nach dem MatineeKonzert gegönnt hatte? Er vermutete Zweiteres, aber die fleischlastige böhmische Küche mit ihren würzigen Saucen war zu köstlich, um sie nicht zu genießen, auch wenn alles schwer im Magen lag. Durch das offene Zimmerfenster drang ein leichter Duft von gebrannten Mandeln und die Melodie eines Drehkastens. Anscheinend roch es in Karlsbad ständig nach Essen und irgendwo spielte auch immer Musik. Wäre es verwerflich, die Welt auszusperrern und sich zu einem kurzen Nickerchen hinzulegen? Er hatte den Gedanken kaum gefasst, da klopfte es an der Tür. Mit einem sehnsüchtigen Blick auf das gemütliche Bett rief er »Herein!«

Crispin Fox betrat den Raum. Die robusten Schuhe an seinen Füßen erfasste Doktor Pebsworth sofort. Zusammen mit dem motivierten Gesichtsausdruck ließen sie ihn ahnen, dass die Pause ausfallen musste.

»Haben Sie eine Wanderung geplant, Mister Fox?«

»Gewissermaßen. Falls es nötig ist. Ich dachte mir, es wäre eine gute Idee, mich vor der Pension Zuzana auf die Lauer zu legen. Die Musiker wurden nach dem Konzert dort verköstigt. Vielleicht geht einer von ihnen aus, unternimmt etwas, das unseren Nachforschungen förderlich ist.«

Pebsworth verkniff sich ein Seufzen. »Das scheint mir reichlich spekulativ zu sein.«

»Wer weiß, vielleicht haben wir Glück.«

»Wir?«

»Ich wollte Sie bitten, mitzukommen. Allein ermitteln sollen wir nicht, also hatte ich gehofft ...«

Es wäre ohnehin eine Schande, einen solch herrlichen Tag schlafend zu verbringen. Daher griff der Doktor nach Hut und Stock und folgte seinem Kollegen hinaus. Einzig auf Wanderschuhe verzichtete er. Die hatte er nämlich nicht im Gepäck, denn für einen Geländemarsch hatte er nicht vorgeplant und dazu würde es auch sicherlich nicht kommen.

Schräg gegenüber der Pension Zuzana erstreckte sich eine hohe Ligusterhecke, hinter der die beiden Herren Position bezogen. Während Crispin stehen blieb und durch die Zweige spähte, war Doktor Pebsworth froh, sich in weiser Voraussicht für seinen rustikalen Jagdsitzstock entschieden zu haben. Er klappte die kurzen Stahlstreben herunter, die einen kleinen, aber äußerst stabilen Ledersitz trugen, rammte die Spitze des Stocks in den Boden und ließ sich vorsichtig auf seiner provisorischen Sitzgelegenheit nieder.

Sie mussten nicht lange warten, bis sich die Tür der Pension öffnete. Frau Zuzana trat heraus. In der Hand einen Weidenkorb, hatte sie anscheinend vor, Einkäufe zu erledigen. Sie war eine hübsche Person, mit einem Lächeln, das Doktor Pebsworth wie Sonnenschein vorkam. Vor allem aber schien sie gütig und freundlich zu sein, das war ihm gleich an ihr aufgefallen. Anders als die bisweilen blutleeren Damen in London lachte sie auch gern herzlich. Ihm wären sicherlich noch weitere

Vorzüge eingefallen, doch da schwang die Tür erneut auf und einer der Musiker trat heraus.

»Wer ist das?«, flüsterte Crispin.

Pebsworth dachte nach. Der Mann war klein, mit schütterem Haar und einem vorstehenden Unterkiefer.

»Noel Sheridan. Einer der Geiger.«

»Stimmt. Er gab bei der Befragung an, seit Gründung des Orchesters dabei zu sein.« Crispin veränderte seine Position und hielt zwei Zweige auseinander, um besser sehen zu können. »Und dass er noch nie einen derart von sich überzeugten Trompeter getroffen hätte wie Carl Belami.«

»Können Sie erkennen, wohin er geht?«

»Nach links. Nicht in Richtung Zentrum, jedenfalls. Moment – Doktor Pebsworth, noch jemand verlässt das Haus.«

Nun wurde es interessant. Der Dirigent Raphael Wilfried schlüpfte unauffällig aus dem Eingang.

»Geht er wieder auf die Rennbahn?«

»Nein«, antwortete Crispin. »Ich glaube, er verfolgt Mister Sheridan.«

»Wirklich? Dann nichts wie hinterher.« Doktor Pebsworth erhob sich und klappte den Sitz seines Spazierstocks ein. »Kommen Sie, mein Freund. Es hat den Anschein, als hätte Ihr siebter Sinn Sie mal wieder nicht getragen. Mit Ihnen wird es nie langweilig.«

Sein anfänglicher Enthusiasmus löste sich bald in angestregtes Schnaufen auf. Durch ansteigende Gassen und über unzählige Treppen ging es hinauf an den grünen Rand der Stadt und hinein in den Wald.

»Das ist nicht einmal mehr ein Weg, sondern ein Steig«, keuchte der Doktor. »Wohin wollen die beiden denn nur?«

Mittlerweile hatten sie die Meyer-Gloriette erreicht, einen bekannten Aussichtspunkt über der Stadt. Er hatte im Baedeker davon gelesen, sich aber nicht träumen lassen, den Pavillon am Hirschensprung, einem felsigen Vorsprung, tatsächlich aufsuchen zu müssen. Mister Fox' Wanderstiefel waren eindeutig die bessere Schuhwerk-Wahl. Der Doktor tat sich schwer, mit seinen glatten Ledersohlen auf dem unebenen Untergrund Halt zu finden. Irgendwo in der Nähe musste sich die Statue einer Gämse befinden, die stets in einem Zug mit dem seltsam aussehenden Bauwerk erwähnt wurde. Darüber stand eine ganze Seite im Reiseführer. Fluchend stolperte er über eine aus dem Boden ragende Wurzel.

Crispin hielt inne. »Bleiben Sie hier, Doktor. Mit ihren Brogues kommen Sie im Gelände nicht gut vorwärts. Bisher haben uns die beiden nicht entdeckt, ich verfolge sie alleine weiter und kehre dann hierher zurück. Sollte Sie jemand im Pavillon antreffen, würde das kein Misstrauen wecken. Viele Karlsbad-Besucher bewundern den Blick über die Stadt.«

»Ist gut. Aber seien Sie vorsichtig. Riskieren Sie nichts.«

Dankbar für eine Pause betrat Doktor Pebsworth das runde, ringsum offene Holzbauwerk, in dem ein hoch aufragendes, spitz zulaufendes Dach Schatten spendete. Er nickte den beiden Wanderern zu, die nach ihm kamen, und versuchte weniger zu schwitzen. Nachdem sich sein Atem wieder normalisiert hatte, gestand er sich ein, dass die Aussicht wahrhaft großartig war. Unter ihm lag Karlsbad in all seiner Pracht. Weiße Villen, sattgrüne Bäume, Gärten, Hotels und Straßen fügten sich zu einem ansprechenden Gesamtbild zusammen.

Gerade als sich der Doktor von den Strapazen des Wanderns erholt hatte und ernsthaft überlegte, sich doch auch noch jene berühmte Gämsenstatue anzuschauen, tauchte Crispin wieder auf.

Mit zerzaustem Haar, in dem sich Blätter verfangen hatten und einem Loch in der Hose. Am Knie. Schmutzig war er auch.

»Was ist geschehen?«, fragte Doktor Pebsworth seinen jungen Kollegen erschrocken. »Haben Sie sich verletzt?«

Der winkte ab. »Ach was, nichts passiert. Ich wäre nur beinahe entdeckt worden und musste mich zu Boden werfen. Das Gelände war ein wenig steiler als gedacht, ich bin gerutscht, daher die Blessuren.«

»Erzählen Sie!«

Sie machten sich auf den Rückweg und Crispin steuerte eine Bank am Wegrand an, auf die sie sich setzten. Doktor Pebsworth zupfte ihm loses Laub vom Kopf, während er berichtete.

»Es war seltsam. Der Geiger, Mister Sheridan, marschierte und marschierte, als wäre der Teufel hinter ihm her. Es wundert mich, dass Wilfried mithalten konnte. Mitten im Wald stellte Sheridan sich schließlich an den Abhang einer Senke und seine Schultern zitterten, als würde er von Weinen geschüttelt. Er wirkte außerordentlich verzweifelt. Dann trat der Dirigent zu ihm und augenblicklich änderte sich seine Haltung. Die beiden fingen an zu diskutieren, leider konnte ich nicht verstehen, worüber. Ich hatte den Eindruck, dass Wilfried seinem Musiker drohte und der sich dagegen wehrte. Sheridan sagte dann etwas, das Wilfried zum Schweigen brachte. Er fuhr herum und ging unvermittelt weg, mit einem zornesroten Gesicht.

Dabei wäre er mir beinahe zu nahe gekommen, deswegen musste ich schnell verschwinden«, Crispin wies auf seine fleckige Kleidung. »Bis ich wieder auf meinen Beinen stand, waren die beiden Herren weg. Tut mir leid, Doktor. Nun wissen wir auch nicht mehr als vorher.«

Sie setzten ihren Weg zurück ins Hotel fort.

»Sagen Sie das nicht, Mister Fox. Wir haben zumindest herausgefunden, dass die Stimmung im Orchester brodelt. Und es mehr als nur einen Konflikt zu geben scheint.«

Kurz bevor sie aus dem Wald traten, die ersten Häuser Karlsbads schimmerten schon durchs Blattwerk, schoss urplötzlich Noel Sheridan zwischen zwei Bäumen hervor und verstellte ihnen den Weg.

»Verfolgen Sie mich etwa?«, herrschte er die Detektive an.

Doktor Pebsworth fuhr zusammen und musste sich auf seinen Stock stützen, um nicht aus dem Tritt zu kommen.

»Herrje!«, rief Crispin aus, »Sind Sie verrückt, Mann? Sie können uns doch nicht derart erschrecken!«

»Ich lasse mich nicht für dumm verkaufen. Meinen Sie, ich habe nicht bemerkt, dass Sie mir gefolgt sind? Sie und der Dirigent.«

»Was wollte Mister Wilfried von Ihnen? Ich habe gesehen, wie Sie sich gestritten haben.«

Der Geiger raufte sich mit beiden Händen die Haare. Daraufhin standen ihm die schütterten Fransen in allen Richtungen vom Kopf. »Ich kann tun, was ich will!«, schrie er erbot. Glücklicherweise waren gerade keine anderen Spaziergänger in der Nähe, sonst wäre es peinlich geworden. »Ich bin ein freier Mensch! Sie

haben nicht das Recht, über mich zu bestimmen. Genauso wenig wie Wilfried!«

Langsam fragte sich der Doktor, ob mit dem Mann etwas nicht stimmte. War er wirr im Kopf? Betrunkener vermutlich nicht. Wie war sein bizarres Auftreten zu erklären?

»Selbstverständlich, Mister Sheridan, Sie können tun und lassen, was Sie möchten. Aber Sie müssen auch unseren Standpunkt verstehen. Wir wurden engagiert, um den Mord an Ihrem Kollegen aufzuklären. Da ist es doch normal, dass wir Erkundigungen einholen.« Er bemühte sich um einen beruhigenden Tonfall, erkannte aber an den Augen seines Gegenübers, dass es sinnlos war.

Trotzig stopfte der Geiger die Hände in die Hosentaschen und trat von einem Fuß auf den anderen.

»Belami, Belami, Belami. Alles dreht sich nur um ihn. Er hätte nie eingestellt werden sollen. Nichts als Unannehmlichkeiten verursacht er, sogar wenn er tot ist. Ich erlaube nicht, dass unsere Tournee verdorben wird. Wir haben alle hart für diese Konzertreise gearbeitet. Und jetzt lassen Sie mich gefälligst in Ruhe.« So schnell wie er vorhin aufgetaucht war, stapfte er nun davon.

»Ein flinker Bursche«, murmelte ihm Crispin verblüfft hinterher. »Haben Sie verstanden, was er meint? Ich hatte das Gefühl wir haben die ganze Zeit aneinander vorbeigeredet.«

»Mister Fox, ich fürchte, Noel Sheridan hat entweder Probleme, die tief in seinem Inneren sitzen.« Er tippte sich an die Stirn. »Oder er versteht es vortrefflich, uns etwas vorzumachen.«

Als sie auf dem Rückweg erneut an der Pension vorbeikamen, erblickte sie Frau Zuzana durch das Kü-

chenfenster und winkte. Doktor Pebsworth zog grüßend den Hut.

»Ich bin mir sicher, niemand hätte etwas dagegen, wenn Sie der Dame einen Besuch abstatten, wo Sie nun schon einmal hier sind«, sagte Crispin.

Doktor Pebsworth zögerte.

»Den Weg zurück ins Hotel finde ich auch alleine.« Aufmunternd klopfte ihm sein Kollege auf den Rücken.

Mehr als wahrscheinlich würden sie die Stadt bald wieder verlassen. Mit dem Orchester an den nächsten Konzertort weiterreisen, falls der Mörder noch nicht entlarvt war. Im Erfolgsfall zurück nach London. Wo die Erinnerung an böhmische Sommertage, duftende Waffeln und eine blonde Pensionsbesitzerin sicherlich bald im Alltag verblassen würde. Rational betrachtet machte es keinen Sinn, sich mit ihr anzufreunden. Doktor Pebsworths Aufenthalt in Karlsbad würde nicht von Dauer sein. Doch was war heutzutage schon dauerhaft?

Er straffte die Schultern und überquerte die Straße.

»Wir sehen uns später«, rief er zu Crispin. »Ich bin rechtzeitig zurück, bevor die nächste Vorstellung des Boston Orchestra beginnt.«

Schon in wenigen Stunden stand ein weiteres Konzert an. Dieses Mal im Theater und mit getragenerem Programm als am Vormittag.

Sobald Frau Zuzana realisierte, dass der Doktor auf dem Weg zu ihr war, riss sie die Tür auf, mit einem strahlenden Lächeln, das ihn in seiner Entscheidung unmittelbar bestätigte. Er folgte ihr in die Küche, wo sie bereits wieder dabei war, die nächste Mahlzeit für die Musiker vorzubereiten.

Sein Magen knurrte angesichts der Wohlgerüche. Seit dem Mittag waren doch schon einige Stunden vergangen, zudem gefüllt mit harter körperlicher Anstrengung.

»Wären Sie so freundlich, die Suppe zu verkosten, Doktor?«, fragte sie ihn augenzwinkernd. »Dazu habe ich frisches Brot gebacken, es ist sogar noch ein wenig warm.«

Gestärkt und mit einer inneren Zufriedenheit, die ihm Freude bereitete, betrat er in den frühen Abendstunden das Grandhotel Pupp und ließ sich am Empfang seinen Zimmerschlüssel aushändigen.

»Darf ich Ihnen auch gleich die Nachricht für den Sebastian Club mitgeben?«, fragte ihn der Concierge und griff in ein Fach an der Wand hinter sich.

»Natürlich. Vielen Dank. Wer hat sie gebracht?«

»Ein Laufbursche. Vor wenigen Minuten erst.«

Doktor Pebsworth steckte den Schlüssel in seine Tasche und klemmte sich den Spazierstock unter den Arm, um den Briefumschlag im Hinaufgehen öffnen zu können. Er erklomm die Treppe zum ersten Stock und bog um die Kurve, dabei überflog er die hingekritzten Zeilen. Und erstarrte. Das warme Gefühl, das ihn eben noch durchströmt hatte, verschwand angesichts der hasserfüllten Worte, die er las.

»Was steht darin?«, fragte ihn Crispin, den er als Ersten in seinem Zimmer aufsuchte.

»Lesen Sie selbst.« Er mochte es nicht laut aussprechen. Der Schreiber ergoss sich in Beschimpfungen des Sebastian Clubs, stellte sowohl das Können als auch den Verstand der Ermittler in Frage. Aber das war es nicht, was den Doktor schockierte. Abgesehen von Un-

verschämtheiten über die Detektive, bezeichnete der Verfasser Mrs Arnholtz als Lord Philips Hure, fand unflätigste Ausdrücke für sie und das Verhältnis der beiden. Auch Freddie verschonte er nicht, stellte sie als ruchlose Frau dar, die sich nur durch ihre körperlichen Vorzüge einen Platz im Sebastian Club »erarbeitet« hätte.

Mit wutverzerrtem Gesicht zerknüllte Crispin den Brief.

»Nicht.« Der Doktor legte eine Hand auf die seine. »Wer immer das geschrieben hat, will provozieren. Er verdient unsere Aufmerksamkeit nicht, das wird ihn am meisten fuchsen. Und wir brauchen das Blatt zur Analyse.«

»Warum? Die Schrift ist offensichtlich verstellt. Vernichten wir es.«

Bedauernd schüttelte Doktor Pebsworth den Kopf. »Sie wissen, das ist unmöglich. Wir müssen es dem Vorsitzenden zeigen. Und auch Miss Westbrook hat ein Anrecht darauf, es zu lesen.«

»Es wird sie verletzen. Beide.«

»Sie sind erfahren genug, um darüber hinwegzukommen. Kommen Sie«, er steckte den Brief weg. »Bringen wir es hinter uns. Danach müssen wir uns für das Konzert umkleiden.«

Freddie überflog die Beleidigungen stumm, presste die Lippen zusammen und sagte nichts. Ihr Onkel meinte lakonisch, »Na, wenigstens haben wir auf diese Weise die Bestätigung erhalten, dass wir mit unseren Ermittlungen jemandem gehörig auf die Zehen treten.«

»Das ist auch schon alles«, zischte Freddie. »Weder wissen wir, wen wir derart verärgert haben, noch ob es

sich dabei tatsächlich um den Mörder oder einfach nur um einen Dreckskerl handelt.«

Lord Philip kritisierte ihre Ausdrucksweise nicht. »Leider habe ich auch noch eine unangenehme Nachricht. Ich habe mir die aktuelle Ausgabe des hiesigen Kurblatts besorgt.« Er schlug die auf dem Tisch liegende Zeitung auf, blätterte zum betreffenden Artikel und las vor. »Detektive in Karlsbad. Die Ermittler des Londoner Sebastian Clubs geben sich diesen Sommer die Ehre in der Kurstadt. Sie sollen den Mord an Carl Belami, vormals Trompeter im Boston Orchestra, aufklären. Wenn Sie Agenten in Aktion und Künstler beim Konzertieren hautnah miterleben wollen, besuchen Sie die Veranstaltungen des Orchesters.«

»Ach du meine Güte!«, rief Crispin. »Geht es noch flacher? Agenten in Aktion? Wer schreibt so etwas? Woher wissen diese Schmierfinken überhaupt, dass wir hier sind?«

»Vermutlich hat Mister Wilfried das seinem Freund Morak bei der Kurverwaltung gesteckt und der hat es an die Presse weitergegeben. Der Herr Dirigent ist sich nicht zu schade für jede Art von Werbung, die er bekommen kann.« Lord Philip hielt weiterhin das Blatt in Händen.

»Gibt es noch mehr?«, fragte der Doktor.

»Weiter unten steht: Gesellschaftliche Randnote: Lord Philip Dabinott, Vorsitzender des ehrenwerten Sebastian Clubs aus London, ist in Begleitung seiner guten Bekannten Mrs Annabel Arnholtz angereist, mit der er sich auch in London gern in der Öffentlichkeit zeigt. Jeder weiß, was damit gemeint ist.« Er warf die Zeitung resigniert zurück auf den Tisch und strich sich das Haar aus der Stirn. »Es wäre also

auch möglich, dass der Schmähbrief von jemandem geschrieben wurde, der überhaupt nichts mit dem Orchester zu tun hat, sondern sich einfach nur über uns aufregt.«

»Unwahrscheinlich.«

»Ja, Freddie, aber möglich. Es macht keinen Sinn, Annabel über den widerlichen Brief oder den Artikel zu informieren. Sind wir uns darin einig? Sie hat mit den Ermittlungen nichts zu tun. Damit«, er hielt den Zettel hoch, »soll Unruhe gestiftet werden. Das wird dem Verfasser nicht gelingen.«



## Kapitel II

### Grandhotel Pupp – Lord Philip

Bis zum Abend war Lord Philips Stimmung auf den absoluten Tiefpunkt gesunken.

Nach dem Gespräch mit den Kollegen, dachte er zurück an das MatineeKonzert. Sein geplanter Plausch mit Laurence Verbier war ausgefallen, weil sich der Trompeter verdrückt hatte, sobald er den Vorsitzenden des Sebastian Clubs auf sich zusteuern sah. Womöglich befürchtete der Narr weitere Tötlichkeiten. Oder er merkte, dass sich die Schlinge um seinen Hals langsam zuzog, und ihm die Ermittler auf den Fersen waren.

Einerseits hatte Lord Philip keinerlei Zweifel daran, dass Verbier der Mörder von Carl Belami alias Charles Bosworth war. Andererseits hörte er tief in sich die warnende Stimme Professor Browns, sich nicht aus Zweckmäßigkeit auf einen Verdächtigen zu versteifen. Oder jemanden nur deshalb zu beschuldigen, weil er zu den Indizien passte. Beweise waren alles. Ohne sie gab es keine Lösung.

Seufzend sah Lord Philip auf seine goldene Taschenuhr. In wenigen Minuten würde sich der Vorhang im Theater für ein weiteres Konzert des Boston Orchestra heben. Erneut würden die Musiker Tschaikowskis Vierte spielen. Der Doktor hatte sich freundlicherweise dazu bereit erklärt, der Aufführung beizuwohnen,

Mister Fox begleitete ihn. Philip selbst, ebenso wie Freddie, verspürte keinerlei Lust auf ein zweites Konzert an diesem Tag. Von seinem Zimmer aus hatte er einen freien Blick hinunter auf die Promenade vor dem Hotel. Wo blieb Annabel? Sie war noch nicht von ihrem Spaziergang zurückgekehrt. Sicherlich dauerte es nicht derart lang, einen neuen Hut auszuwählen. Bald war es Zeit fürs Diner. Hoffentlich hatte sie nicht zufällig irgendwo einen Blick in die Kurzeitung geworfen.

Eine weitere Stunde verging, bis es an der Zimmertür klopfte.

»Oh. Du bist es. Ich hatte gehofft, es wäre Annabel.«

»Ist sie noch immer nicht zurück?« Freddie's Brauen runzelten sich.

Lord Philip schüttelte den Kopf und spähte wieder zum Fenster hinaus.

»Das muss nichts heißen«, hörte er seine Nichte hinter sich. »Bestimmt hat sie über dem Einkaufen die Zeit vergessen. Sowas kommt vor, das weiß ich aus eigener Erfahrung.«

»Die Läden sind längst geschlossen.«

»Dann geht sie womöglich spazieren.«

»Oder sie hat sich verlaufen.«

»Das glaube ich nicht, Onkel Philip. Es stehen Droschen an jeder Ecke, dazu ist Karlsbad eine kleine Stadt und Annabel kann einfach den Weg zurück zum Pupp erfragen. Das kennt doch jeder.«

Weil Freddie Hunger hatte und er sie nicht alleine essen lassen wollte, ließen sie sich unten im hauseigenen Sommerrestaurant einen Platz geben. Sie behauptete zwar tapfer, dass ihr die ekelerregenden Worte des Pamphlets nichts ausmachten, aber er merkte ihr an,

dass sie getroffen war. Von ihrem Tisch hatten sie den Hoteleingang im Auge, um Annabels Ankunft nicht zu verpassen. Wie ein Wintergarten mit raumhohen Fenstern, unterteilt von weiß vertäfelten Holzsäulen, erstreckte sich der luftige Raum längs der Gebäudefront. Blumenampeln hingen an verschnörkelten Messinghaken an jeder einzelnen der Säulen. An diesem lauen Abend standen die Scheiben weit offen und trennten den Innenbereich von der Terrasse, welche mit Stahlträgern und einer cremefarbenen Markise überspannt war. Die Bestuhlung unterstrich durch schlichte Holzrahmen und Wiener Geflecht den sommerlich leichten Eindruck. Zahlreiche Gäste tafelten bereits, auch sie bevorzugten augenscheinlich das offene Ambiente vor dem Gourmetrestaurant.

Während sich Freddie eine gebratene Forelle nebst Gemüse und Pariser Kartoffeln schmecken ließ, hatte Lord Philip keinen Appetit und beschränkte sich auf gekühlten Champagner. Pausenlos suchte er mit seinem Blick die Promenade ab, auf der sich zahlreiche Abendspaziergänger tummelten. Von Annabel war nichts zu sehen.

»Es tut mir leid, Freddie, ich bin gerade kein unterhaltsamer Gesprächspartner«, versuchte er seine Einsilbigkeit zu entschuldigen.

»Annabel ist eine erwachsene Frau, die jahrzehntelang im Londoner Eastend überlebt hat. Und das nicht schlecht. Ich denke nicht, dass zu befürchten steht, sie könnte in einem schicken Kurbad verloren gehen. Selbst wenn sie von den Gerüchten um euch gehört hätte. Das würde sie nicht kümmern, sie kennt hier nicht einmal jemanden.«

»Das rede ich mir ebenfalls ein.«

Freddie streckte den Arm in die Luft und winkte. »Hier kommen Crispin und der Doktor. Das Konzert scheint vorbei zu sein.«

Die beiden bahnten sich den Weg durch die Tische, nahmen ihre Hüte ab und setzten sich zu ihnen.

»Haben Sie Mrs Arnholtz gesehen? War sie zufällig doch bei der Veranstaltung? Oder sind Sie ihr unterwegs begegnet?«

»Nein, tut mir leid. Ist sie denn abgängig?« Ein seltsamer Ausdruck lag auf Crispin Fox' Antlitz, der Lord Philips Sorge weiter anfachte, ohne dass er sich dagegen zu wehren vermochte. Ein ungewohntes Gefühl, das ihn bis ins Mark erschütterte.

»Seit Stunden.«

Doktor Pebsworth räusperte sich. »Ahem. Das ist jetzt wahrscheinlich nur ein dummer Zufall ... aber vorhin beim Konzert hat Mister Verbier nicht die erste Trompete gespielt. Sondern ein relativ betagter Gentleman, der bisher auf Position drei saß, wenn ich mich recht entsinne. Er hat sich redlich bemüht, aber ...«

»Wo war Verbier?«

»Abwesend.«

»Der Mann, der Mrs Arnholtz auf übelste Weise nachstellt, ist verschwunden. Ebenso wie sie. Das halten Sie für einen Zufall?« Lord Philips Stimme war so laut geworden, dass ihm die Dame am Nebentisch einen strengen Blick zuwarf, den er zur Gänze ignorierte. Sein Puls beschleunigte sich spürbar. Er musste an sich halten, um nicht aufzuspringen.

»Onkel Philip, ich bitte dich, das muss nichts heißen.«

»Und falls doch?«, zischte er in die Runde. »Wenn Annabel etwas passiert, nur weil wir die Situation unterschätzen, werde ich mir das nie verzeihen. Ohnehin

hätte ich sie nicht auf eine Ermittlungsreise mitnehmen dürfen, was war ich für ein Narr!« Er stand auf. »Ich gehe zur örtlichen Polizeistation und melde ihr Verschwinden.«

Doktor Pebsworth wiegte mitfühlend den Kopf und erhob sich ebenfalls. »In Ordnung. Während Sie eine Vermisstenanzeige aufgeben, machen wir drei uns auf die Suche, einverstanden? Vorausgesetzt, Sie haben Ihre Mahlzeit beendet, Miss Westbrook.«

Das gesamte Unterfangen war leider nicht von Erfolg gekrönt. Auf der Gendarmerie teilte man Lord Philip knapp mit, dass nach derart kurzer Zeit noch keine Suche gestartet werden könnte und er sich am folgenden Tag erneut melden sollte.

»Allerdings kann es gut sein, werter Herr, dass die gnädige Frau von selber wieder auftaucht. Wissen Sie, unsere Kurschatten hier sind nicht zu unterschätzen. Mrs Arnholtz wäre nicht die erste, die über einer netten Bekanntschaft die Zeit vergisst.«

Am liebsten hätte Lord Philip den süffisanten Beamten geohrfeigt. Zuhause in London würde sich niemand von Scotland Yard zu einer derartigen Respektlosigkeit hinreißen lassen.

»Und Ihr Name lautet?«, fragte er stattdessen knapp.

»Wachmeister Krall.«

Dies notierte er demonstrativ in seinem Notizbuch, hauptsächlich, um sein Gegenüber nervös zu machen. Der Polizist blieb unbeeindruckt.

Zurück im Hotel wartete Lord Philip auf seine Kollegen, die alsbald mit betretenen Gesichtern erschienen.

»Es ist zehn Uhr durch und stockdunkel.« Freddie sah erhitzt aus. Strähnen ihres Haares hatten sich aus

der Hochsteckfrisur gelöst und kräuselten sich im Nacken. »Die Laternen leuchten nicht bis in die kleinen Gassen und auf den Hauptwegen haben wir alles abgesehen. Keine Spur von Annabel.«

»Was, wenn er sie entführt hat?«

Doktor Pebsworth grummelte. »Verbier? Ich bitte Sie, das ist nun doch etwas übertrieben. Wir sollten nicht die Nerven verlieren. Kommen Sie, sprechen wir zuerst mit Mister Markward, der dürfte auf seinem Zimmer sein.«

Das war er, bereits im Nachtgewand, über dem er einen Hausmantel trug, der trotz akkurater Verknotung mittig auf der Bauchwölbung auseinanderklaffte und dem ansonsten peinlich auf sein Erscheinen bedachten Mäzen Normalität verlieh.

»Ich wollte gerade zu Bett gehen. Was gibt es denn, die Herren? Nach diesem unerfreulichen Abend.« Er bat sie in seine Suite.

»Spielen Sie auf Verbiers Abwesenheit an?«

»Sehr freundlich formuliert, Doktor! Ich nenne das Meuterei! Arbeitsverweigerung! Einfach nicht erscheinen und dem dritten Trompeter die gesamte Stimme überlassen! Bei einer gewaltigen Sinfonie. Haben Sie bemerkt, wie der Mann sich abgemüht hat? Und das in seinem Alter. Es hätte nicht viel gefehlt und es wäre ein weiterer toter Musiker zu beklagen gewesen, dieses Mal aufgrund völliger Verausgabung.« Markward redete sich in Rage. »Das Publikum fand die Sache natürlich herrlich skandalös. In einem Ort wie diesem, wo es nur Liebeleien auf der Rennbahn oder Techtelmechtel an den Sprudelquellen gibt, ist das ein gefundenes Fressen für die Tratschmäuler. Man möchte meinen, Wilfried ist unfähig, seine Musiker zusammenzuhal-

ten. Und mein Name steht als Impresario mit auf allen Plakaten. Peinlich!«

Der Redefluss des Mäzens schwoll zusehends an, unmöglich ihn zu unterbrechen. Daher wartete Philip, bis er endlich Luft holen musste.

»Mrs Arnholtz ist ebenfalls verschwunden und ich vermute, dass Laurence Verbier sie entführt hat.«

»Wie bitte?« Entsetzt geweitete Augen sahen zwischen den Detektiven hin und her. Ohne zu blinzeln. »Ja was denn noch? Es wird immer schlimmer!«

»Wir hatten gehofft, Sie könnten uns weiterhelfen?«

Fletcher Markward fuhr herum, marschierte zu einem Sessel, überlegte es sich dann anders, setzte sich nicht, sondern blieb stehen. »Ich. Ihnen weiterhelfen. Vielleicht ist es Ihnen entgangen, aber ICH habe SIE engagiert, damit Sie MIR helfen! Nicht umgekehrt. Wieso ist diese Mrs Arnholtz überhaupt hier? Möglicherweise ist sie mit Verbier durchgebrannt, schon mal daran gedacht? Das würde dem Ganzen die Krone aufsetzen.«

Für gewöhnlich rühmte sich Lord Philip seines ausgeglichenen Gemüts, nun allerdings musste er sich schon wieder beherrschen, um nicht aus der Haut zu fahren. Auf seiner Schulter spürte er den beruhigenden Druck von Doktor Pebsworths Hand. Er überließ seinem Kollegen die Antwort.

»Mister Markward, wir arbeiten unermüdlich an der Lösung des Falls und verfolgen mehrere Spuren. Daher wollen wir Sie auch nicht lange stören. Wenn Sie uns bitte kurz berichten, wie Mister Wilfried auf das Fehlen seines ersten Trompeters reagiert hat.«

Nun setzte er sich doch. »Er war außer sich, verständlicherweise. So habe ich ihn noch nie erlebt. Er hat sich hinter der Bühne derart lautstark aufgeregt, dass

die ersten beiden Publikumsreihen sicher jedes Wort verstanden haben.«

»Und was hat er gesagt?«

»Gebrüllt eher. Dass Verbier ein nichtsnutziger Opportunist sei. Monatelang habe er Stimmung gegen Carl Belami gemacht, dass der nicht gut genug als erster Trompeter wäre. Und dass er selbst diese Position wesentlich besser ausfüllen könnte, wenn man ihm nur eine Chance gäbe. Nach Belamis Tod hätte er Wilfried dann bekümmert, ihn zu befördern und nur ja nicht den alten Mister Nolan, der die dritte Trompete spielt. Weil der hätte seine besten Zeiten hinter sich. Und so weiter und so fort. Bis Wilfried ihm zugesichert hat, dass er die Nummer eins wird. Und dann dieser Affront heute Abend! Nach dem Erfolg beim MatineeKonzert taucht er einfach nicht auf. Dabei sind viele Zuschauer erschienen, um ihn zu sehen. Es ist zum Verzweifeln.« Ermattet sank er zurück.

Nur um sicher zu gehen, schickte Lord Philip nach dem Besuch bei Mister Markward einen Boten in die Pension Zuzana. Der mit der Nachricht zurückkehrte, dass Laurence Verbier noch immer abwesend und alle anderen Herren auf ihren Zimmern seien.



## Kapitel 12

### Kaiserbad – Lord Philip

Lord Philip verbrachte eine schlaflose Nacht. Als sich die Morgensonne über Karlsbads grüne Hügel schob und ihre Strahlen die Stadt weckten, kleidete er sich an und machte sich selbst auf die Suche.

Jeden Straßenkehrer fragte er nach Annabel, doch niemand hatte sie gesehen. Sobald die Läden öffneten, erkundigte er sich in allen Hutgeschäften. Im dritten hatte er Glück. Er kam gerade dazu, als die Verkäuferin, eine adrette, nicht mehr ganz junge Person, die Ladentür aufsperrte.

»Jawohl, mein Herr. Die Dame, die Sie beschreiben, war gestern hier und hat einen Sonnenhut gekauft. Modell Celeste mit violetterm Band. Er passt vorzüglich zu ihren Augen«, versicherte sie ihm. In der Hand trug sie eine Papiertüte, in der sich dem Duft nach eine Zimtschnecke befand. Sie betrat den Verkaufsraum und legte ihr Frühstück zusammen mit der Handtasche hinter der gläsernen Theke ab, in der einige besonders extravagante Hüte ausgestellt waren.

»Haben Sie gesehen, wohin sie gegangen ist, nachdem sie Ihr Geschäft verlassen hat?«

Sie überlegte kurz und wies nach rechts. »In Richtung Kaiserbad. Das weiß ich, weil sie sich für den Turnsaal interessiert hat und wissen wollte, ob Kaiserin Elisabeth ihn benutzt hätte. Vor sechs Jahren war ihre

Majestät zu einem längeren Kuraufenthalt in Karlsbad. Sie stieg im Hotel Tereza ab. Und hat jeden Tag nicht nur Fußmärsche durch unsere schönen Wälder gemacht, sondern Leibesertüchtigungen im Gymnastiksaal. Obwohl sie doch schon eher in einem gesetzteren Alter war, hatte sie den Körper einer Zwanzigjährigen, daran erinnere ich mich gut. Eine hochelegante Dame.« Sie senkte die Stimme. »Andere Kurgäste haben mir erzählt, dass sie in diesem Jahr Bad Kissingen und Bad Nauheim vorzieht. Wahrscheinlich reist sie wieder als Gräfin von Hohenems, wie immer. Aber natürlich weiß ein jeder, wer sie in Wirklichkeit ist.«

Der Mitteilungsdrang der Verkäuferin schien ausgeprägt, allein Philip konnte sich nicht länger mit ihr unterhalten. Er bedankte sich und eilte weiter, vorbei an Kaffeehäusern, in denen sich die Frühaufsteher Gebäck und morgendliche Wiener Mélange schmecken ließen.

Das imposante Kaiserbad öffnete eben seine Pforten. Der Treppenaufgang zu den verschiedenen Stockwerken hätte in jedes Schloss gepasst, derart prächtig war er ausgestattet. Eine Reinigungskraft putzte die Marmorstufen, eine andere wischte mit einem langstieligen Staubwedel aus Straußenfedern über Gemälderahmen und Lüster. Lord Philip hastete an ihnen vorbei in Richtung Zander-Saal, der auf den Hinweistafeln als Raum zur schwedischen Gesundheitsgymnastik ausgeschildert war.

Die schmucke Halle mit hoher Decke und holzvertäfelten Wänden beherbergte eine Vielzahl an abenteuerlich aussehenden Gerätschaften, deren Anblick Lord Philip wie angewurzelt stehenbleiben ließ. Etwas Derartiges hatte er noch nie gesehen. Seilzüge mit Gewichten

daran, Kurbeln und Rollen, Rädern und Walzen waren zu Apparaten zusammengesetzt, die wohl der körperlichen Ertüchtigung dienen sollten. Ihm kamen sie vor wie Folterinstrumente, die einen eigenartigen Kontrast zur kultivierten Architektur des Raumes bildeten.

Der Gymnastiksaal war menschenleer. Anscheinend verspürte niemand zu dieser frühen Stunde den Wunsch, gusseiserne Gewichte zu stemmen. Das Parkett knarzte unter Lord Philips Schritten, ansonsten war es gespenstisch still. Plötzlich fiel mit lautem Krachen etwas zu Boden und ließ ihn zusammenfahren. Kam das von der Umkleidekabine, deren Seiten mit schweren, schokoladenbraunen Samtvorhängen geschlossen waren? Er näherte sich vorsichtig. Hätte er doch besser eine Waffe mitgebracht. Eine kleine Hantel rollte ihm langsam vor die Füße. Die Verursacherin des Geräusches. Was, wenn Verbier sich in der Umkleide versteckte? Mit Annabel, der er Gewalt angetan hatte? Er kniff die Augen zusammen, hob eine Faust, bereit zuzuschlagen, und riss mit der anderen Hand den Vorhang beiseite.

Der Anblick ließ seinen Atem stocken. In der Ecke auf dem Boden lag Annabel. Ihr Sommerkleid war über und über mit einer übelriechenden braunen Substanz besudelt. Sie röchelte, schien kaum bei Sinnen. Zwei weitere Hanteln lagen neben ihr. Hatte sie eine davon herausgeschubst, um auf sich aufmerksam zu machen? Oder war sie nur zufällig daran gestoßen? Ein Zucken ging durch ihren Körper. Unvermittelt riss sie die Augen auf. Nur das Weiße war darin zu sehen. Am allermeisten schockierte Philip das Blut an ihren Händen. Auch vorne auf dem Kleid befand sich ein großer Fleck, der sich mit der braunen Masse vermischt hatte.

Er sank auf die Knie, fühlte nach ihrem Puls. Schwach, aber vorhanden. Rasch schlüpfte Lord Philip aus seinem Jackett, knüllte es zusammen und schob es behutsam unter Annabels Kopf. Dann rappelte er sich auf, rannte vor die Tür des Zander-Saals und schrie aus Leibeskräften um Hilfe, so lange, bis er das Herannahen von Schritten hörte. Ein Arzt im weißen Kittel tauchte im Treppenhaus auf.

»Rasch! Im Turnraum liegt eine verletzte Dame«, rief Philip und wies den Weg.

»Wer sind Sie? Um diese Zeit sollte eigentlich noch niemand hier sein. Sie dürfen die Geräte nicht unbeaufsichtigt benutzen. Ich habe gerade erst Dienstantritt und das Personal ist noch nicht vollständig erschienen.«

»Ich will nicht trainieren! Die Verletzte liegt sicher schon die ganze Nacht hier, sie ist kaum bei Bewusstsein. Ich habe nach ihr gesucht. Kommen Sie mit, ich bitte Sie!« Philip wurde von einer derartigen Angst um Annabel erfasst, dass er weder sich noch seine Stimme unter Kontrolle hatte. Der Arzt hielt ihn sicher für einen schreienden Hysteriker, aber er vermochte nicht an sich zu halten. Hoffentlich war der Mann überhaupt Mediziner und nicht nur ein Pfleger, der ihm nicht weiterhelfen konnte. Annabel musste auf der Stelle professionell versorgt werden. Endlich setzte sich sein Gegenüber in Bewegung und folgte ihm hinein in den Zandersaal und zur Umkleidekabine. Noch immer lag Annabel mit geschlossenen Augen auf dem Boden, hatte ihre Position nicht verändert.

Glücklicherweise handelte es sich bei dem hilfsbereiten Herrn wohl wirklich um einen Arzt, denn nach einer ersten raschen Untersuchung konstatierte er, »Die Dame scheint betäubt worden zu sein. Ihr wurde irgend-

etwas verabreicht, das sie in diesen Zustand versetzt. Was das Blut betrifft ...« Mit ernstem Gesichtsausdruck sah er Lord Philip an. »Es ist nicht das ihre. Ich erkenne auf den ersten Blick keine äußeren Verletzungen.« Er sprach gutes Englisch, aber mit starkem Akzent. Dann wies er auf das verschmutzte Kleid. »Und das ist eindeutig Schlamm aus unserem Moorbad nebenan.«

Lord Philip war erleichtert, dies zu hören, waren seine Befürchtungen doch schlimmer gewesen.

»Ich bleibe hier und kümmere mich um die Dame«, fuhr der Arzt fort. »Sie sollten nachsehen, ob in der Abteilung drüben jemand liegt, der verletzt ist. Irgendwo muss das Blut ja herkommen.«

Lord Philip nickte wortlos. Er ging wieder hinaus und öffnete die nächste Tür im Flur. Es war ein Umkleideraum mit Spinden und Waschbecken, der ihn ein wenig an das Dampfbad im Sebastian Club erinnerte. Abgesehen davon, dass einige Handtücher achtlos herumlagen, was darauf schließen ließ, dass hier am Vorabend nicht sauber gemacht worden war, entdeckte er nichts Auffälliges.

Ein Durchgang führte in einen von oben bis unten gekachelten Raum, der in vier Kubikel unterteilt war. In jeder dieser Kabinen stand ein großer Spiegel, ein Stuhl und eine bis zum Rand mit braunem Moorschlamm gefüllte Badewanne. Gleich aus der ersten ragte eine zur Kralle gekrampfte Hand empor. Lord Philip sog die Luft scharf ein. Ringsum auf dem Boden sah er Matschschlieren. Hier hatte ein Kampf stattgefunden. Den die bedauernswerte Person in der Wanne unzweifelhaft verloren hatte. Hin und her gerissen, ob er zuerst wiederum nach Hilfe rufen oder nachsehen sollte, wer der Tote war, entschied sich Lord Philip für Letzte-

res. Er atmete ein paar Mal tief durch, um sein wild pochendes Herz zu beruhigen. Alsdann öffnete er die Manschette seines Hemdes und krepelte den Ärmel hoch bis über den Ellenbogen. Schließlich überwand er seine Abscheu, griff beherzt in den warmen Moorbrei, bekam etwas zu fassen und zog daran. Mit einem schmatzenden Geräusch tauchte Laurence Verbier aus der Wanne auf. Seine Augen waren geschlossen, der Mund wie zu einem stummen Schrei aufgerissen und voller Schlamm. Es war ein entsetzlicher Anblick, der Lord Philip zutiefst erschütterte. Seine Hand zuckte zurück und der Tote versank wieder. Hastig lief der Vorsitzende des Sebastian Clubs in den Waschraum, reinigte seinen Arm und rubbelte ihn anschließend mit einem Handtuch, bis die Haut rot war.

Hatte Annabel Verbier getötet? Aber wie? Sicher verfügte sie nicht über die Kraft, ihn im Moor zu ertränken. Warum war sie von Kopf bis Fuß damit besudelt? Wer hatte sie betäubt? Und handelte es sich bei dem Blut an ihren Händen um Verbiers?

Auf wackligen Beinen ging er zurück in den Gymnastik-Saal und löste den Arzt ab, damit dieser die Polizei verständigen konnte.

»Sollen wir die Dame nicht zunächst entkleiden, untersuchen und gegebenenfalls ins Krankenhaus verbringen?«, fragte er.

»Nein. Nebenan liegt eine Leiche im Moorbad und solange nicht geklärt ist, was geschehen ist, dürfen wir nichts verändern. Sicher möchte die Polizei die Spuren an Mrs Arnholtz untersuchen.«

»Ist das ihr Name? Sind Sie Mister Arnholtz?«

»Mein Name ist Lord Philip Dabinott und ich bin privater Ermittler. Wenn Sie nun zügig die Polizei alar-

mieren könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar, Doktor. Und bitte informieren Sie auch Doktor Wallace Pebsworth im Grandhotel Pupp. Er möchte so rasch als möglich kommen.«

»In Ordnung. Ich bin übrigens Doktor Felny.«

Sobald der Arzt den Raum verlassen hatte, griff Lord Philip nach Annabels Tasche, die auf dem Boden lag. Bestimmt hatte sie die in ihrem Zustand nicht selbst getragen, sondern wer immer sie hierher geschleppt hatte, hatte sie dazugelegt. Er öffnete den Schnappverschluss und sah hinein. Ein blutverschmiertes Messer lag darin. Mit hölzernem Griff und einer sich zur Spitze verjüngenden Klinge erinnerte es ihn an ein Steakmesser. Kurz spähte er umher, wo er es verschwinden lassen konnte, bis die Vernunft die Oberhand gewann. Falls Annabel Verbier getötet hatte, dann sicher in Notwehr. Und sollte jemand anders der Mörder sein und ihr die Tatwaffe untergeschoben haben, würden Philip und seine Kollegen dies beweisen und den wahren Täter enttarnen. Er würde sich nicht auf eine Stufe mit Verbrechern begeben und Beweisstücke entwenden. Die Gentlemen vom Sebastian Club spielten nach den Regeln.

Annabel stöhnte, sie kam langsam zu sich. Ihre Hand tastete sich hinauf zur Stirn und weiter an ihren Hinterkopf, die Augenlider flackerten erneut.

»Was ist geschehen?« Ihre Stimme klang rau. Sie versuchte sich aufzusetzen, aber Lord Philip drückte sie sanft zurück. »Bleib liegen, mein Herz. Es kommt gleich jemand, der dir helfen kann.«

Tatsächlich traf Doktor Pebsworth noch vor der Polizei ein. Er hatte seinen Arztkoffer dabei und kniete sich neben Annabel.

»Du meine Güte, was ist denn hier passiert?« Er zog ein Augenlid hoch und leuchtete mit einer kleinen Stablampe hinein. Die Pupillen von Annabels Veilchenaugen waren stark geweitet und zogen sich auf das Licht hin nicht zusammen.

»Woher stammt das Blut?«

Lord Philip beugte sich zu ihm und raunte, »Wahrscheinlich von Laurence Verbier. Der liegt nebenan tot in einer Wanne mit Schlamm.«

»Wer ist tot?«, keuchte Annabel. Sie hatte ihn trotz des Flüsterns gehört. »Wo sind wir eigentlich?«

»Im Kaiserbad, meine Liebe. In einem Turnsaal. Erinnern Sie sich, wann Sie hierhergekommen sind?« Auch der Doktor schlüpfte aus seiner Jacke und schob sie unter Annabels Füße, damit sie höher lagen.

»Nein. Ich weiß nicht ...« Ihre Stimme versagte. »Mein Hals tut weh.«

Vorsichtig wischte Doktor Pebsworth etwas von dem Schlamm weg, der mittlerweile anfang zu verkrusten.

»Würgemale. Mrs Arnholtz sollte umgehend komplett untersucht werden. In diesem verdreckten Zustand ist das nicht möglich.«

»Treten Sie sofort zurück!« Der Kommandotot ließ die beiden Herrn zusammenzucken. »Ab hier übernehmen wir.«

Schneidig wie ein Gardeoffizier stampfte der Beamte auf dem Parkett auf. »Gestatten, Hauptkommissar Balthasar, das ist Wachtmeister Krall.«

Zweiteren kannte Philip schon. Er war höchst unerfreut, ihn und seinen überheblichen Gesichtsausdruck wiederzusehen. Hätte Krall am Vortag eine Vermisstenanzeige aufgenommen und nach Annabel suchen lassen, wären sie womöglich nun alle nicht hier. »Lord

Philip Dabinott und Doktor Pebsworth vom Sebastian Club in London.«

»Sebastian Club? Muss man den kennen?« Der Kommissar sah seinen Kollegen an und beide schüttelten den Kopf. Die zwei lasen ganz klar keine Kurzeitung. Dann richtete er das Wort an den Doktor. »Sie sind Mediziner? Wie lautet Ihre Diagnose?«

»Ich maße mir keine an, ohne die Patientin ordentlich untersucht zu haben. Und weise nochmals darauf hin, dass dies unverzüglich zu erfolgen hat.« Wie zur Bestätigung röchelte Annabel und verlor das Bewusstsein.

Der Kommissar winkte den Herrn heran, der vorhin geholfen hatte. »Sind Sie der Badearzt?«

»Korrekt. Doktor Felny ist mein Name. Lord Philip hat nach mir gerufen, nachdem er die Dame hier auffand.«

»Dann verfügen Sie doch sicherlich über Räumlichkeiten hier im Kaiserbad, in denen man sich um die Dame kümmern kann, nicht wahr? Lassen Sie ein paar Pfleger mit einer Trage antreten und machen Sie Ihre Arbeit. Ich komme zu Ihnen, sobald ich mich über den Toten informiert habe. Passen Sie auf, dass die Verdächtige nicht versucht, sich davonzumachen.«

Lord Philip schnaubte entrüstet. Ihm missfiel der zackige Kommandoton des Ermittlers. Wen glaubte er vor sich zu haben? Eine Horde Militärskadetten? Außerdem war es unmöglich, dass Annabel irgendwohin gehen würde, sie war nicht einmal ansprechbar.

»Ich begleite Sie, wenn Sie erlauben, Doktor Felny. Vier Augen sehen mehr als zwei und eine weitere Kollegenmeinung ist immer gut.« Mit betont jovialer Stimme folgte Doktor Pebsworth den Pflegern, die die Trage mit Annabel darauf trugen, und seinem Karlsba-

der Kollegen hinaus. Vorher warf er Lord Philip noch einen eindringlichen Blick zu. Nachdem die Bewusstlose abtransportiert worden war, schob Hauptkommissar Balthasar die Vorhänge der Kabine komplett auseinander und hob die am Boden liegende Tasche auf.

»Aha. Krall, notieren Sie. Eine grüne Samttasche mit Schnappverschluss und Kette. Darin befinden sich ein Spitzentaschentuch, ein Fächer und ein scharfes, blutbeflecktes Messer. Dann schauen wir mal nach, ob das Opfer nebenan zufällig damit erstochen wurde. Alles andere würde mich ehrlich gesagt schwer verwundern. Scheint mir ein Fall zu sein, den wir zügig abhaken können, so mag ich das.« Er drehte sich um und marschierte davon, seinen Wachtmeister im Schlepptau und ohne Lord Philip weiter zu beachten. Der ging den beiden Männern nach, wurde aber am Eingang zur Moorbadabteilung zurückgehalten.

»Sie warten hier. Ich habe später noch Fragen an Sie.«

Eine Weile verharrte er brav. Leider verstand er kein Wort von dem, was drinnen geredet wurde, obwohl die Stimmen von den gekachelten Wänden deutlich widerhallten. Die Beamten sprachen böhmisch miteinander. Da sie sich offenbar Zeit ließen, machte sich Lord Philip nach einer halben Stunde auf den Weg zu den Behandlungsräumen des Badearztes. Sollte dieser Balthasar dorthin kommen, wenn er etwas von ihm wollte.

Der Untersuchungsraum war nach modernsten Standards eingerichtet, hell, luftig und großzügig, was Lord Philip ein wenig beruhigte. Gerade wurde Annabel von der Behandlungsliege auf ein fahrbares Krankenbett gehoben. Sie trug nun einen weißen Kittel und man

hatte sie von Schlamm und Blut gesäubert. Unter ihren geschlossenen Lidern zuckten die Augen nach links und rechts. Hatte sie Schmerzen? Weshalb hatte sie das Bewusstsein vorhin erneut verloren und noch immer nicht wiedererlangt? Doktor Felny hatte angedeutet, sie sei betäubt worden. Was, falls es sich nicht um ein Betäubungsmittel, sondern um ein Gift handelte? War es bereits zu spät, um ihr zu helfen? Lord Philip schloss gequält die Augen. Nicht auszudenken, wenn er Annabel verlor, nur weil er zugelassen hatte, dass sie mit auf eine Ermittlungsreise kam.

Die Krankenschwester räumte eine Schüssel mit wässrigem Inhalt weg, von dem Doktor Felny noch rasch etwas in ein gläsernes Schraubglas umfüllte und zur Seite stellte. Während er sich die Hände wusch, sagte er: »Wir haben Mrs Arnholtz' Magen entleert und ich werde den Inhalt untersuchen. Allerdings glaube ich, dass ihr das Mittel, das sie außer Gefecht gesetzt hat, per Injektion verabreicht wurde. Daher wurden auch Blutproben entnommen. Jetzt muss sie einfach schlafen, während wir die Substanzen analysieren.«

Dann bestand keine Lebensgefahr? Erleichterung durchflutete Lord Philip bis in die Fingerspitzen.

»Danke, Doktor. Tausend Dank.« Er strahlte Felny an und nickte hinüber zu Doktor Pebsworth. Der es anscheinend mal wieder innerhalb kürzester Zeit geschafft hatte, ein nettes Verhältnis zu dem ihm vorher gänzlich unbekanntem Kollegen aufzubauen, so dass der ihn an seiner Arbeit teilhaben ließ. Manchmal wünschte sich Lord Philip, ebenfalls über diese Gabe zu verfügen. Der Doktor war ein Menschenflüsterer.

»Kollege Felny hat Mrs Arnholtz hervorragend untersucht«, lobte er. »Nun wird sie nach nebenan gescho-

ben, in ein schönes Krankenzimmer, in dem sie sich erholen kann. Dabei wird ihr eine Schwester rund um die Uhr Gesellschaft leisten. Schauen Sie, Lord Philip, über welch fortschrittliche Apparate der Doktor hier verfügt. Dieses Mikroskop hat eine Auflösung, von der ich zuhause nur träumen kann.«

»Und was konkret fehlt Annabel?«, fragte der Vorsitzende des Sebastian Clubs ungeduldig. Er konnte beim besten Willen gerade keinen Enthusiasmus für ein Medizingerät aufbringen.

»Sie hat eine dicke Beule am Kopf. Entweder stammt diese von einem Sturz oder einem Schlag. Außerdem hat sie vermutlich eine Gehirnerschütterung. Am Hals finden sich Würgemale. Ausgeprägte. Und der Einstich einer Kanüle, die eventuell die Betäubung enthielt. Doktor Felny geht davon aus, dass Mrs Arnholtz Erinnerungslücken haben wird, wenn sie aufwacht. Möglicherweise sogar einen Gedächtnisverlust. Dieser Meinung schließe ich mich an. Aber wie gesagt, nun muss sie erst einmal ruhen und nur wenn es ihr besser geht, wird sie der hiesigen Polizei Fragen beantworten können.«

Eigentlich wollte Lord Philip bei Annabel warten, bis sie aufwachte, aber da beide Ärzte versicherten, dies könnte dauern, ging er zurück in die Moorbadabteilung. Wiederum verwehrte ihm Wachtmeister Krall den Zugang. Also begnügte sich der Vorsitzende des Sebastian Clubs damit zu beobachten, wie nach und nach immer mehr Beamte in Zivil und in Uniform auftauchten. Dazu Angestellte des Kaiserbads mitsamt der Geschäftsleitung. Aufgrund des hohen Aufkommens und neugieriger Gäste wurde schließlich die gesamte

Abteilung abgeriegelt und auch Lord Philip weggeschickt.

Der tote Laurence Verbier wurde bedauerlicherweise nicht in die Räume des Badearztes verbracht, sondern in die Gerichtsmedizin. Es wäre auch zu praktisch gewesen, wenn Doktor Pebsworth der Leichenschau hätte beiwohnen dürfen. Allerdings kam ein Zufall den Gentlemen zu Hilfe, so dass sie doch noch Informationen erhielten.

Der alteingesessene und betagte Karlsbader Pathologe, ein gewisser Professor Bilovsky, weilte selbst auf Sommerfrische irgendwo an der Ostsee, weshalb Doktor Felny kurzfristig als Vertretung berufen wurde.

»Weil ich ohnehin schon zur Hand bin, hat Balthasar gesagt. Sehr charmant, nicht wahr? Als ob Anwesenheit eine Qualifikation wäre. Aber ich will mich nicht beschweren, das ist eine prima Gelegenheit, um mein Können zu zeigen«, ließ er den Kollegen Pebsworth wissen und war auch gerne bereit, seine Ergebnisse zu teilen.

Am Nachmittag tranken die beiden Ärzte zusammen mit Lord Philip, Freddie und Crispin Fox Kaffee in einem kleinen Restaurant neben dem Kaiserbad. Eigentlich sollte er etwas essen, Lord Philips Magen zog sich beim Anblick der Köstlichkeiten, die den anderen Gästen serviert wurden, schmerzhaft zusammen. Aber er hatte keinen Appetit. Zu tief saß der Schock wegen Annabel. Allerdings brauchte er ein großes Kännchen extra starken Mokkas, denn sein Schlafmangel machte sich langsam bemerkbar.

»Ich bin schockiert, dass jemand Annabel so etwas antut«, sagte Freddie und sah auch so aus. Gemeinsam mit ihrem Onkel hatte sie vorhin nach der noch immer

Schlafenden gesehen. Besonders die Würgemale hatten sie betroffen gemacht. »Und natürlich dem bedauernswerten Mister Verbier«, fügte sie rasch hinzu. »Bisher hatten wir vermutet, das Motiv des Täters liegt in der Vergangenheit des ersten Opfers. Aber wie es nun aussieht, scheint etwas anderes dahinter zu stecken.«

»Dann bist du der Auffassung, der Mord an Belami alias Bosworth hängt mit dem an Verbier zusammen?«, fragte Crispin Fox.

»Absolut. Du etwa nicht?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Was hat die Obduktion ergeben?« Weil er wieder an Annabels Seite wollte, kam Lord Philip direkt zur Sache.

Doktor Felny stellte seine Kaffeetasse zurück auf den Unterteller und räusperte. »Er wurde in der Tat erstochen. Mitten in die Brust. Ins Herz«, verbesserte er sich. »Verbier hat ebenfalls einen Schlag auf den Kopf bekommen, wie Mrs Arnholtz. Aber das Messer scheint die Mordwaffe zu sein.«

»Gibt es irgendwelche außergewöhnlichen Details?«, fragte Doktor Pebsworth.

»Da Sie es erwähnen, ja, in der Tat. In der Wunde befand sich Moor.«

»Wie bitte? Dann wurde er erst ermordet, nachdem er mitsamt seiner Kleidung in der schlammigen Wanne lag? Seltsam. Ist er freiwillig hineingestiegen?« Crispin kratzte sich am Kopf.

»Das ist noch nicht alles. Der Stichkanal des Messers reicht nicht bis ganz ans Ende der Verletzung.«

Lord Philip tat sich schwer, diese seltsame Formulierung, vorgebracht mit Felnys Akzent, zu verstehen. »Was meinen Sie damit?«

»Es sieht so aus, als wäre das Opfer zuerst mit etwas Dünnerem erstochen worden, etwa zur selben Zeit, zu der die Kopfverletzung entstand. Und ein wenig später, als er schon im Moorbad lag, noch einmal mit dem Messer. Das ist lediglich meine Theorie. Als ich sie dem Hauptkommissar vorgebracht habe, hat er gemeint, ich soll mir keine unsinnigen Spekulationen erlauben.«

»Kollege Felny, Sie sind ein hochbegabter Mediziner«, lobte Doktor Pebsworth und unterstrich es mit einem Schulterklopfen. »Das sind wichtige Details, die so manchem Leichenbeschauer sicher entgangen wären.«

Felny wurde tatsächlich rot. Er schien geschmeichelt. »Nun ja. Die Pathologie ist mein Steckenpferd.«

»Ist nicht wahr! Meines ebenfalls.«

»Ich bilde mich ständig fort. Nur leider ist mein Wissen nicht sehr gefragt, im beschaulichen Karlsbad. Hier wird wenig gemordet. Und wenn, geht alles an den Kollegen, der den Posten seit über dreißig Jahren innehat.« Er seufzte. »Aber irgendwann wird er in den Ruhestand gehen. Bis dahin behandle ich Übergewichtige, schwindsüchtige und hysterische lebende Kurgäste.«

»Ihre Zeit wird kommen, mein Freund, da bin ich mir ganz sicher. Sie sind ja noch jung.«

Tatsächlich fiel Lord Philip erst jetzt das jugendhafte Aussehen des Arztes auf. Zählte er überhaupt schon dreißig Lenze? Wahrscheinlich nicht. Aber das musste nichts heißen. Crispin Fox wurde ebenfalls oft aufgrund seiner Jugend unterschätzt und war ein brillanter Ermittler.

»Für Hauptkommissar Balthasar ist Mrs Arnholtz die Täterin«, bestätigte Felny die Befürchtungen der Detektive.

Am folgenden Morgen hielt Lord Philip die Hand der schlafenden Annabel, bis er spürte, wie ihre Finger den sanften Druck der seinen erwiderten.

»Philip«, murmelte sie leise. »Was ist geschehen?« Sie schlug die Augen auf, sah sich um. »Wo bin ich hier? Das ist nicht mein Hotelzimmer.«

»Wir sind noch immer im Kaiserbad, Liebes. Der Badearzt war so freundlich, dich in seinen Räumlichkeiten unterzubringen, bis du wieder bei Kräften bist.«

»Kaiserbad? Wieso? Mein Kopf schmerzt. Und ich kann kaum Schlucken.« Sie tastete an ihren Hals.

»Woran erinnerst du dich, Annabel? Es ist wichtig, dass wir darüber sprechen, bevor die Polizei kommt. Und Hauptkommissar Balthasar wird nicht lange auf sich warten lassen, wie ich ihn einschätze.«

»Wovon sprichst du? Was meinst du? Ich bin losgegangen, um mir einen neuen Hut zu kaufen.« Sie versuchte sich aufzusetzen. »Wo ist der eigentlich?«

Lord Philip schüttelte das Kissen auf und schob es hinter Annabels Rücken, bis sie bequem saß.

»Das ist momentan egal. Was weißt du über Verbiers Ermordung?«

»Verbier ist tot? Oh Gott! Wie? Wieso ...«

Ein dumpfes Gefühl befiel Lord Philip. Das klang nicht gut. »Woran erinnerst du dich? Fangen wird damit an, dass du den Hutladen verlassen hast.«

»Jetzt weiß ich es wieder – die Dame im Geschäft hat angeboten, meinen Einkauf direkt ins Grandhotel Pupp liefern zu lassen. Dann bin ich hinaus auf die Straße getreten und wollte als nächstes ins ... zum ..., ach Philip, an mehr kann ich mich nicht erinnern.«

Er merkte, wie er zusehends nervöser wurde. Eigentlich hatte er sich von ihr zumindest ein paar Anhalts-

punkte erhofft, die Licht auf das Geschehene werfen würden.

»Du bist anscheinend zum Kaiserbad spaziert, weil du dir einen Turnraum ansehen wolltest. Wie lange warst du dort? Bist du irgendwann in die Moorbadabteilung gegangen? Wie spät war es? Jemand hat dir einen Schlag auf den Kopf versetzt, dich gewürgt und betäubt. Kannst du mir überhaupt nichts dazu sagen?«

»Nein. All diese Fragen, ich bekomme Kopfschmerzen.«

»Auch nicht dazu, dass Laurence Verbier erstochen in einer Wanne mit Moorschlamm lag und du Blut und Matsch an Händen und Kleid hattest? Und die Tatwaffe in deiner Handtasche?«

»Nein! Philip! Nein! Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Das ist schlecht, Mrs Arnholtz«, ertönte Hauptkommissar Balthasars Stimme. Der Mann hatte eine Begabung dafür, unvermittelt und unpassend aufzutreten. »Denn Doktor Felny sagt mir, Sie sind transportfähig. Also werde ich Sie nun verhaften und mit auf die Wache zur Befragung nehmen.«

»Auf keinen Fall!« Lord Philip sprang auf. Balthasar bedeutete seinem Wachtmeister mit einem Kopfnicken, bei der Kranken zu bleiben, und schob den Detektiv kurzerhand hinaus auf den Gang.

»Was würden Sie an meiner Stelle machen?«, zischte er ihm zu. »Ich habe mich über den Sebastian Club informiert. Nicht nur aus dem hiesigen Klatschblatt. Zwar bin ich grundsätzlich kein Freund von Privatschnüfflern, aber Sie genießen einen hervorragenden Ruf. Daher will ich Ihnen nicht vorenthalten, dass es nicht gut aussieht für Mrs Arnholtz. Wie Sie bereits treffend be-

merkten, wurde sie mit der blutverschmierten Tatwaffe in ihrer Tasche in unmittelbarer Nähe einer Leiche gefunden, die eine Stichwunde im Herzen hat. Und mittlerweile habe ich zudem erfahren, dass Laurence Verbier Mrs Arnholtz nachgestellt hat, sogar zudringlich wurde. Ich bitte Sie, Lord Philip, das sind Indizien, die mir keine andere Wahl lassen. Ich muss die Dame verhaften.«

Eine Krankenschwester ging vorbei und warf ihnen neugierige Blicke zu. Schlagartig fühlte sich Lord Philip erschöpft. Er hatte wiederum nicht geschlafen und kaum etwas gegessen. Wahrscheinlich war sein Gesicht ebenso weiß wie die Wand, gegen die er sich nun mit dem Rücken lehnte.

»Aber Sie wissen so gut wie ich, dass Mrs Anrholtz körperlich überhaupt nicht in der Lage gewesen wäre, den Mord zu begehen. Jemand hat sie schwer gewürgt, Verbier vermutlich, er war viel stärker als sie. Und beide wurden mit einer Spritze in den Hals betäubt, also muss noch mindestens eine Person anwesend gewesen sein. Der Mörder. Sie können nicht ernsthaft glauben, dass sie es war.«

»Was ich persönlich glaube oder nicht, spielt keine Rolle. Es könnte ein Gerangel gegeben haben, in dem Verbier Mrs Arnholtz betäuben wollte. Sie bekam die Spritze zu fassen und drehte den Spieß um. Dann hätte sie ihn leicht in die Wanne schubsen und erstechen können. Sehen Sie? Für jede Ihrer Theorien kann ich eine Gegentheorie aufstellen. Ich muss mich an Beweise und Indizien halten. Für die Polizei Karlsbad ist die Suche nach dem Mörder von Laurence Verbier erst einmal abgeschlossen.« Hauptkommissar Balthasar senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Aber Sie können weiter

ermitteln, Dabinott. Tun Sie das, Sie und Ihre Kollegen. Bringen Sie mir einen stichhaltigen Verdächtigen, sonst sehe ich schwarz für Ihre Mrs Arnholtz. Es sind schon Leute bei noch schwächerer Beweislage verurteilt worden.«

Lord Philip sah dem Hauptkommissar nach, wie er mit quietschenden Sohlen den gebohnerten Flur entlangschritt. Er winkte zwei Beamte herbei, die ihm bei der Verhaftung von Annabel Arnholtz assistieren würden. Streng nach Vorschrift. Bisher hatte Lord Philip Balthasar nicht viel abgewinnen können. Aber langsam vermutete er, dass der Beamte vielleicht doch das Herz am rechten Fleck hatte. Zumindest schien er sich Gedanken zu machen, die über seine Pflichterfüllung hinausgingen.



## Kapitel 13

### Theater – Doktor Pebsworth

Der leere Zuschauerraum des Karlsbader Theaters lag im Dunkel. Doktor Pebsworth und Crispin Fox saßen unbewegt als einzige Zuhörer während der Probe in einer der hinteren Reihen. Keiner von beiden sprach ein Wort. Crispin nagte mit finsterem Blick an seiner Unterlippe, der Doktor betrachtete den Bühnenvorhang. Dieses Aushängeschild des Theaters war opulent bemalt worden, unter anderem von den Gebrüdern Klimt. In der rechten Ecke hatte sich Gustav als Flötenspieler verewigt. Der Anblick des künstlerischen Meisterwerks ließ ihn zur Ruhe kommen, es wirkte gewissermaßen wie eine ästhetische Liebkosung auf seinen Geist. Die Verhaftung von Mrs Arnholtz hatte nicht nur Lord Philip erschüttert, sondern ebenso seine Kollegen. Es mochte eine fragwürdige Entscheidung des Vorsitzenden gewesen sein, sich von einer Privatperson auf Ermittlungsreise begleiten zu lassen. Etwas, das Professor Brown zweifelsohne nie getan hätte und dessen Konsequenzen Lord Philip nun verkraften musste. Aber er war noch jung. Er würde daraus lernen und diesen Fehler kein zweites Mal begehen. Morduntersuchungen verlangten eine ungeteilte Aufmerksamkeit. Sie alle hatten sich vom entspannten Karlsbad einlullen lassen, ausnahmslos. Der Doktor selbst nahm sich dabei nicht aus. Ginge es nach ihm,

würde er seine Tage in der Gesellschaft von Frau Zuzana verbringen, vorzugsweise in ihrer Küche. Aber so fing man keinen Mörder. Nun galt es, konzentriert weiterzumachen. Doktor Pebsworth wusste, was es hieß, im Ausland in Polizeiarrest zu sein. Er erinnerte sich gut an seinen Aufenthalt bei der Gendarmerie in Salzburg. Gerne hätte er einer Dame wie Mrs Arnholtz diese Erfahrung erspart, zumal sie geschwächt von ihrem schrecklichen Erlebnis war. Fest entschlossen, die Inhaftierung so kurz wie möglich zu halten, würden die Gentlemen alles geben, um den wahren Täter zu fassen.

»Warum sitzen wir hier herum und hören denen dort vorne beim Fiedeln zu?«, beschwerte sich Crispin Fox.

Pebsworth horchte in sich hinein. Der entspannende Anblick des Künstlervorhangs hatte den Knoten in seiner Brust gelöst und er atmete ein paar Mal befreit durch. »Weil wir ein Auge auf die Herren Musiker werfen.«

»Ich finde es unerhört, dass die einfach weiterproben, als wäre nichts geschehen.«

»Nun ja, im Zuge des Verbier-Mordes ist die Nachfrage nach Auftritten noch weiter angestiegen. Es laufen sogar schon Wetten, ob noch ein Orchestermitglied ermordet werden wird. Geschmacklos, ich weiß. Raphael Wilfried hat Verträge über zwei zusätzliche Konzerte geschlossen. Obwohl der dritte Trompeter nicht an die Klasse der ersten beiden heranreicht, wie der Dirigent nicht müde wird zu behaupten.«

Das ruhegebietende Klopfen des Taktstocks war bis hinten zu den Herren zu vernehmen. Im Licht der Bühnenlampen schimmerte er silberfarben. Raphael Wil-

fried stand etwas erhöht am Dirigentenpult, schwang den Stab mit einer eleganten Geste in die Luft, hielt einen Moment inne und gab den Einsatz. Zuerst begannen nur die Streicher mit einer leisen Melodie, die anderen Stimmen setzten erst nach und nach ein. Ein getragenes Stück, nichts Leichtes. Dem Anlass angemessen, dachte Pebsworth, konnte aber nicht sagen, von welchem Komponisten es stammte. Wegen der Unterhaltung waren sie ohnehin nicht hier. Einer der Herren dort unten war ein Mörder, das spürte er in den Knochen und die lagen zumeist richtig.

Pierluigi Disonno wirkte fahrig. Er leckte sich so oft über die Lippen, dass er seinen Einsatz verpasste und auch aus der Distanz sah Doktor Pebsworth den Schweiß auf seiner Stirn glänzen. Normalerweise müsste der Dirigent ihn auf der Stelle feuern. Sicher hatte er inzwischen mitbekommen, dass der Italiener ihm die Musiker abspenstig machen wollte. Doch anscheinend gelang es ihm, für die Dauer der Tournee darüber hinwegzusehen. Der Doktor fand dieses Verhalten abstrus. Raphael Wilfried selbst sah aus, als hätte er seit Tagen nicht geschlafen. Die vormals ordentlich pomadisierte Frisur wies Nachlässigkeiten auf und in jeder Spielpause rauchte er hastig zwei, drei Zigaretten am Bühnenrand, ohne dass diese seine Nerven sichtlich beruhigen würden. Bei diesen Gelegenheiten stand stets Jonah Hillwood an seiner Seite, paffte ebenfalls und redete gestikulierend auf ihn ein. Noel Sheridan saß die ganze Zeit über wie festgewachsen auf seinem Stuhl, stand selbst in den Spielpausen nicht auf. Wenn er nicht gerade auf seiner Geige fiedelte, bewegten sich seine Lippen pausenlos in stummem Selbstgespräch. Er machte einen wirklich verhaltensgestörten Eindruck.

Brachte aber eine gute musikalische Leistung, daran ließ sich nicht rütteln.

Doktor Pebsworth schrieb etwas auf seinen Notizblock, riss das Blatt heraus, faltete es und winkte einen der Theatermitarbeiter heran, der gerade durch die Reihen schritt. »Bringen Sie das bitte zu Mister Wilfried und warten Sie auf Antwort.«

Aus ihrer Sitzreihe beobachteten sie, wie der Dirigent die Mitteilung überflog, seine Augen zusammenkniff und in den Zuschauerraum spähte. Anscheinend war er sich nicht bewusst gewesen, Publikum zu haben. Er hob abwehrend die Hand, um den plappernden Hillwood zum Verstummen zu bringen, griff sich einen Bleistift von einem der Notenständer und kritzelte auf das Blatt.

»Was haben Sie ihm geschrieben?«, fragte Crispin.

Doktor Pebsworth nahm dem Theatermitarbeiter die Nachricht ab und bedankte sich. »Dass ich nach der Probe mit ihm sprechen will. Aber der Maestro ist abgeneigt. Keine Zeit, lässt er mich wissen.« Er grinste. »Alles andere hätte mich auch gewundert.«

»Weshalb?«

»Auf der Rennbahn findet heute eine Sonderveranstaltung zu Ehren eines böhmischen Grafen statt, dessen Pferde am Start sind. Hohe Wetten werden gesetzt und Wilfried wird sich das nicht entgehen lassen. Frau Zuzana hat mir nämlich erzählt, der Dirigent hatte kürzlich Besuch von zwei unangenehm aussehenden Gesellen.«

»Unangenehm im Sinne von ...?«

»Im Sinne von Geldeintreibern. Frau Zuzana hat mitangehört, dass Wilfried morgen bezahlen muss, sonst wird er seinen Arm in nächster Zeit nicht mehr zum Dirigieren schwingen können.«

Nun schmunzelte Crispin ebenfalls. »Doktor, Sie sind ein steter Quell wertvoller Informationen.«

»Nicht wahr? Und wenn ich sie auf so angenehme Weise wie von Frau Zuzana erhalte, serviert mit selbstgemachten Köstlichkeiten und einem Lächeln, dann lege ich mich gern ins Zeug.«

Vorne pochte Raphael Wilfried gerade wieder energisch mit seinem Taktstock aufs Pult, das Gemurmel der Musiker verstummte und die Probe wurde fortgesetzt. Nachdenklich starrte Doktor Pebsworth minutenlang auf das Orchester, dann erhob er sich und verließ mit Crispin leise das Theater.

Am darauffolgenden Morgen zogen sich die Gentlemen in den Lesesaal des Pupp zurück, um ihr weiteres Vorgehen zu besprechen. Dort stand ein langer Tisch, auf dem für gewöhnlich eine Auswahl an Tageszeitungen für die Gäste bereitlag. Freundlicherweise hatte die Direktion diese entfernt und den Ermittlern gestattet, die Bibliothek kurzfristig als Besprechungsraum zu nutzen, so dass alle bisherigen gesammelten Informationen auf dem Tisch ausgebreitet waren. Die ringsum stehenden Stühle schob Lord Philip weg, um entlang der Tischplatte wandern und über den Indizien brüten zu können.

In dem rechteckigen großzügig geschnittenen Raum befanden sich zudem zwei Schreibtische, gepolsterte Sessel im englischen Stil sowie in allen vier Ecken Vitrinen voller Bücher. Von der stuckverzierten Decke hingen Lüster und über den Fenstern und Türstürzen drapierte Vorhänge. Doktor Pebsworth persönlich bevorzugte zum Nachdenken ein reduzierteres Ambiente, zum Beispiel das Dampfbad des Sebastian Clubs, wo die optischen Ablenkungen uninteressant waren.

Aber er konnte sich durchaus vorstellen, dass man hier ein paar gemütliche Lesestunden verbringen mochte. Crispin Fox umkreiste ebenfalls den Indizientisch, gegenläufig zum Vorsitzenden, und Miss Westbrook hatte es sich in einem Samtsessel bequem gemacht und blätterte in ihrem Notizbuch. Es klopfte an der Tür.

Lord Philips Stirnrunzeln verriet, wie ungern er gestört wurde, auch von Mister Markward, doch er war ihr Auftraggeber und sie konnten ihn schlecht abwimmeln. Der Kunstförderer warf einen Blick in die Runde.

»Nun, meine Herren. Und Dame. Es läuft nicht gut, nicht wahr? Wenn ich professionelle Ermittler engagiere, gehe ich eigentlich nicht davon aus, dass sich der Täter in ihrem eigenen Dunstkreis befindet. Mrs Arnholtz verhaftet! Dieser Skandal! Womöglich hat sie nicht nur Verbier, sondern auch Charles Bosworth oder wie immer er hieß, auf dem Gewissen. Immerhin war sie beim Konzert in meinem Haus zugegen. Die Gelegenheit hatte sie also.«

»Ich muss doch sehr bitten!« Lord Philip schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, dass es krachte. »Jedem halbwegs intelligenten Menschen dürfte klar sein, dass Mrs Arnholtz keinen der beiden Morde hätte begehen können!«

»Dann halten Sie die Karlsbader Polizei für dumm?«

Von seinem Platz sah der Doktor, wie sich Lord Philips Ohren dunkelrot verfärbten. Hoffentlich ließ er sich nicht von seinem hitzigen Temperament hinreißen, das würde keinen professionellen Eindruck machen.

»Mitnichten, Mister Markward. Hauptkommissar Balthasar scheint mir ein fähiger Mann zu sein. Doch da wir Ihren Ansprüchen nicht gerecht werden, gibt der Sebastian Club hiermit und mit sofortiger Wirkung

den von Ihnen erteilten Auftrag zurück. Wir sind nicht weiter für Sie tätig, sondern ermitteln ab jetzt in eigener Sache.«

Lord Philip klang ruhig, er hatte sich gefangen. Trotzdem war dieser Umstand etwas, das es in all den Jahren vorher noch nie gegeben hatte. Einen Ermittlungsauftrag zurückgeben. Bevor der Mörder enttarnt war. Aristotle Brown würde das missbilligen. Wenn der Sebastian Club einen Fall annahm, dann brachte er ihn zu Ende. Erfolgreich, für gewöhnlich. Pebsworth schloss kurz die Augen.

»Sie reagieren über. Nur weil ich gewagt habe, Kritik anzumelden«, sagte Markward.

»Das ist Ihre Ansicht. Die ich toleriere. Da Sie zu unseren Verdächtigen gehören, bitte ich Sie, den Raum zu verlassen.«

»Nun reicht es aber!«

Ein weiteres Klopfen an der Tür unterbrach die Diskussion. Es war Jonah Hillwood, der den Mäzen sprechen wollte. Mit einem Schnauben und einem vernichtenden Blick in die Runde scheuchte Markward den Posaunisten hinaus. »Wir sind noch nicht fertig miteinander«, schnappte er sodann die Ermittler an und marschierte schweren Schrittes dem Musiker hinterher. Auf einen Wink des Vorsitzenden hin schlüpfte auch Crispin Fox aus dem Raum.

Minuten vergingen, in denen ein jeder vorgab, beschäftigt zu sein. In Wirklichkeit, da war sich der Doktor sicher, brannten alle nur darauf, dass Mister Fox zurückkam.

»Die Fenster gehen hinaus auf die Gartenanlage. Ich kann also nicht erkennen, ob sie das Hotel verlassen haben«, sagte Freddie.

»Das macht nichts.« Der Doktor wies auf die Tür, durch die Crispin Fox wieder eintrat. »Was konnten Sie belauschen, mein Freund?«

Außer Atem stützte sich der junge Mann mit beiden Händen auf der Tischplatte ab. »Wilfried bezahlt seine Musiker nicht«, stieß er hervor. »Mister Hillwood sagte zu Mister Markward, dass der Dirigent versprochen hatte, nach dem Zusatzkonzert gestern Abend die ausstehenden Löhne zu begleichen. Er wollte sogar einen Bonus drauflegen. Aber anscheinend hat er auf der Rennbahn verloren und ist pleite. Das Orchester verweigert somit weitere Auftritte.« Er schnappte nach Luft. »Tut mir leid. Die beiden haben sich im Treppenhaus unterhalten, ich musste mich verstecken und anschließend hierher zurücklaufen.«

»Wie hat Markward reagiert?«

»Das war merkwürdig, Lord Philip. Er hat Hillwood angeboten, die fehlende Summe zu begleichen und der Posaunist sollte seinen Kollegen ausrichten, dass Markward noch heute mit dem Geld in die Pension Zuzana kommen würde. Er wirkte äußerst gefasst, richtig freundlich. Als ob ihm ernsthaft etwas an den Musikern liegen würde.«

Es entbrannten Mutmaßungen über seine Beweggründe. Für Doktor Pebsworth war Markwards Reaktion die einzig konsequente. Menschen wie er bestimmten ihren Wert über ihr Ansehen in der Gesellschaft. Im Fall des Mäzens ging es dabei um Macht. Vorrangig natürlich um Musik und Kunst, aber in Wirklichkeit sah er sich als Unterhalter der oberen Zehntausend. Und wer würde weiterhin Konzerte in seinem Stadtpalais besuchen, ihn hofieren, um eingeladen zu werden, wenn sein Name mit Mord und Totschlag verbunden

wäre? Oder mit Wettschulden, arbeitsverweigernden Musikern und einem Skandal in einem angesehenen, tratschlastigen europäischen Kurbad? Natürlich würde er die Wogen glätten, wo er nur konnte. Es war ein Leichtes für ihn, das Orchester zu bezahlen. Hauptsache die Tournee lief weiter, die Konzerte fanden statt und die Menschen wurden unterhalten. Im Namen von Fletcher Markward.

Unvermittelt nahm sich Crispin Fox ein paar Zettel vom Tisch und der Doktor wurde aus seinen Gedanken gerissen.

»Wie bitte? Was meinen Sie?« Er hatte nicht aufgepasst, wonach Crispin gegriffen hatte, sah aber nun zu, wie er die Blätter nebeneinanderlegte.

»Schauen Sie, das ist die Nachricht, die in Mrs Arnholtz' Blumen steckte. Die sie in den Müll geworfen hatte. Sie ist ordentlich geschrieben. Und das ist Laurence Verbiers Tagebuch. Niemals stammen die beiden Schriftstücke von ein und derselben Hand. Verbiers Schrift ist schlampig, kaum zu entziffern und vom Schriftbild her absolut anders als die penibel verfasste Blumenkarte. Zeigen Sie mir bitte noch mal die Antwort von Raphael Wilfried auf Ihre Bitte nach einem Treffen.«

Doktor Pebsworth legte den Zettel dazu und sah, worauf sein Kollege anspielte. Zwar hatte der Dirigent das Keine Zeit nur hastig hingekritzelt, doch das T und das N erinnerten eindeutig an die Schrift auf der Blumenkarte.

Und noch etwas fiel dem Doktor genau in diesem Moment ein. Etwas, das er im Theater bemerkt hatte und über das er derzeit nicht mit den anderen sprechen konnte. Ein Verdacht nahm in seinem Kopf

Gestalt an, der einer Verifikation bedurfte. Sein Atem beschleunigte sich. Sie waren auf der richtigen Spur, ganz bestimmt.

»Bitte entschuldigen Sie mich kurz«, sagte er zu den Kollegen.

Anstatt mit dem Lift ins Foyer zu fahren, eilte er über die breite Treppe hinunter zu den Telefonapparaten und ließ sich mit der Pension Zuzana verbinden.

»Ich bitte Sie, gnädige Frau, sehen Sie nach, ob Raphael Wilfried auf seinem Zimmer ist«, bat er die Pensionswirtin. Dabei klang er ähnlich atemlos wie der Kollege Fox vorhin. Ihre Antwort bestätigte seinen Verdacht. Der Dirigent war weg. Raphael Wilfried war ihr Mann!

»Sind Sie sicher? Absolut sicher?« Lord Philips Stimme klang dunkel.

»Ja. Die Tatsache, dass er verschwunden ist, bestätigt meinen Verdacht.«

»Wir brauchen mehr als einen Verdacht, Doktor Pebsworth. Wenn wir nun agieren, versuchen Mister Wilfried ausfindig zu machen, ihn sogar eventuell verfolgen – und am Ende falsch liegen, dann machen wir uns nicht nur vor Karlsbad lächerlich. Unser Ruf wäre ruiniert. Ich weiß, wir haben wenig Zeit. Aber bitte, erläutern Sie mir wenigstens grob, was Sie derart sicher sein lässt.«

Professor Brown hätte niemals an seinem guten Freund Wallace gezweifelt. Schon gar nicht vor versammelter Truppe. Der Doktor war es nicht gewohnt, dass sein Urteil in Frage gestellt wurde. Dennoch gab er klein bei und erklärte in knappen Worten, was ihm seit dem Vormittag nicht mehr aus dem Kopf ging.

»Danke«, rief Lord Philip, »Überzeugt. Beeilen wir uns. Weit kann er noch nicht gekommen sein!« Er schlug erneut mit der Hand auf den Tisch, dieses Mal mit einem entschlossenen Funkeln im Blick.

»Laut Frau Zuzana hat er sich um halb zehn noch ein ausgedehntes Frühstück gegönnt und mit ihr geplaudert. Der Mann ist ein Blender.« Die Stimme des Doktors klang wie ein Knurren. »Er trägt lediglich eine kleine Tasche bei sich, der Großteil seiner Sachen liegt noch auf dem Zimmer. Wohin will er sich absetzen, denken Sie? Von hier aus sind praktisch alle Himmelsrichtungen möglich!«

Crispin lief aufgeregt im Raum auf und ab. »Er darf nicht entweichen. Aber Sie haben recht, er kann überall hin. So ein Mist!«

»Lassen Sie uns in Ruhe überlegen.« Freddie marschierte ebenfalls hin und her. »Das Orchester kam mit der Bahn nach Karlsbad. Wilfried ist pleite, zudem auf der Flucht vor seinen Kreditgebern. Er kann sich keinen Privattransport leisten und wird so rasch wie möglich so weit wie möglich weg wollen.«

Sie blieb vor einem der Bücherregale stehen, zog ein Buch heraus und blätterte darin, bis sie fand, wonach sie suchte. »Meiner Ansicht nach bleibt ihm dafür nur die Eisenbahn. Und Karlsbad ist nicht London, hier fahren nicht viele Züge täglich. Hier, das ist der aktuelle Fahrplan.« Mit dem Finger fuhr sie eine Seite entlang. »Demnach gehen heute nur zwei Züge, die in Frage kommen. Der Express nach Paris von Gleis eins und der nach Wien von Gleis zwei. Und zwar beide zur selben Zeit. In exakt«, sie sah hinüber zur Standuhr, »dreiundzwanzig Minuten.«



## Kapitel 14

### Oberer Bahnhof – Freddie

»Das schaffen wir zu Fuß niemals! Beileitung, aufspringen!« Vollkommen undamenhaft und ohne Hut rannte Freddie die Straße entlang und hüpfte behände auf die vorbeifahrende Straßenbahn. Das Schmerzmittel, das der Doktor ihr für ihren Fuß gegeben hatte, wirkte Wunder. Sie atmete schwer, aber frei, dank des korsettlosen Walking Skirts aus luftigem Baumwolltwill. Auch die Herren zögerten nicht lange und taten es ihr gleich. Die Tram brachte sie geschwinde zum Bahnhof, als sie hätten laufen können. Zeit, um eine Kutsche zu bestellen, oder ein Automobil aus der hoteleigenen Garage hatten sie nicht. Es musste schnell gehen, dann bestand eine kleine Chance, Raphael Wilfried zu fassen, hoffte Freddie.

Bis sie die zahlreichen Menschen auf dem Bahnsteig sah. In der überschaubaren Bahnhofshalle war nicht viel los gewesen, aber zwischen Warteraum und Obstverkäufern, Zeitungskiosk und Droschkenstand herrschte reges Treiben. Das hatte sie nicht erwartet. Freddie war groß, jedoch hätte sie einen erhöhten Aussichtspunkt gebraucht, um über die Köpfe hinweg nach dem Dirigenten spähen zu können.

Die beiden Dampflokomotiven standen bereit, stießen Rauch aus und erinnerten Freddie an ungeduldig schnaubende Pferde, die mit den Hufen scharrten und

losgaloppieren wollten. An den Waggonen waren die Türen geöffnet, zahlreiche Fenster heruntergeschoben. Die Passagiere beugten sich heraus, schüttelten Hände und winkten.

»Wir müssen uns aufteilen!«, rief Lord Philip über den Bahnhofslärm hinweg seinen Kollegen zu. »Kommen Sie, Mister Fox, wir nehmen die Unterführung zu Bahnsteig zwei und suchen dort. Freddie, du und der Doktor ihr seht euch auf Gleis eins um.«

Der Schaffner piffte in seine Pfeife. Die Zeit drängte. Gemeinsam versuchten Sie, den Dirigenten ausfindig zu machen, liefen hin und her, vor und zurück. Doktor Pebsworth bestieg den Zug und hastete durch Klasse eins bis drei. Ohne Erfolg.

Freddie bemerkte einen leeren Kofferkarren. Der war zwar nicht besonders hoch, aber besser als nichts. Sie erklimmte die Ladefläche, der Doktor hielt die Griffe fest und beschwichtigte den protestierenden Kofferträger mit ein paar Münzen.

»Endlich ein vernünftiger Überblick.« Sie sah sogar bis hinüber zu Gleis zwei und entdeckte ihren Onkel und Crispin, die sich hektisch durch die Reisenden kämpften.

»Da!« War das Raphael Wilfrieds eisgrauer Haarschopf drüben am anderen Bahnsteig? Er hatte seinen Hut abgenommen, blickte sich über die Schulter um. Im selben Moment als sie ihn eindeutig erkannte, entdeckte er die Detektive.

»Crispin!«, brüllte Freddie, so laut sie konnte und winkte. »Dort! Auf Höhe der zweiten Klasse ist Wilfried!«

Die Trillerpfeife des Biletteurs schrillte ein weiteres Mal, die Türen wurden geschlossen, eine nach der

anderen. Raphael Wilfried sprang auf die Stufe des Waggons und drehte sich mit einem triumphierenden Grinsen zu seinen Verfolgern um, die nicht schnell genug zu ihm vordrangen. Er würde entweichen.

Freddie ballte die Hände zu Fäusten und reckte den Hals. Sie konnte nur hilflos beobachten, unfähig in das Geschehen einzugreifen, das zugleich nah und doch unerreichbar weit von ihr entfernt ablief, wie die Szene eines Theaterstücks.

»Was passiert gerade?«, rief Doktor Pebsworth, aber sie konnte vor Aufregung nicht antworten. Ihr Blick war starr auf den gegenüberliegenden Bahnsteig gerichtet, wo sich Crispin im Vorbeirennen einen Apfel vom Obststand schnappte. Er holte aus und schleuderte ihn über die Menschen hinweg zielsicher auf Wilfrieds Kopf, wo er mit einem Klatschen auftraf und den Dirigenten augenblicklich bewusstlos zu Boden streckte.

»Ja! Er hat ihn! Crispin hat ihn außer Gefecht gesetzt!« Sie hüpfte vom Kofferwagen und zog Doktor Pebsworth mit sich die Unterführung zwischen den Gleisen hindurch und auf der anderen Seite wieder nach oben. Der Schaffner hatte bereits einen Schutzmann gerufen, dem Lord Philip soeben die Situation erklärte. Freddie stürzte sich in Crispins Arme und küsste ihn überschwänglich.

»Du bist wundervoll!«, stieß sie hervor. Dann nahm sie sich zusammen, stellte sich artig neben ihren Onkel und beobachtete mit grimmiger Genugtuung, wie Raphael Wilfried wieder zu sich kam und abgeführt wurde.

»Jahrelanges Crickettraining im Internat zahlt sich endlich aus.« Crispin zwinkerte ihr zu. Auf seinen Lippen lag das schelmische Lächeln, das sie so sehr an ihm liebte.

»Mein Herr, Sie haben den Apfel noch nicht bezahlt.«  
Der Obstverkäufer meldete sich mit ausgestreckter Hand zu Wort.

Später auf dem Polizeipräsidium mokierte sich Hauptkommissar Balthasar wortreich über den Aufmarsch der Ermittlerriege.

»Ich habe mich schon gefragt, wann Sie hier erscheinen. Die Aufregung am Bahnhof, über die ganz bestimmt in der Kurzeitung zu lesen sein wird, reicht Ihnen wohl nicht. Meinen die Herren – und Dame – etwa, uns auf die Finger schauen zu müssen? Als ob wir unsere Arbeit nicht auch gut ohne Sie erledigen könnten.«

Sicher hatte er in den vergangenen Stunden genügend Zeit gehabt, um den Dirigenten zu verhören und ein Geständnis aus ihm herauszubekommen. Zumindest hatte Freddie das bis eben gehofft. Doch langsam schwante ihr, dass dem nicht so sein könnte. Onkel Philip ging es anscheinend ebenso.

»Sie haben selbst vorgeschlagen, dass wir Ihnen einen Verdächtigen bringen. Komfortabler als in Handschellen vor die Haustür können wir ihn nicht liefern.« In seiner Stimme schwang unverhohlene Ungeduld mit. Wofür Freddie durchaus Verständnis hatte, ging es für ihn doch darum, Annabel Arnholtz schnellstens aus dem Polizeigewahrsam zu befreien.

Allein der Beamte schien nicht sonderlich beeindruckt.

»Der Dirigent ist Ihrer Meinung nach der Mörder seines eigenen Trompeters? Haben Sie dafür irgendwelche Beweise? Raphael Wilfried beteuert, mit Laurence Verbiers Tod nichts zu tun zu haben. Er bezeichnet

sich als Bauernopfer für die Freilassung Ihrer Geliebten.« Balthasar hob beschwichtigend die Hände. »Bevor Sie protestieren, das waren seine Worte und nicht die meinen.«

Sie standen vor dem Tresen der Polizeiwache. Ein Beamter dahinter tippte langsam und abgehackt auf einer Schreibmaschine. Bei den Worten Ihrer Geliebten hielt er inne und sah neugierig herüber. Ein spektakulärer Mord passierte nicht jeden Tag in Karlsbad, schon gar nicht inklusive einer vermeintlichen Liebschaft und englischen Detektiven, die überall herumschnüffelten. Balthasar lag bestimmt daran, weiteres Aufsehen zu vermeiden. Er bat sie in sein Büro und schloss die Tür.

»Verlorene Pferdewetten. Ein vager Handschriftenvergleich. Wo liegt Wilfrieds Motiv? Warum sollte er seine Musiker umbringen, einen nach dem anderen?«

»Finden Sie es heraus, Hauptkommissar. Ich bin mir sicher, Sie haben Übung darin, Verdächtige zu befragen.«

Balthasar seufzte. »Vor meiner Versetzung hierher war ich in Prag. Dort hat es an Mordfällen nicht gemangelt. Eben weil ich erfahren bin weiß ich, dass ich außer Lügen und Dementis nichts zu hören bekomme, solange ich keine wasserdichten Beweise ins Verhör werfe.«

»Für manche Menschen ist das Glas immer halb leer«, flüsterte Crispin Freddie ins Ohr.

Auch sie fand die Einstellung des Beamten unmotiviert. Wenigstens gestattete er ihrem Onkel Annabel zu sehen, während er Raphael Wilfried auf Drängen der Detektive erneut befragte. Derweil blieben Freddie, Crispin und der Doktor in seinem Büro und bekamen sogar jeder ein Glas Wasser. Sie mussten nicht lange auf die Rückkehr des Hauptkommissars warten.

»Wie ich Ihnen sagte. Aus dem ist nichts herauszubekommen. Wettschulden und überfällige Gehälter sind keine Verbrechen. Ich muss ihn spätestens morgen früh wieder auf freien Fuß setzen und dann wird er sich aus dem Staub machen.«

Es klopfte an der Bürotür und Doktor Felnys jugendliches Gesicht erschien. Ein ganz besonderes Funkeln lag in seinem Blick, das Freddie wie Vorfreude vorkam.

»Guten Tag die Herrschaften. Kollege Pebsworth, ich wäre dann soweit mit den Vorbereitungen. Wir können anfangen.«

Ein entnervtes Aufschnaufen des Hauptkommissars ertönte. »Was ist denn nun schon wieder? Ich muss ehrlich sagen, seitdem Sie alle«, dabei machte er eine ausladende Geste, welche nicht nur die Detektive, sondern ebenso den Vertretungspathologen mit einschloss, »meinen, mitermitteln zu müssen, geht es hier drunter und drüber. Ich verstehe kein Wort, Felny. Was haben Sie vorbereitet und will ich das überhaupt wissen?«

»Unbedingt, Herr Hauptkommissar«, antwortete Pebsworth an seiner Stelle. »Hören Sie sich an, was der Kollege zu sagen hat.«

»Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Sie begleiteten den Arzt hinunter in die Katakomben des Polizeigebäudes, wo fernab der Sommerhitze ein gut gekühlter Obduktionsraum eingerichtet war. Die Ausstattung war nicht mit der vergleichbar, die Freddie aus dem Keller von Scotland Yard kannte, aber für die Verhältnisse einer kleinen Kurstadt durchaus respektabel.

Abgedeckt mit einem weißen Tuch lag eine Leiche auf dem Seziertisch, von der sie vermutete, dass es sich um Laurence Verbier handelte. Und an einem Haken

an der Decke hing eine Schweinehälfte, die mit dem Hinterlauf beinahe den Boden berührte. Ganz außerordentlich.

Nicht nur Freddie fiel das schlagartig puterrote Gesicht des Hauptkommissars auf. Er war zweifelsohne kurz davor, die Contenance zu verlieren.

»Wir sind hier nicht im Schlachthof! Wenn Sie mir nicht sofort eine plausible Erklärung für die halbe Sau liefern ...«

Doktor Pebsworth ergriff beherzt das Wort. »Sie wollten Beweise, nicht wahr? Der gute Doktor Felny war so freundlich, diesen Versuch hier aufzubauen, nachdem ich ihn telefonisch darum gebeten hatte. Ich dachte mir schon, dass es notwendig werden würde, Ihnen zu demonstrieren, was sich zugetragen hat. Gewiss gelingt es Ihnen leichter, Raphael Wilfried ein Geständnis zu entlocken, wenn Sie bildlich vor Augen haben, was er getan hat. Herr Kollege, Sie dürfen ...«

Die Anwesenden stellten sich auf Bitten des Pathologen so auf, dass jeder einen guten Blick auf den Schweinekadaver hatte. Dann griff Doktor Felny nach etwas, das auf einem Metalltablett bereitlag und hielt es hoch. Das Licht der grellen Deckenlampe spiegelte sich darauf.

»Dieser Taktstock wurde im Gepäck des festgenommenen Raphael Wilfried sichergestellt. Er besteht aus Silber, und wie seine Musiker bestätigt haben, gibt er ihn niemals aus der Hand, sondern hütet ihn wie seinen Augapfel.«

Mit einer eleganten Bewegung, die darauf schließen ließ, dass seine Zeit in einer schlagenden Studentenverbindung noch nicht lange vorbei war, umgriff er den Dirigentenstock wie einen Degen. Er machte ei-

nen Ausfallschritt nach vorne und stieß ihn dem toten Schwein ins Herz. Mühelos wie durch Butter glitt das Instrument hinein und wieder heraus.

Freddie schluckte. Doktor Pebsworth hatte es den Detektiven zwar erläutert, aber den Tathergang demonstriert zu bekommen, verursachte ihr eine Gänsehaut. Besonders als Felny eine Handvoll Moorschlamm auf die Wunde schmierte, nach der sichergestellten Tatwaffe, dem Steakmesser griff, und erneut zustach.

»Mister Wilfried hat Laurence Verbier mit seinem Taktstock getötet und um diese charakteristische Wunde, die uns vielleicht schneller zu ihm geführt hätte, zu vertuschen, hat er mit dem Messer ein zweites Mal zugestochen. Um seine Spur zu verwischen.«

»Exakt, Miss Westbrook. Genauso hat es sich zuge-  
tragen.« Doktor Pebsworth klatschte in die Hände.

»Mal langsam. Das muss erst noch nachgewiesen werden«, protestierte der Hauptkommissar.

»Dann helfen Sie mir mit dem Schwein.« Doktor Felny schob einen zweiten Seziertisch heran und mit vereinten Kräften hievten die Herren den Kadaver darauf. Der Pathologe schnitt die Haut ein und öffnete die Brust des Tiers. »Das Herz ist nicht mehr in situ, da es sich um eine Schweinehälfte handelt. Aber es kommt ohnehin nur auf die Art der Verletzung an. Schauen Sie, der Stichkanal des Taktstocks ist länger als der des Messers und gleicht eins zu eins dem Obduktionsergebnis. Es befindet sich sogar etwas Moor in der Wunde, genau wie bei unserem menschlichen Opfer hier nebenan.« Er schlug das Tuch bis zum Bauchnabel von Verbier zurück und wies auf den aufgeklappten Torso. Freddie wurde es mulmig, aber da alle anderen ungerührt den Ausführungen folgten, riss sie sich zusammen.

»Meine Untersuchungen beweisen eindeutig, dass Laurence Verbier durch die erste Verletzung, also durch den Taktstock zu Tode kam. Sein Mörder muss sich dann in aller Eile irgendwo ein Messer besorgt haben, ging zurück in die Moorbadabteilung und stach erneut zu.« Er holte eine Nierenschale und hielt sie dem Beamten hin. »Hier. Auf Anraten von Doktor Pebsworth habe ich mir eines der Steakmesser aus dem Restaurant neben dem Kaiserbad besorgt und wie Sie sehen, ist es dasselbe Modell wie die bei der Leiche gesicherte Tatwaffe.«

Mit einer geübten Bewegung deckte er den toten Musiker wieder zu.

»Ich fasse zusammen. Raphael Wilfried und Laurence Verbier trafen in der Moorbadabteilung des Kaiserbads aufeinander, der Dirigent erstach den Trompeter, dabei schlug der mit dem Kopf auf die Wanne, was für den Bluterguss verantwortlich sein dürfte. Er versank im Matsch, Wilfried lief nach nebenan und stahl ein Messer aus dem Restaurant. Das geht ganz einfach, weil das Besteck für die Terrassentische auf einem Servierwagen neben dem Eingang bereitliegt, damit das Personal nicht ständig rein und raus laufen muss. Einer der Kellner erinnert sich sogar daran, dass ein grauhaariger, gehetzt wirkender Herr sich in der Nähe der Besteckkörbchen aufhielt und wieder ging, ohne sich zu setzen. Wilfried zog den toten Verbier aus der Wanne, erstach ihn mit dem Messer erneut, dabei gelangte etwas Moor in die Wunde. Sodann deponierte er die Tatwaffe in Mrs Arnholtz' Handtasche. Die Dame wiederum muss sich zur selben Zeit ebenfalls im Kaiserbad aufgehalten haben. Entweder kam sie zufällig dazu oder Verbier war ihr gefolgt. Jedenfalls wurde

sie mit einem Schlag auf den Kopf außer Gefecht gesetzt und anschließend zusätzlich betäubt.«

»Wer hat sie gewürgt? Woher hatte Wilfried das Betäubungsmittel? Und weshalb hatte er es bei sich? Sowas trägt man doch nicht zufällig mit sich herum?«

Manchen Leuten konnte man es nie recht machen, dachte Freddie. Felny hatte den Fall für Balthasar gelöst. Ein paar Dinge würde der Hauptkommissar wohl selber in Erfahrung bringen müssen. Doch auch hier präsentierte ihm der Arzt die Lösung. Er holte ein mit einem Lederband verschnürtes Etui und klappte es auf.

»Das hat Frau Zuzana Horakova, die Inhaberin der Pension Zuzana, in der die Orchestermittglieder untergebracht sind, in Raphael Wilfrieds Zimmer gefunden.«

Gesichert von Gummischlaufen steckten auf der einen Seite vier mit einem Korken verschlossene Glasröhrchen, in welchen sich eine klare Flüssigkeit befand. Zwei Phiolen fehlten. Ebenso die Spritze, die normalerweise in einer größeren Lasche Platz fand. Lediglich eine Ersatzkanüle und ein elastisches Band waren in der anderen Hälfte verstaut.

»Worum es sich genau bei der Substanz handelt, muss ich noch analysieren. Zweifelsohne wird es das Mittel sein, mit dem Mrs Arnholtz betäubt wurde.«

Es wurde still im Raum. Alle Augen waren auf Hauptkommissar Balthasar gerichtet. »Aber das würde bedeuten, dass Raphael Wilfried mit der Droge und der Spritze bewaffnet frühmorgens seine Unterkunft verließ, mit dem Vorsatz ...« Er verstummte.

Lord Philip führte den Gedanken weiter. »Exakt. Vorsatz ist das Stichwort. Worin der genau bestand, werden Sie sicherlich herausfinden. Wenn Sie nichts

dagegen haben, würde ich Mrs Arnholtz nun gern mitnehmen.«

Dies wurde ihrem Onkel natürlich nicht anstandslos gestattet. Freddie wusste, wie langsam die bürokratischen Mühlen von Gesetz und Ordnung weltweit mahlen. Dennoch versprach der Hauptkommissar, sich umgehend darum zu kümmern und Annabel Arnholtz persönlich ins Hotel Pupp zu bringen, sobald sie aus dem Gewahrsam entlassen werden durfte. Überhaupt änderte sich Balthasars Benehmen nach der Demonstration im Sezierraum grundlegend. Er bedankte sich bei Doktor Felny – und zwar ausgesprochen herzlich. Zum ersten Mal sah er den jungen Mediziner mit Respekt im Blick an. Freddie war davon überzeugt, dass Felnys Tage als Badearzt gezählt waren und es nicht mehr lange dauern würde, bis er sich Pathologe nennen durfte.

»Es war mächtig nett von Ihnen, dem jungen Kollegen die Lorbeeren zu überlassen«, sagte sie zu Doktor Pebsworth. »Ich weiß sehr wohl, dass Sie Frau Zuzana darum gebeten haben, in Wilfrieds Zimmer nach Medikamenten zu suchen. Und dass Sie darauf gekommen sind, wie sich der Mord zugetragen hat. Crispin meinte, irgendetwas hätte Sie bei der Orchesterprobe im Theater äußerst nachdenklich gestimmt.«

»Mir ist aufgefallen, dass der Taktstock nicht aus Holz, sondern aus Metall bestehen musste, so wie das Licht darauf funkelte. Aber der Groschen ist noch nicht gleich gefallen. Erst später.« Der Doktor bot Freddie seinen Arm an und sie hakte sich unter. Gemeinsam traten sie aus dem Präsidium hinaus auf die Straße. »Und was den Kollegen Felny betrifft. Er ist ein Schlaupkopf. Als Badearzt wirklich deutlich unterfordert. Der

Mann braucht neue Problemstellungen, das mag er. Ich könnte mir vorstellen, dass Hauptkommissar Balthasar ein gutes Wort für ihn einlegt. Und dass die beiden ganz gut zusammenarbeiten werden, wenn sie sich erst einmal zusammengerauft haben.«

Vorbei an den Sprudelkolonnaden, an Eisverkäufern und flanierenden Kurgästen gingen sie am Fluss entlang zurück zum Hotel. Beinahe überraschend, nach Tagen voller Sonnenschein und Kaiserwetter, zogen Wolken auf. Wind setzte ein und die ersten Tropfen fielen, gerade als sie das Pupp erreichten. Lord Philip sah todmüde aus. Er entschuldigte sich und ging sofort auf sein Zimmer. Er wollte auf Annabels Rückkehr warten. Zudem murmelte er etwas davon, sich die Ereignisse des Tages noch einmal durch den Kopf gehen lassen zu wollen.

Freddie, Crispin und Doktor Pebsworth hingegen entschieden sich für den hoteleigenen Café-Salon. Schlanke Thonet-Stühle an rechteckigen Tischen und in hölzerne Halter gespannte Zeitungen erinnerten an Wiener Kaffeehäuser. Draußen krachte erster Donner, drinnen spendeten verschnörkelte Kristalllüster warmes Licht. Sie setzten sich an eines der Fenster und sahen zu, wie der Regen stärker wurde und die Scheiben hinablief.

»Ein Segen«, meinte der an den Tisch gekommene Kellner. »Die Ernte steht kurz vor dem Verdorren und die Tepl führt kaum mehr Wasser. Hoffentlich regnet es ein paar Tage durch.«

Neben Tee und Kuchen bestellten sie auch drei Gläser Karlsbader Becher-Bitter. Doktor Pebsworth hatte den bekannten Kräuterbitterschnaps schon bei Frau Zuzana verkostet und seine Vorliebe dafür entdeckt und legte ihn seinen beiden jungen Kollegen wärmstens ans

Herz. Besonders nach einem derart aufregenden Tag wäre das kräftige Getränk durchaus anzuraten, fand er.

Freddie gefiel die grünlich-gelbe Farbe. Der Geschmack des von einem Apotheker namens Josef Vitus Becher erfundenen Gebräus war gewöhnungsbedürftig, aber interessant. Weshalb sie einer Nachbestellung zustimmte.

Die Zeit im angenehmen Ambiente des Café-Salons verflog. Draußen wurde die Gewitterdüsternis durch das Einsetzen der Dämmerung schließlich noch eine Spur tiefer, so dass die Straßenlaternen an diesem Tag früh entzündet wurden. Eine Kutsche fuhr vor das Hotelportal. Durch den Regen sahen die Ermittler, wie Hauptkommissar Balthasar und eine sehr blasse Annabel Arnholtz ausstiegen. Freddie erhob sich, aber Crispin legte seine Hand auf die ihre. »Bleib, bitte. Dein Onkel wird sicher allein mit ihr sein wollen. Wir werden später noch genügend Zeit haben zu erfahren, wie es ihr geht. Viel mehr würde mich interessieren, was Balthasar zu sagen hat.«

Der Beamte verabschiedete sich am Eingang von Mrs Arnholtz und wandte sich wieder zur Kutsche um. Crispin lief hinaus und redete mit ihm, woraufhin Balthasar nickte und das Gefährt wegschickte. Er begleitete Crispin ins Kaffeehaus, nahm seinen regenassen Hut ab und setzte sich zu ihnen an den Tisch.

»Ein Glas Becher-Bitter, Hauptkommissar?«, fragte der Doktor.

»Warum nicht. Ich habe für heute Feierabend. Und Sie vermutlich viele Fragen. Da kann ich eine kleine Stärkung brauchen.« Er lächelte zum allerersten Mal und plötzlich fand ihn Freddie nahbarer. Ein Fächer aus feinen Fältchen bildete sich um seine braunen Au-

gen und verriet, dass er wohl öfter lachte, als sie es ihm bisher zugestanden hatte.

»Danke, dass Sie Mrs Arnholtz begleitet haben«, sagte sie.

»Das war selbstverständlich, Miss Westbrook. Sie scheint mir sehr zerbrechlich.« Er nippte an seinem Glas. Dann lehnte er sich zurück und sah sie der Reihe nach an. »Raphael Wilfried hat gestanden. Als ich ihn mit dem Hergang des Geschehens konfrontiert habe, ist er eingebrochen. Es hat sich genauso zugetragen, wie Felny es demonstriert hat. Aber der Dirigent beruft sich auf einen Unfall.«

»Wie bitte?«

»Er behauptet, er wollte Laurence Verbier lediglich entführen, deshalb hatte er das Betäubungsmittel dabei. Angeblich wollte er ihn für ein, zwei Tage außer Gefecht setzen. Dann sollte er überraschend wieder auftauchen und für die Sensation der Saison sorgen.«

»Und die Preise für die nachfolgenden Konzerte in die Höhe treiben«, fügte Crispin an.

Balthasar erzählte weiter. »Richtig. Aber dann wäre die Sache aus dem Ruder gelaufen. Mister Wilfried ist es angeblich zu spät klar geworden, dass der Trompeter eigentlich Mrs Arnholtz nachspioniert hätte, dass sie also zu dritt waren und nicht zu zweit. Im Kaiserbad wäre sein Plan plötzlich durcheinandergeraten. Er behauptet, Verbier fiel über Mrs Anholtz her, würgte sie, bis sie ohnmächtig wurde. Daraufhin hätte er selbst mit dem Musiker gerangelt, Verbier wäre stärker als erwartet gewesen. Er hätte ihm die Spritze aus der Hand geschlagen, bevor er sie richtig zum Einsatz kommen konnte und wäre vollkommen übergeschnappt. Laut seiner Aussage hat Wilfried in Notwehr als einzige

Waffe den Taktstock gezückt, um seinen Gegner abzuwehren, und Verbier wäre hineingestürzt.«

»Ein Unfall, pft.« Crispin verzog geringschätzig die Lippen. »Und danach hat er Mrs Arnholtz ebenfalls aus Versehen die Betäubung verabreicht, um den Mord auf eine Unschuldige abzuwälzen?«

Balthasar winkte ab. »Ich weiß. Mit seinem Unfall-Märchen wird er vor Gericht nicht durchkommen. Karlsbad kann sich Mord und Totschlag nicht leisten. Wir sind ein gediegenes Kurbad, dem die Sicherheit seiner Gäste über alles geht. Der Richter wird streng urteilen.«

»Warum hat Wilfried Mrs Arnholtz Rosen geschickt und so getan, als stammten sie von Verbier?«

»Das kann ich Ihnen nicht beantworten, Mister Fox. Vielleicht wollte er Schönwetter machen? So tun, als würde sein Trompeter sich entschuldigen?«

»War er es, der mich auf der Rennbahn gestoßen hat?«, fragte Freddie.

»Das bestreitet er. Nach wie vor leugnet er vehement, Sie oder Mister Fox im Hippodrom gesehen zu haben. Dafür gibt er zu, den Schmähbrieff ins Hotel geschickt zu haben. Wenn Sie mich fragen, ist er ein gestörter Charakter.«

Draußen fuhr ein Automobil aus der Hotelgarage des Pupp vor den Eingang und Fletcher Markward erschien an der Glastür. Der Fahrer stieg aus, spannte einen schwarzen Regenschirm auf, begleitete den Mäzen die Stufen hinab und half ihm beim Einsteigen. Freddie fragte sich, wohin er wollte.

Später, als sie alleine auf ihrem Zimmer war, dachte Freddie darüber nach, was sie eben erfahren hatte. Et-

was müde vom Becher-Bitter und ohnehin appetitlos würde sie das Abendessen ausfallen lassen, deshalb zog sie die Kämmе aus ihrem Haar und setzte sich an den Frisiertisch. Während sie mit gleichmäßigen Bürstenstrichen ihre hellen Wellen kämmte, rief sie sich in Erinnerung, was Balthasar über Wilfrieds Geständnis erzählt hatte.

Der Dirigent wollte seinen ersten Trompeter entführen. Wie skurril war dieser Umstand? Reklame durch Verbrechen. Zusätzliche Konzerte in Karlsbad und womöglich auch auf der nächsten Station sollten Geld in die Kasse spülen. Wilfried wollte damit, wie er es ausdrückte, Löcher stopfen. Also seinen Musikern zumindest einen Teil der ausstehenden Gehälter zahlen und die Krediteintreiber besänftigen. Herr Morak von der Kurverwaltung habe ihm zudem das Interesse mehrerer Zeitungen signalisiert, die für Interviews bezahlen würden. Alles in allem habe Wilfried das Wohl des Orchesters am Herzen gelegen. Er habe nie vorgehabt, Verbier körperlichen Schaden zuzufügen, geschweige denn ihn zu töten. War er ein Lügner? Ein geistig Verwirrter? Oder einfach nur ein Egomane, der einen bequemen Ausweg aus seiner Problemsituation suchte?

Freddie fand es wenig verwunderlich, dass Raphael Wilfried beharrlich abstritt, Charles Bosworth ebenfalls ermordet zu haben. Warum sollte er einen zweiten Mord gestehen, für den es keine Beweise gab? Nicht dass es irgendetwas an dem Umstand ändern würde, dass er schuldig war. Hängen würde er so oder so. Die Abneigung, die sie von Anfang an für den Dirigenten empfunden hatte, fand ihre endgültige Bestätigung. Ein selbstverliebter Mensch, schwach seinen eigenen

Verfehlungen gegenüber, und schnell bereit dazu, andere zu benutzen, war zur Strecke gebracht worden. Die Gerechtigkeit würde ihren Lauf nehmen.

Freddie sehnte sich nach der Heimreise. So sehr ihr die Tage in Karlsbad anfangs gefallen hatten, nun kam ihr alles unwirklich vor. Wie in einer weihnachtlichen Lebkuchenstadt war hier das Leben zu dick mit Zuckerguss überzogen, um echt zu sein. In Wirklichkeit waren die Menschen, die in der Sprudelstadt urlaubten, auch nicht fröhlicher oder freundlicher als anderswo. Sondern genau dasselbe schaubegierige Publikum, das sich an Skandalen ergötzte wie in London. Nur dass Freddie dort wusste, dass dem so war, und hier hatte sie sich blenden lassen.

Am liebsten würde sie hinüber zu Crispin gehen. Sie wollte nicht allein sein, sondern seine Gesellschaft genießen und die Wärme seiner Umarmung, als etwas, das ihr Geborgenheit schenkte. Aber wegen ihrer guten Erziehung blieb sie, wo sie war.



## Kapitel 15

### London – Freddie

Freddie hatte die Zeit nach dem Aufstehen dazu genutzt, ihre Koffer zu packen. Sie hätte auch ein Dienstmädchen dafür rufen können, doch die Beschäftigung half ihr dabei, ihre Gedanken unter Kontrolle zu bekommen. Saß sie untätig herum, grübelte sie pausenlos über den Fall nach.

Gegen zehn Uhr fanden sich die Ermittler in Lord Philips Zimmer zum Frühstück ein. Er hegte die Befürchtung, die Leute tuschelten hinter Annabels Rücken, daher hatte er privat aufdecken lassen. Freddie erschrak, als sie die Freundin sah. Ihre Gestalt wirkte eingesunken, die Schultern schmal und das sonst glänzend schwarze Haar stumpf. Der forsche Blick, mit dem sie für gewöhnlich der Welt begegnete, hatte einem nervösen Blinzeln Platz gemacht. Das hatte Hauptkommissar Balthasar also gestern mit zerbrechlich gemeint. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sich Freddie neben sie auf das Sofa am Frühstückstisch und nahm ihre Hände. Die Finger waren eiskalt.

»Sie müssen mich für töricht halten, weil mich das Ganze derart mitnimmt. Sicher sind Sie durch Ihre Ermittlungen unangenehme Situationen gewöhnt und wissen damit umzugehen«, flüsterte Annabel.

»Keineswegs. Eingesperrt zu sein, mit einer möglichen Mordanklage, die über einem schwebt wie

ein Damoklesschwert, das ist ein abscheulicher Umstand.«

»Ich habe schon schlimmere Unterkünfte erlebt als die Karlsbader Arrestzellen. Aber ich fühle mich, als wäre etwas Unerhörtes mit meinem Körper geschehen, und vermag mich nicht daran zu erinnern. Dazu kommen diese Kopfschmerzen ...«

Doktor Pebsworth, der auf einem Stuhl links neben Annabel saß, beugte sich vor und betrachtete sie eindringlich. »Nicht nur Ihr Körper hat einen Schock erlitten, auch Ihr Geist, Mrs Arnholtz. Es ist absolut normal, dass Sie sich gerade nicht wie Sie selbst fühlen, aber es wird besser werden. Geben Sie sich Zeit, das Geschehene zu verarbeiten.«

Ihre Augenlider flatterten, als würde sie Tränen wegblinzeln. »Wird sie wiederkommen, die Erinnerung?«

»Das wissen wir nicht. Es ist möglich, dass allein durch Laurence Verbiers Angriff auf Sie, durch das Würgen und den anschließenden Fall, bei dem Sie sich den Kopf gestoßen haben, der Gedächtnisverlust verursacht wurde. Raphael Wilfried hat Ihnen dann noch eine beträchtliche Portion Morphinum verabreicht, wie wir mittlerweile wissen. Um Sie ruhig zu stellen. So etwas verkraftet der Körper nur schwer und es trägt sicherlich maßgeblich zu Ihrem derzeitigen Unwohlsein bei.«

»Hör auf den Doktor«, fiel Lord Philip ein. »Du musst dich schonen, dann wird es dir bald wieder gut gehen.«

Freddie spürte Crispins skeptischen Blick auf sich. Auch Sie bezweifelte, dass Annabel Arnholtz das Erlebte würde einfach abhaken können. Womöglich veränderte es sie für immer.

Was aufregend und sogar ein wenig romantisch begonnen hatte, ihre Reise nach Karlsbad, die Ermittlungen in dem eleganten Städtchen mit seinen Köstlichkeiten und opulenten Bauten, endete mit einem bitteren Beigeschmack.

Doktor Pebsworth verabschiedete sich schweren Herzens von Frau Zuzana. Freddie merkte ihm an, wie gerne er noch geblieben wäre. Aber Lord Philip drängte, so schnell als irgend möglich abzureisen. Für ihn kam es einzig darauf an, Annabel nach Hause zu bringen.

Fletcher Markward, Mann der schönen Künste, stand nicht zu seinem Wort. Er zahlte nicht die ausstehenden Gehälter des Orchesters, als wolle er die armen Musiker für das Versagen ihres Generalmusikdirektors strafen. Stattdessen zog er seine Unterstützung gänzlich zurück, beglich nur zähneknirschend die Rechnung für Kost und Logis in der Pension. Ohne Dirigent musste die Tournee ohnehin abgebrochen werden und die Musiker konnten zusehen, wie sie wieder heim in die Staaten kamen. Oder wo auch immer sie hinwollten.

Pierluigi Disonno war der große Gewinner. Diejenigen seiner Kollegen, die er für würdig befand in das Orchester seines Onkels einzutreten, durften auf ein künftiges Auskommen hoffen. Ihre Zukunft sah weniger düster aus als die der anderen. Dass er Wilfried hintergangen hatte, blieb gänzlich ungesühnt. Im Gegenteil, nun war er für einige der Retter.

Was den Mäzen betraf, er fing die Gentlemen vom Sebastian Club beim Verlassen des Hotels im Foyer ab.

»Stellen Sie sich vor«, tönte er mit seiner Bassstimme ungebührlich laut, so dass alle Umstehenden mithören

konnten. »Raphael Wilfried hat nun auch den Mord an Charles Bosworth gestanden. Sensationell!«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Crispin.

»Ich komme gerade vom Polizeipräsidium. Sie sind – nach mir – die Ersten, die es erfahren. Das können Sie schon glauben. Dieser Hauptkommissar Balthasar ist ein fähiger Mann.«

Draußen vor dem Hotelportal wurden soeben die Koffer der Ermittler auf eine Kutsche geladen, die sie zum Bahnhof bringen würde.

»Sie reisen ab? Naja, das ist vielleicht besser so.« Mit hochgezogenen Augenbrauen sah er zu Mrs Arnholtz und dann wieder zu Lord Philip, als wäre allein die Anwesenheit der Dame rufschädigend. Freddie spürte Ärger in sich aufsteigen. Was wollte Markward andeuten?

»Ich bleibe noch ein paar Tage. Jetzt wo Ruhe einkehrt, mache ich eine Trinkkur und gehe ein wenig wandern«, teilte er ihnen mit, wünschte eine gute Reise und trollte sich in Richtung des Billard-Spielsaals, der selbstverständlich ausschließlich den männlichen Hotelgästen vorbehalten war.

»Dieser Mann ist ein Brechmittel«, knurrte Crispin und Freddie stimmte ihm aus vollem Herzen zu.

Eineinhalb Wochen später und zurück in London, der August war in den September übergegangen und die Sommerhitze machte Platz für einen milden Herbst, erreichten Freddie zwei Nachrichten.

Aus der Times erfuhr sie vom Tod der Kaiserin Elisabeth. Die Gattin von Kaiser Franz Joseph I war in Genf von einem Anarchisten ermordet worden. Eine grausige Tat, die ganz Europa erschütterte und auch

Freddie erstaunlich nahe ging. Überhaupt war sie seit der Rückkehr nach London nachdenklich und empfindsam. Eigentlich hatten sie und Crispin vorgehabt, weiter in Sachen Professor Brown zu forschen, seinen Freund Merrit Fraser aufzusuchen. Etwas, das sie vor ihrer Abreise nach Karlsbad nicht mehr geschafft hatten. Doch sie fühlte sich dazu nicht in der Lage. Irgendwie konnte sie den Fall der beiden toten Trompeter nicht aus ihrem Kopf bekommen, er verfolgte sie Tag und Nacht.

Onkel Philip ging es anscheinend nicht anders. Die zweite Nachricht erregte sein Gemüt sichtlich.

Einen Brief in der Hand betrat er den Salon, wo Freddie mit einem Buch am Fenster saß. Anstatt zu lesen, hatte sie allerdings die letzte Stunde mit Grübeln verbracht, es lag noch immer dieselbe Seite aufgeschlagen auf ihrem Schoß.

»Der ist von Doktor Felny«, sagte ihr Onkel. »Er schreibt, dass Raphael Wilfried von Karlsbad nach England überstellt wird.«

»Weshalb?«

»Vermutlich, weil er ursprünglich aus Surrey stammt und einen englischen Pass besitzt. Und weil der erste Mord hier begangen wurde. Deswegen soll er in London vor Gericht gestellt werden.«

»Das ist überraschend.«

Er runzelte die Stirn. »Finde ich auch.«

»Hier wartet ebenso der Strick auf ihn wie in Karlsbad, wenn man ihn für schuldig befindet. Was sicher geschehen wird, nachdem er zwei Morde gestanden hat. Er hat nichts zu gewinnen, ein Galgen ist ein Galgen, egal, wo er steht. Und überhaupt – lebt er nicht seit Langem in den Vereinigten Staaten? Warum will er

nicht dort vor Gericht?« Ihre Stimme wurde leiser, sie versank erneut in Grübeleien.

Der folgende Tag brachte eine neuerliche Schlagzeile: Auf der Überfahrt von Calais nach Dover war ein Gefangener verschwunden, der in London hätte wegen Doppelmordes vor Gericht gestellt werden sollen. Namentlich wurde Wilfried nicht genannt.

Freddie ließ die Zeitung sinken und blickte in Onkel Philips blaue Augen.

»Mit verschwunden meinen sie über Bord gegangen. Was denkst du? Ist Raphael Wilfried gesprungen, um sich einer Verurteilung zu entziehen? War das die ganze Zeit über sein Plan?«

»Ich weiß es nicht, Freddie, ich weiß es nicht.« Unter seiner Karlsbader Sonnenbräune wirkte ihr Onkel blass. »Aber ich habe das Gefühl, dass wir etwas übersehen haben. Und nun ist es zu spät. Ein weiterer Mensch ist tot und wie sollen wir herausfinden, ob er ebenfalls Opfer oder nur Täter war? Ich glaube nicht, dass Raphael Wilfried auch Charles Bosworth ermordet hat.« Er fuhr sich durchs Haar. »Was würde Professor Brown in so einem Fall tun?«, murmelte er.

»Diese Frage solltest du dir nicht stellen. Du bist nun der Vorsitzende des Sebastian Clubs, Onkel Philip. Es geht einzig und allein darum, was du tun wirst.«



## Kapitel 16

### Billingsgate – Crispin

Das rüde Gebrüll der Verkäufer schallte über den Billingsgate Fish Market am nördlichen Flussufer, und Crispin war erleichtert, dass Freddie nicht dabei war und die Unflätigkeiten hörte. Die Fischhändler waren berüchtigt für ihre vulgäre Ausdrucksweise. Sie priesen norwegischen Hummer, Dorsch, Strandschnecken und Sprotten in den derbsten Tönen an. Da die Londoner gern und viel Fisch verzehrten, hatte die beträchtliche Nachfrage einen Neubau der Marktanlage vor zwanzig Jahren notwendig gemacht. Seitdem erstreckten sich lange Fronten im italienischen Stil mit Arkaden und Glasdächern entlang der Lower Thames Street, im Inneren gab es elektrisches Licht und am Anfang und Ende einen Tavernenpavillon. Die Diskrepanz zwischen schicker Architektur und ordinärem Geschrei entbehrte nicht einer gewissen Ironie.

Dank eines modernen Ventilationssystems, bei dem Turbinen Frischluft in die Markthallen beförderten, war das Atmen sogar in den warmen Monaten keine Qual, auch wenn es natürlich trotzdem gehörig nach Fisch roch.

In einer der beiden Gaststätten waren Crispin und Wallace Pebsworth mit Herman Stassen verabredet. Vorab war der Doktor vage geblieben, was Informationen über seinen Bekannten betraf. Der braungebrannte

Herr Mitte fünfzig wartete am Tresen auf sie. Sein Händedruck war kräftig. Auf dem Weg zum Tisch fiel Crispin der spezielle Gang auf, der Seemänner zu eigen war, wenn sie mehr auf dem Wasser als auf dem Land lebten. Sie bestellten Ale, das in Kupferbechern serviert wurde, und stießen an. Goldene Ringe glänzten an Stassens Fingern, außer am Zeigefinger links, dem fehlte das erste Glied. Als er lächelte, bemerkte Crispin, dass auch einige Zähne mit Goldkronen versehen waren.

»Wallace, wie lange ist es her, alter Freund?« Der weiche Akzent der südafrikanischen Buren stand im krassen Gegensatz zum harten Cockney, das um sie herum gesprochen wurde.

»Viel zu lange, Herman, viel zu lange. Darf ich dir meinen Kollegen Crispin Fox vorstellen? Wir beide danken dir herzlich für dieses Treffen, ich weiß, wie knapp deine Zeit ist.«

»Mein Schiff läuft mit der nächsten Flut aus.« Stassen leerte seinen Becher und winkte nach einem neuen. »Bis dahin gehöre ich dir.«

»Wohin geht die Reise?«, fragte Pebsworth.

»Zurück nach Kapstadt.«

»Ah. In die Heimat.« Und an Crispin gewandt, »Mister Stassen hat weitreichende geschäftliche Verbindungen auf dem afrikanischen Kontinent, die seine Familie seit über hundert Jahren dort aufgebaut hat.« Das traf auf einen Unternehmer oder einen Piraten gleichermaßen zu.

»Wir verschiffen Waren in die gesamte Welt. Und auch sonst allerhand.« Er lachte laut auf, als hätte er einen Witz gemacht. »Was möchtest du wissen, Wallace?«

Crispins Puls beschleunigte sich. Er war gespannt auf das Gespräch. Am Vorabend hatte Lord Philip ihn und den Doktor zu einer Unterredung in den Sebastian Club gebeten und seine Bedenken dargelegt.

»Wir haben irgendetwas übersehen, Gentlemen«, hatte er behauptet. »Raphael Wilfried ist bei der Überführung nach England über Bord gegangen und verschwunden. Warum, frage ich Sie? Wieso durfte er ausreisen? Und wie konnte er es als bewachter Gefangener anstellen, ins Meer zu springen? Darüber hinaus – sprang er überhaupt freiwillig oder wurde er gestoßen? Die ganze Situation ist verfahren und äußerst unbefriedigend.«

Damit sprach er seinen Kollegen aus dem Herzen. Auch Crispin und der Doktor hatten sich bereits darauf geeinigt, dass sie mit dem Ausgang des Falles unzufrieden waren, besonders mit Wilfrieds zweitem Geständnis, das ihnen doch arg erzwungen vorkam. Und Freddie war seit der Rückkehr nur sinnierend zuhause oder in der Clubbibliothek. Es war Zeit, zu handeln.

Daher saßen sie nun zwischen Seemännern und Fischhändlern mit einem Südafrikaner in der Markt-taverne. Weshalb genau, das wurde Crispin sogleich klar.

»Sagt dir der Name Markward etwas?«, fragte Doktor Pebsworth. »Fletcher Markward?«

»Ah. Daher weht der Wind. Soviel ich weiß, residiert Mister Markward in einem feinen Palais in der Stadt und tut sich als Förderer der schönen Künste hervor.« Herman Stassen spuckte auf den Boden. »Benannt wurde er übrigens nach seinem Großvater. Über den erzählt man sich in Afrika noch immer Geschichten.«

Crispin vermutete, dass Stassen ein mit allen Wassern gewaschenes Schlitzohr war, dessen Wohlstand sicher nicht hundertprozentig auf legale Weise erworben wurde. Allerdings schien er eine fixe Position zu vertreten, was Ehre und Anstand betraf. Von der Familie Markward sprach er voller Abscheu.

»Der alte Markward hat sein Vermögen im Sklavenhandel gemacht. Und wir reden hier von viel Geld, sehr viel. Er übergab das Geschäft an seinen Sohn und der wiederum an Fletcher Markward junior.«

»Ich hatte gehört, die Familie wurde durch Edelsteine reich. Oder Goldminen oder dergleichen?«

»Junger Freund, das erzählt er doch hier nur, um gesellschaftlich besser dazustehen. Was wissen die vornehmen Londoner schon, wie es in der Welt draußen zugeht? Die sitzen in ihrer Blase aus Dinners und Soirees, bewegen ihre Hintern höchstens mal hinaus zu ihren Landsitzen und wieder zurück in die Stadt. Was denken Sie, wer das Gold und die Edelsteine schürft, das die Ladys sich um den Hals hängen? Oder den Tee pflanzt und erntet und das ganze exotische Obstzeugs, das so gerne auf langen Tafeln kredenzt wird? Meinen Sie, das wird von glücklichen Angestellten produziert? Wo doch eine Armee an Sklaven alles ohne Bezahlung erledigt?« Er spuckte erneut aus.

»Aber der Sklavenhandel wurde abgeschafft«, warf Crispin ein.

»Ist noch nicht lange her. Die Markwards haben ihre Geschäfte hauptsächlich in Brasilien. Wissen Sie, wann es dort offiziell zu Ende ging mit der Sklaverei? Vor elf Jahren. Reichlich Zeit für unseren angeblichen Mäzen, sich gesundzustoßen, bevor die Einnahmequelle versiegte.«

Das Gespräch mit Herman Stassen bedrückte Crispin mehr, als er es erwartet hätte. Und warf ein vollkommen anderes Licht auf Fletcher Markward und seine Familie. Jemand, der Menschen ausbeutete, sie wie Ware behandelte, um sich an ihnen zu bereichern, würde eine tiefliegende Hemmschwelle haben, wenn es um Mord ging. Motive dürften sich in seiner Biografie wahrscheinlich auch einige finden. Vor allem, falls jemand explizit nach dunklen Flecken suchte, wie Carl Belami alias Charles Bosworth.

Nachdem sie sich von Herman Stassen verabschiedet hatten, lief Crispin mit Doktor Pebsworth die Lower Thames Street entlang. Mit einem Mal empfand er das lautstarke Treiben um sie herum harmlos und geradezu unwirklich. Der Südafrikaner hatte breit ausgeführt, was er über den Sklavenhandel wusste und über die Herren, die dahintersteckten und sich bereichert hatten. Er hatte eine Tür aufgestoßen, hinter der Schmerz und Tod lagen, soweit das Auge reichte. Und eine dunkle Wut, die von Crispin Besitz ergriff. Als Anwalt wusste er, wie biegsam Gesetze waren. Dass es Augenscherelei war sich einzureden, man könne die Welt verbessern. Das schöne Karlsbad, die bessere Gesellschaft hier in London, all das erschien ihm wie eine phantastische Schneekugel für Privilegierte. Gewissenlose Menschen lebten direkt unter ihnen. Wie Fletcher Markward, dessen Mäzenatentum auf schmutzigem Geld basierte.

»Was, wenn Charles Bosworth es gewusst hätte?« Er blieb stehen und stieß mit dem Fuß einen Stein über die Kaibegrenzung in den Fluss. »Er stammte aus einer einflussreichen Familie. Vielleicht sagte ihm der Name Markward etwas und als das Orchester nach London

kam, versuchte er ihn damit zu erpressen, seinen Ruf zu ruinieren.«

»Ich kann nachvollziehen, wie Sie zu dieser Vermutung gelangen. Dennoch sollten wir uns nicht in etwas verrennen, das wir nicht beweisen können.« Der Doktor deutete mit seinem Spazierstock auf die Auslage eines Fischverkäufers. »Lassen Sie uns morgen im Club mit den anderen darüber sprechen. Ich werde mir jetzt einen schönen Steinbutt gönnen.«

Sie verabschiedeten sich voneinander und Crispin machte sich auf den Heimweg. Was sprach dagegen, Markward mit den Vermutungen zu konfrontieren? Einfach nur, um seine Reaktion zu sehen. Der blasierte Kerl hatte sich den Ermittlern gegenüber nicht immer wie ein Gentleman verhalten. Seinen rüden Ton hatte Crispin nicht vergessen.

Dann fiel ihm etwas ein, das er nachprüfen wollte. Froh darüber, eine Aufgabe zu haben, die ihn davon abhielt, im Alleingang vorzupreschen und damit womöglich das Missfallen seiner Kollegen zu erregen, machte er sich an die Arbeit.

Beim Treffen im Club am nächsten Tag berichtete der Doktor zunächst vom Gespräch mit Herman Stassen, danach schilderte Crispin, was er herausgefunden hatte.

»Ich habe Hauptkommissar Balthasar telegraphiert. Seinen Angaben zufolge hatte Raphael Wilfried mehrfach Besuch von Fletcher Markward in seiner Zelle, und ich vermute, der hat ihn dazu gedrängt, eine Überstellung nach England zu verlangen. Allerdings ist Markward selbst zwei Tage vor Wilfried aus Karlsbad abgereist und hielt sich nachweislich schon wieder in London auf, als der Dirigent über Bord ging.«

»Er muss ihn nicht selbst geschubst haben. Dafür kann man jemanden bezahlen«, warf Freddie ein. Sie hatte den Ausführungen bisher stumm gelauscht und wirkte interessiert. Blieb zu hoffen, dass ihr Spürsinn wieder aufflammte. Es war an der Zeit, die grüblerische Lethargie abzulegen.

»Aus diesem Grund habe ich die Passagierliste der Fähre überprüft.«

»Stand ein bekannter Name darauf?«

Mit einem ernsten Nicken legte Crispin die Liste auf den Tisch des Besprechungsraums und seine Kollegen beugten sich darüber, um zu sehen, auf welche Zeile er wies.

»Carl Belami!«, rief Lord Philip aus. Er stemmte die Hände in die Hüften und trat einen Schritt zurück.  
»Das soll wohl ein Witz sein!«

Doktor Pebsworth nahm den Kneifer ab und putzte ihn mit einem Taschentuch. Das tat er oft, wenn er nachdachte. In seinem zumeist gutmütigen Blick entstand ein verärgertes Glimmen.

»Der Mörder macht sich über uns lustig. Aber Hochmut kommt vor dem Fall. Mit dieser eitlen Geste hat er einen Fehler begangen. Er ist sich seiner Sache so sicher, dass er uns mit Angabe des falschen Namens von Charles Bosworth verspottet, und es ist ihm einerlei, unsere Befürchtungen zu bestätigen.«

»Raphael Wilfried wurde also aus dem Weg geräumt«, sagte Crispin dumpf. »Dass er Laurence Verbier getötet hat, steht außer Frage. Aber der Mörder von Charles Bosworth ist noch immer auf freiem Fuß.«



## Kapitel 17

### Mayfair – Crispin

Die Detektive beschlossen Fletcher Markward erneut aufzusuchen. Nach einem gemeinsamen Abendessen im Club fuhren Crispin und Lord Philip deswegen zum Stadtpalais des Mäzens. Ein kalter Wind piff um die Häuser und trug Wirbel welker Blätter mit sich.

»Der Herbst hat sich endgültig eingenistet«, sagte Lord Philip. »Kaum zu glauben, dass die Sommertage in Karlsbad noch gar nicht weit zurück liegen.«

»Wie geht es Mrs Arnholtz?«

Das Hansom Cab hielt vor der angegebenen Adresse. Sie stiegen aus und bezahlten den Fahrer. Lord Philip schlug den Mantelkragen hoch.

»Besser, denke ich. Aber sie hat noch immer Gedächtnislücken. Sie vertritt die Auffassung, dass sie ihr schlimmes Erlebnis erst verkraften wird, wenn sie sich daran erinnern kann. Deswegen konsultiert sie irgendeinen Quacksalber.«

»Einen Nervenarzt?«

»Schlimmer. Einen sogenannten Heiler. Wenn Sie mich fragen, ist das ein Scharlatan, aber Annabel glaubt fest daran, dass er ihr helfen kann.«

Dann würde ich sie machen lassen, hätte Crispin gern geantwortet, traute sich jedoch nicht, Lord Philip Ratschläge in Privatangelegenheiten zu geben. Seine

Mutter hatte ihn von klein auf gelehrt, dass der Glaube, die feste Überzeugung von etwas, nicht zu unterschätzen war.

»Hm«, machte er daher nur möglichst neutral und stieg die Stufen zum Hauseingang hinauf. Er betätigte den Türklopfer. Schwer krachte der Ring, der im Maul eines bronzenen Löwenkopfes steckte, auf den darunter befestigten Knopf aus demselben Material. Im Haus war nichts zu hören, keine Schritte, die sich näherten, kein Licht flammte hinter den dunklen Scheiben auf, kein Butler öffnete ihnen.

Crispin klopfte erneut, wiederum geschah nichts. »Sie hatten uns doch angemeldet?«

»Selbstverständlich. Für halb neun. Markward wollte uns nach dem Abendessen empfangen.«

»Warum öffnet uns dann niemand?« Verdrossen drückte Crispin gegen das schwere Türblatt, das mit einem leisen Knarzen aufschwang. »Na sowas. Es ist nicht abgeschlossen.«

»Warten Sie.« Lord Philips behandschuhte Hand legte sich auf Crispins Arm und hinderte ihn am Eintreten. Der Vorsitzende des Sebastian Clubs spähte an ihm vorbei in die dunkle Eingangshalle des Stadthauses. »Das kommt mir doch sehr ungewöhnlich vor. Ein Haus wie dieses hier ist erstens niemals unverschlossen und zweitens niemals menschenleer. Es gibt immer irgendeinen Dienstboten, der anwesend ist. Selbst wenn sich die Herrschaft auf Reisen befindet.«

»Da stimme ich Ihnen absolut zu. Aber dann müssten wir unverrichteter Dinge wieder gehen. Etwas, das weder für Sie noch für mich in Frage kommt. Und wenn wir nur hier rumstehen, finden wir auch nichts heraus. Also?« Crispin machte einen Schritt nach vorne, stieß

die Tür komplett auf und betrat das Haus von Fletcher Markward.

»Na schön.«

Nachdem ihm Lord Philip nachgekommen war und sie die Tür wieder geschlossen hatten, verharrten sie bewegungslos in der Dunkelheit und lauschten. Eine Standuhr tickte unnatürlich laut. Und irgendwo in den nachtschwarzen Tiefen des Hauses spielte Musik.

»Hören Sie das auch?«, flüsterte Lord Philip.

Crispin nickte und deutete zur Treppe. »Es kommt von oben.«

Der dicke Treppenläufer verschluckte ihre Schritte auf den Stufen, als sie, langsam tastend, eine nach der anderen erklommen. Durch die Fenster fiel kaum Licht von den Straßenlaternen, sie mussten Acht geben, um nicht zu stolpern. Oben am Absatz blieben sie erneut stehen. Lord Philip deutete nach rechts. Im langen Flur konnten sie die Umrisse der Möbelstücke lediglich erahnen. Schmale Konsolen unter Spiegeln. Gemälde mit dicken Rahmen. Der ein oder andere Stuhl und etwas, das wie eine hohe Bodenvase wirkte.

»Hier«, flüsterte Crispin. Durch den Spalt einer der Türen drang ein sanfter Lichtschein und die Musik war nun deutlicher zu vernehmen. Die beiden Herren sahen einander an. Crispin wurde in seinem Mantel warm und sein Pulsschlag beschleunigte sich. Er umfasste den kühlen Türknauf und drehte ihn. Ein Knarzen des Parkettbodens beim Eintreten verriet ihre Anwesenheit.

»Sie haben sich verspätet, Gentlemen.«

Fletcher Markwards Stimme tönte hinter einem hohen Lehnssessel hervor, der mit dem Rücken zu ihnen am Kamin stand. Sie sahen ihn nicht. »Treten Sie näher.«

Das Feuer spendete das einzige Licht im Raum. Es schien sich dabei um eine Art Herrenzimmer zu handeln, mit einer Sitzgruppe und Bücherregalen. Über dem Kaminsims hing ein ovaler, mit Rinderhaut bespannter Zulu-Schild, links und rechts daneben zwei Assegai-Speere, die schlanke Schatten im flackernden Licht warfen. Auf dem Boden lag ein Zebrafell als Teppich. Neben Markwards Sessel stand ein Rolltischchen mit einem Grammophon darauf. Eine Schallplatte drehte sich auf dem Teller und aus dem ausladenden Trichter ertönten die Klänge, welche die Detektive hergelockt hatten.

»Es hat niemand auf unser Klopfen hin geöffnet und die Haustür war unverschlossen«, erklärte Lord Philip mit einem entschuldigenden Tonfall. »Wir haben uns erlaubt, einfach einzutreten.«

»Nehmen Sie bitte Platz und bedienen Sie sich.« Markward lieferte keine Erklärung für die sonderbare Abwesenheit des Personals, wies auf die weiteren Sessel sowie auf einen Dekanter mit Whisky und Gläser, die bereitstanden. Noch immer sah er sie nicht an, sondern starrte versonnen in die Flammen vor sich. Hatte er getrunken? Sich ein Rauschmittel verabreicht? Er gab sich ganz anders als in Karlsbad, wie ruhiggestellt. Oder schwermütig. Sie hätten den Doktor mitnehmen sollen, der könnte möglicherweise Symptome an Markward erkennen, die Aufschluss gaben. Überhaupt fühlte sich Crispin bei Ermittlungen stets souveräner, wenn Doktor Pebsworth dabei war.

Die Detektive warfen einander einen vielsagenden Blick zu. Während Lord Philip sich betont entspannt niederließ und die Beine übereinanderschlug, setzte sich Crispin nur leicht auf die Vorderkante seines Sessels, jederzeit bereit dazu aufzuspringen, sollte die Situation

es erfordern. Er traute dem Frieden nicht. Die Haare in seinem Nacken stellten sich auf und er wusste, sie mussten auf der Hut sein. Er versuchte seine Aufregung unter Kontrolle zu bringen, ruhig ein- und auszuatmen und mit seinen Sinnen die Umgebung aufzunehmen.

Ungewöhnlich klingende Harmonien erfüllten den Raum. Sie quollen aus dem Grammophontrichter und schwebten in der Luft. Crispin verstand die Worte nicht, die gesungen wurden, doch es war ihm klar, dass es sich dabei um einen göttlichen Lobpreis handeln musste. Fletcher Markward, den sie von ihrem Platz aus nun im Profil beobachteten, schloss genießerisch die Augen.

»Auch das ist Tschaikowski, Gentlemen. Er schuf nicht nur Symphonien und Ballette, sondern ebenso dieses überirdische Meisterwerk.«

»Die Vertonung der Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomos, die Teil des russisch orthodoxen Gottesdienstes ist«, bemerkte Lord Philip leise, und nicht zum ersten Mal war Crispin von seiner umfassenden Bildung schwer beeindruckt.

Markward anscheinend ebenso, denn er sah seine Gäste endlich an. »Richtig. Das ist die Hymne der Cherubinen, der sechste von fünfzehn Gesängen. Wussten Sie, dass das Werk erst nach einem einjährigen Rechtsstreit mit der Kaiserlichen Hofkapelle in St. Petersburg inklusive handfestem Skandal aufgeführt werden durfte?«

»Nein, das war mir nicht bekannt.«

Markward hob die Nadel von der Platte und die Musik verstummte. Crispin seufzte bedauernd. Er erappte sich bei dem Wunsch, weiter zuhören zu wollen.

»Tschaikowski hatte es nicht leicht. Er war eine zerrissene Seele. Wahrscheinlich fasziniert mich sein Werk deswegen so sehr. Es ist persönlich.«

Interessant, gewiss, doch nicht der Grund, weshalb sie hier waren.

»Mister Markward«, warf Crispin ein, kam aber nicht dazu, weiterzusprechen, weil er vom Hausherrn unterbrochen wurde.

»Sogar die Umstände, die seinen Tod begleiten, sind dubios«, fuhr er fort. Ob er zu sich selbst oder zu ihnen sprach, war nicht eindeutig zu eruieren.

»Die einen sind der Meinung, Tschaikowski starb an der asiatischen Cholera. Infiziert durch ein Glas nicht abgekochtes Wasser. Allerdings gibt es auch eine andere Theorie, nach der er sich selbst mit Arsen das Leben nahm.«

Arsen? Das machte Crispin hellhörig.

»Welchen Grund sollte er für einen Selbstmord gehabt haben?«, fragte er.

Markward warf ihm einen Blick aus schweren Lidern zu. Er sah müde aus, als könne er die Augen kaum mehr offenhalten. »Angeblich bildeten seine ehemaligen Mitstudenten der St. Petersburger Rechtsschule ein ›Ehrengericht‹ und forderten ihn zum Suizid auf.«

»Weshalb um Himmels willen?«

»Wegen seiner sexuellen Neigungen. Die er zwar mit einer Ehe zu vertuschen suchte, aber dennoch war bekannt, dass er Männer liebte.«

Crispin dachte nach. »Was wollen Sie uns damit sagen? Charles Bosworth kam ebenfalls durch Arsen ums Leben. Meinen Sie, er hat Suizid begangen? War er ebenfalls homosexuell?«

Von Markwards Lehnsessel aus war ein undeutbares Gurren zu hören, mehr nicht.

»Wir wollen Sie nicht lange stören. Aber Sie hatten eingewilligt, uns noch ein paar Fragen zu beantworten.

Wenn Sie also nichts dagegen haben ...« Zu diesem Zeitpunkt war wohl auch Lord Philips Geduld am Ende. Markwards undurchsichtiges Sinnieren brachte sie nicht weiter. Der Kunstförderer erhob sich schwerfällig, sein leeres Glas in der Hand, mit dem er in der Luft herumfuchtelte.

»Fragen, nichts als Fragen, auf die Sie dennoch keine Antworten finden werden, meine Herren. Weil es die oftmals nicht gibt. Ich weiß, warum Sie gekommen sind. Sie schleichen sich an mich heran wie Hyänen in der Nacht, um mir von hinten die Sehnen durchzubeißen und mich zu Fall zu bringen. Ich weiß, was Sie wollen.«

Eindeutig, der Mann hatte mehr als ein Glas getrunken. Sein Gefasel ergab keinerlei Sinn. Außer dass er anscheinend im Alkoholrausch an seine alte Heimat Afrika erinnert wurde. Kein Wunder in diesem Raum. Neben Schild, Speeren und Zebrafell hing tatsächlich der ausgestopfte Kopf eines Springbocks an der Wand, der nur deshalb mitsamt Hörnern Platz hatte, weil die Zimmerdecke ungewöhnlich hoch war. Crispin trommelte mit den Fingern auf seinem Oberschenkel.

Lord Philip blieb ruhig und schlug jene sanfte Stimme an, die sein Kollege von kritischen Situationen her gut kannte. »Und was wäre das?«

»Mich diskreditieren!« Mit einem lauten Krachen knallte Markward das Glas auf den Beistelltisch und hob anschließend überraschend behutsam die Schellackplatte vom Grammophon. Er legte eine andere darauf, zog das Gerät auf und stellte die Nadel ein. Aus dem Trichter ertönte ein Knistern und Knacken, alsdann die blecherne Stimme eines Sprechers, die einen gewissen George W. Johnson ankündigte, der das

Stück *Laughing Song* zum Besten geben würde. Nach einem kurzen Klaviervorspiel setzte Mister Johnson ein. Sein Lied war simpel, aber schwungvoll, gesungene Abschnitte wechselten sich mit klavierbegleitetem, harmonischem Lachen ab. Es würde gut in die Varietés der Stadt passen, auf populäre Bühnen und sogar in Public Houses. Crispin war überzeugt, dass es gewiss zahlreichen Menschen gefiel, sich von leichter Musik mit Schmiss wie dieser vergnügen zu lassen. Mister Markwards Faible dafür erstaunte ihn allerdings, besonders nach den getragenen Klängen von vorhin.

»Drüben in den Vereinigten Staaten ist George Johnson ein weithin bekannter Sänger. In einem anderen seiner Stücke pfeift er zusätzlich zum Gesang. Das erfreut die Leute, es spricht sie an und sie kaufen viele seiner Schallplatten. Johnson ist ein schwarzer Mann mit Schnauzbart und einem fröhlichen Gesicht. Wer hätte gedacht, dass jemand wie er Karriere machen könnte? Ursprünglich hatte er wenig zu lachen. Er wurde auf einer Plantage in Virginia in die Sklaverei geboren.«

Crispin atmete auf. Anscheinend war Markward doch nicht verwirrt oder betrunken. So langsam glaubte er zu wissen, worauf der Mäzen hinaus wollte. Daher schwieg er und ließ ihn weiterreden.

»Meine Familie hat über viele Jahrzehnte hinweg Menschen aus Afrika als Sklaven auf den amerikanischen Kontinent verschifft, nach Nordamerika und nach Südamerika. Aber das wissen Sie längst, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Lord Philip leise.

»Ein abscheuliches Geschäft, das meiner Familie großen Reichtum beschert hat und mir ein immerwäh-

rendes Gefühl von Schande und Schuld. So etwas ist schwer zu betäuben. Glauben Sie mir, ich habe es erfolglos versucht. Ich lüge, was den Ursprung meines Vermögens betrifft. Aus Scham. Jeden Tag versuche ich, Abbitte zu leisten. Einen Großteil meiner Einnahmen spende ich dafür, denen zu helfen, die aufgrund der Machenschaften meiner Familie leiden mussten. Davon weiß natürlich niemand und ich wäre Ihnen verbunden, wenn das so bleibt.«

»Sie unterstützen ehemalige Sklaven und ihre Nachkommen?«

Markward nickte gequält. »Ich weiß, ich kann mir keine Absolution erkaufen, aber es ist besser als nichts.«

»Charles Bosworth wusste es ebenfalls, nicht wahr? Hat er Sie erpresst? Wollte er Geld von Ihnen? Hat er damit gedroht, die Familiengeschichte publik zu machen, nachdem Sie sich hier in London einen so ordentlichen Ruf als Kunstförderer aufgebaut hatten? Sie gesellschaftlich zu diskreditieren?«

Markward lachte kurz auf. Es klang verbittert. Er umrundete seinen Sessel und ging zu einer im Regal stehenden hölzernen Schachtel, aus der er einen Revolver nahm. Die Ermittler sprangen auf und sahen sich alarmiert nach einer Fluchtmöglichkeit um.

»Bosworth war Abschaum. Er gehörte zu jener Art Mensch, der stets beim anderen einen Schwachpunkt suchte. Wenn er ihn gefunden hatte, verbiss er sich darin und weidete sich am Schmerz seiner Opfer. Als ich das Boston Orchestra engagiert habe, wusste ich nicht, wer Carl Belami in Wirklichkeit war. Er hingegen brauchte nicht lange, um hinter die Familie Markward zu schauen. Dieser Aasgeier, kein Kadaver war ihm tief genug, um nicht darin zu wühlen. Nicht einmal das

gut gehütete Geheimnis meiner Vorfahren.« Er klappte die Trommel des Revolvers auf, kontrollierte die Anzahl der Patronen, drehte sie und ließ sie wieder zuschnappen. »Gleich nach der Ankunft des Orchesters in London, bei der allerersten Probe in meinem Saal, wollte er mich sprechen. Hier, unter meinem Dach, privat, alleine. Er behauptete, aus einer traditionellen englischen Familie zu stammen, mit weitreichenden Kontakten. Daher würde er sich aus seiner Kindheit an den Namen Markward erinnern. Ob es denn sein könnte, dass ich von dem berühmten Sklavenhändler abstamme, dessen Vornamen ich trage.«

Der Mäzen streckte den Arm mit der Waffe aus, spannte den Hahn und legte an. Nun sah er nicht mehr aus wie der kultivierte Kunstliebhaber, den außer Musik, Gemälden und Statuen nichts interessierte. Etwas Wildes stand in seinem Gesicht, eine Härte, die Crispin davon überzeugte, dass Markward seinen Revolver bereits des Öfteren erfolgreich eingesetzt hatte. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Mit etwas Derartigem hatten sie nicht gerechnet. Aus der Befragung eines Verdächtigen war eine Falle geworden, in die sie unbedarft hineingetappt waren. Es wäre ganz einfach, sie beide jetzt und hier zu erschießen. Anschließend könnte Markward behaupten, er hätte sie im Halbdunkel für Einbrecher gehalten. Immerhin waren sie tatsächlich bei ihm eingedrungen. Kein Butler würde ihre Ankunft bestätigen, kein Bediensteter hatte sie eingelassen. Sie hatten sich unberechtigterweise Zutritt zum Haus verschafft.

Schweiß trat auf Crispins Stirn. Sollten sie lebend herauskommen, würde er nie wieder einen derart dummen Fehler begehen. Lord Philip hatte noch vor dem

Eintreten gewarnt. Er hätte auf den erfahreneren Kollegen hören sollen. Von wegen, wie Hyänen in der Nacht. Der Großwildjäger hatte ihnen eine Falle gestellt, in die sie wie zwei Amateure getappt waren. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Lord Philip langsam von ihm abrückte, Stück für Stück. Falls Markward schoss, musste er sich für einen von ihnen entscheiden. Und mit ein wenig Glück würde der andere ihn überwältigen können. War dieser Gedanke Augenwischerei? Wie schnell konnte ein geübter Schütze den Revolver zweimal hintereinander abfeuern?

Der Schuss krachte so laut in Crispins Ohren, dass ihm schwindlig wurde. Es roch nach Pulver und verschmortem Haar.



## Kapitel 18

### Kensal Green – Freddie

»Wieso um Himmels Willen schoss Markward auf den Springbock an der Wand?« Freddie versuchte nicht, ihre Bestürzung zu verbergen. Sie hing geradezu an Crispins Lippen.

»Weil er das anscheinend immer macht, wenn er sich über die Maßen aufregt. Er meint, es beruhigt ihn, lenkt seine Wut in harmlose Bahnen. Das Ding ist zerlöchert wie ein Sieb, das haben wir im Halbdunkel nicht gleich gesehen.« Crispin lachte. »Der eine reagiert sich durch Boxen ab, der andere schießt eben auf ausgestopfte Tiere.«

»Ich finde das nicht lustig!«, fauchte Freddie und verließ das Arbeitszimmer ihres Onkels, in dem die vier Ermittler sich am darauffolgenden Tag versammelt hatten, mit einem lauten Türenknallen. Sie stürmte die Treppe hinauf in ihre Räumlichkeiten. Hinter sich hörte sie, wie Crispin ebenfalls hereinkam. Ohne anzuklopfen und entschlossenen Schrittes. Sie drehte sich weg, sah zum Fenster. Draußen regnete es und in der Ferne schlug eine Kirchenglocke elfmal.

»Hat Onkel Philip dir etwa gestattet, mir alleine nachzugehen? Hier herauf ins Allerheiligste?«

»Dazu brauche ich seine Erlaubnis nicht.« Crispin klang bestimmt. Er kam zu ihr, legte ihr sanft die Hände auf die Schultern und drehte Freddie zu sich. »In

den Momenten, als ich nicht wusste, ob Fletcher Markward zuerst mich oder deinen Onkel erschießen würde, habe ich nur an dich gedacht. Dass du uns auf einen Schlag beide verlieren würdest. Die Angst, dich nicht wiederzusehen, war schlimmer als alles andere. Du kannst dir meine Erleichterung nicht vorstellen, sobald mir klar wurde, dass Markward überhaupt nicht vorhatte, uns etwas anzutun, sondern lediglich auf seine Jagdtrophäe anlegte, um sprichwörtlich Dampf abzulassen. Er ist ein schwermütiger Exzentriker, ein armer Kerl eigentlich.«

Sie sank gegen seine Brust. Tränen schnürten ihr den Hals zu. »Ich will dich nie verlieren, Crispin«, stieß sie hervor.

»Das wirst du nicht.« Er küsste ihr Haar und streichelte über ihren Rücken. Sie hätte ewig in dieser Umarmung verharren mögen.

Vom unteren Stockwerk ertönte Onkel Philips Stimme. »Hat sie sich wieder beruhigt? Können wir weitermachen?«

Freddie lächelte Crispin an und küsste ihn.

»Sie hat. Wir kommen schon«, sagte sie laut. Und leise zu ihm: »Es war eine gefährliche Situation, das solltest du nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ich liebe dich.«

Bevor er etwas darauf erwidern konnte, lief sie die Treppe hinunter zurück ins Arbeitszimmer. Doktor Pebsworth und Onkel Philip verloren kein Wort über Freddie's emotionalen Ausbruch, was sie sehr schätzte.

»Wohin bringt uns das also mit unseren Ermittlungen?«, fragte der Doktor, sobald alle wieder Platz genommen hatten.

»Ich denke nicht, dass Mister Markward unser Täter ist. Ehrlich gesagt, bin ich sogar der Meinung, dass wir ihn die ganze Zeit über falsch eingeschätzt haben.«

Freddie fand den Mäzen mitsamt seiner präpotenten Art nicht sonderlich liebenswürdig. Als Mörder von Charles Bosworth würde er zudem durchaus in Frage kommen. Sie runzelte die Stirn.

»Warum hat er Raphael Wilfried im Gefängnis in Karlsbad besucht?«

»Das haben wir ihn auch gefragt. Er sagt, aus einem Gefühl der Verpflichtung heraus. Übrigens war er es tatsächlich, der dem Dirigenten dazu geraten hat, eine Überstellung nach England zu beantragen. Aber er bestreitet ganz vehement, jemand engagiert zu haben, der als Carl Belami reiste und ihn auf der Fähre über Bord beförderte«, antwortete Lord Philip.

Noch immer war Freddie nicht von Markwards Unschuld überzeugt.

»Er kann es nicht gewesen sein«, fügte Doktor Pebsworth an und brachte alle zum Stutzen. »Ich habe darüber nachgedacht, bin zurück an den Anfang gegangen und habe die Informationen noch einmal durchgesehen. Besonders das Autopsieergebnis. Markward traf das Boston Orchestra zweimal in Amerika und dann erst wieder hier in London. Charles Bosworth starb fünf Tage nach Ankunft der Musiker. Der Arsengehalt in seinem Körper legt nahe, dass ihm das Gift regelmäßig und über mindestens drei Wochen verabreicht wurde. Immer wieder ein wenig davon, bis zur letzten, tödlichen Dosis am Abend des Konzerts. Wie die Arsenesser aus den österreichischen Bergen, muss er in den Wochen vor seinem Tod besonders aufgeputzt gewirkt haben, was sich mit den Zeugenaussagen sei-

ner Kollegen deckt. Fletcher Markward kann ihn aber schlichtweg nicht vergiftet haben.«

»Da muss ich widersprechen. Er könnte jemanden aus dem Orchester dafür bezahlt haben und hat ihm letztendlich persönlich den sprichwörtlichen Todesstoß versetzt.«

»Auch das ist unwahrscheinlich, Miss Westbrook. Dafür gab es keinen Grund. Der Mäzen wurde am Tag der ersten Probe in seinem Haus von Charles Bosworth angesprochen. Das war vier Tage vor dessen Tod. Zuvor war Markward überhaupt nicht klar, dass der Trompeter etwas gegen ihn in der Hand haben könnte. Und da er ihn nicht getötet hat, gab es auch keinen Grund, Raphael Wilfried zu einem weiteren Geständnis zu motivieren oder ihn anschließend zu beiseitigen.«

Es schien tatsächlich, als hätten die Ermittler auf das falsche Pferd gesetzt. Wenn Fletcher Markward nicht der Mörder war, musste es einer der Musiker aus dem Orchester gewesen sein. Jemand, der das Opfer jeden Tag sah. Und der nun weiß Gott wo sein konnte, da der Mäzen ja nicht für eine Passage zurück in die Vereinigten Staaten bezahlt hatte.

»Disonno oder Hillwood«, sagte Freddie laut.

Lord Philip lächelte seine Nichte an. »Genau das haben wir Mister Markward auch gefragt, nachdem wir uns von dem Schock seiner Schießübung erholt hatten. Leider hat er nicht die geringste Ahnung.«

Allerdings hatte er den Ermittlern die gute Nachricht mitgeteilt, dass sich die beiden Musiker wieder in London aufhielten. Markward wusste durch Kontakte aus Künstlerkreisen, dass Disonno noch immer auf der Suche nach Personal für das Orchester seines Onkels

war. Er horchte sich in der Stadt nach Talenten um, bevor er den Dampfer zurück in die Staaten bestieg. Und Hillwood wollte den englischen Zweig seiner Familie besuchen, wenn er schon in Europa gestrandet war. Freddie notierte beide Namen auf ein Blatt Papier und kreiste sie abwechselnd wieder und wieder ein, bis ihr Bleistift dicke graue Kringel gemalt hatte.

Die Gräber des Kensal Green Cemetery erstreckten sich in all ihrer neogotischen Pracht über die weite Gartenanlage des Friedhofs. Neben schlichten Grabsteinen gab es zahlreiche ausgefallene Monumente und Mausoleen, die in langen Reihen die Wege säumten. Ein Eichhörnchen saß unter einer dicken Buche und kletterte flink den Stamm empor, als sie sich näherten.

Erleichtert, wieder aktiv werden und eine konkrete Spur verfolgen zu können, fand sich Freddie sogar mit dem Nieselregen ab, der ununterbrochen vom steingrauen Himmel fiel und langsam aber sicher ihr Schuhwerk durchweichte. Sie schritt neben Doktor Pebsworth und Crispin Fox durch Matsch in Richtung der Katakomben.

Dort wurden in erster Linie wohlhabende Jungesellen, Alleinstehende oder kinderlos Verstorbene beigesetzt. Die ordentliche Unterbringung in dreifach verstärkten, bleidichten Särgen, die in versiegelten Fächern standen, war vornehmer als ein simples Erdgrab, kostengünstiger als ein Mausoleum und erforderte keinerlei Pflege.

Sie waren spät dran. Die Trauergesellschaft hatte sich bereits vor der Kapelle versammelt, die gleichzeitig als Eingang zur unterirdischen Sammelruhestätte diente. Nur die Familie würde für die tatsächliche

Bestattung hineingehen, alle anderen verabschiedeten sich draußen vom Verstorbenen. Die Ermittler hatten keine Ahnung, um wen es sich dabei handelte. Ein Sarg stand unter einem schwarzen Baldachin auf einer opulent verzierten Leichenkutsche, umringt von Regenschirmen. Der Firstüberstand der Kapelle schützte die engagierten Trauermusiker mehr schlecht als recht vor dem Regen. Eine Tuba, ein Horn, eine Posaune und zwei Trompeten spielten ein getragenes Stück. Zweifelsohne trugen die Herren ihre besten Anzüge, um dem Anlass zu entsprechen. Doch Freddie musste nicht einmal nahe rangehen, um zu erkennen, dass diese nicht der aktuellen Mode entsprachen. Gebraucht gekauft oder noch aus Zeiten, in denen die Musiker sich gehobenes Schneiderhandwerk leisten konnten, waren sie inzwischen abgetragen. Gleiches galt für ihre Schuhe. Die Männer gehörten bestimmt nicht zu den Gutverdienern der Branche, sie waren auf Engagements wie dieses angewiesen.

Dank seiner weitreichenden Bekanntschaften hatte Doktor Pebsworth herausgefunden, dass Pierluigi Dissonno hier und heute auf der Suche nach Talenten sein würde. Immerhin waren ihm zwei Trompeter weggebrochen, die nicht mehr angeworben werden konnten. Freddie sah sich unauffällig um und entdeckte den Italiener tatsächlich unter einem Eichenbaum in der Nähe. Er machte sich Notizen, während die Musiker spielten. Sein Gesichtsausdruck war zufrieden. Anscheinend gefiel ihm, was er hörte. Und konzentriert, so dass er seine Beobachter nicht bemerkte.

Sobald die Familie sich ins Innere der Kapelle begab, wurde auch der Sarg abgeladen und hineingetragen, die Trauernden zerstreuten sich und die Musiker ver-

stauten eilig ihre Instrumente in trockenen Kästen. Ein ausladendes Grabmonument diente den Detektiven als Sichtschutz und sie erspähten, wie Disonno näher kam und den Tubisten ansprach.

»Gute Leistung, meine Herren. Ich habe erfahren, dass Sie heute hier spielen und wollte mich unbedingt von Ihrem Können überzeugen.« Er zückte eine Visitenkarte, welche ihn zweifellos als wichtigen Mann auswies und hielt sie einem der Musiker hin. Nachdem alle die Karte inspiziert hatten, erklärte der Hornist: »Wir sind bisher in den Evans Music-and-Supper Rooms in Covent Garden aufgetreten, beginnen aber demnächst ein Engagement in der Canterbury Music Hall in Lambeth.«

Dem Italo-Amerikaner waren diese Etablissements sicher gänzlich unbekannt, denn sonst wäre sein Gesichtsausdruck nicht neutral geblieben, sondern er hätte irgendetwas Lobenswertes gesagt. Wie zum Beispiel »das ist eine großartige Verbesserung, von einem song-and-supper room zum Canterbury zu wechseln.«

So aber blieb eine Reaktion aus.

»Naja«, warf einer der Trompeter ein. »Wir sind gerade zwischen Engagements, da nimmt man alles mit, was Geld bringt. Daher die Mukke heute. Normalerweise machen wir seit Jahren keine Begräbnisse mehr. Immerhin sind wir Camden Brass.«

Daraufhin schmierte Disonno den Herren ein wenig Honig um den Mund und versuchte sie davon zu überzeugen, eine Übersiedelung nach Boston samt Orchesterposten in Erwägung zu ziehen. Anfangs wirkten die Musiker geschmeichelt. Als sich allerdings herausstellte, dass Disonno lediglich an einem der Trompeter ernsthaft interessiert war, kippte die Stimmung. Cam-

den Brass betrachtete es als Frechheit, dass einer von ihnen abgeworben werden sollte und Disonno konnte zusehen, dass er davon kam.

»Das lief nicht sonderlich berauschend. Bestimmt wird er sich den Musiker seines Interesses noch einmal einzeln vornehmen, wie ich ihn kenne. Und versuchen, ihn mit einer Sonderprämie zum Verrat an seinen Kollegen zu überreden«, flüsterte Crispin.

Unauffällig folgten sie dem Oboisten, als er den Friedhof verließ. Er nahm einen Omnibus nach Bethnal Green, die Ermittler eine Droschke, die ihm hinterherfuhr. An jeder Haltestelle mussten sie gehörig aufpassen, damit sie nicht übersahen, falls Disonno ausstieg. Doch er blieb sitzen, den gesamten Weg von Middlesex in Londons Nordwesten bis hinüber ins East End. Das dauerte. Erst an der Columbia Street stieg er endlich aus und ging zu Fuß in die Quilter Street, eine Straße, die nicht ganz so heruntergekommenen war wie zahlreiche andere in Bethnal Green. Nur einen Steinwurf von den Slums entfernt lebten Arbeiter mit ihren Familien, die sich geringfügig mehr leisten konnten als ein dreckiges Zimmer, in das zu viele Menschen gepfercht waren.

Schmale Reihenhäuser mit Einheitsfassaden erstreckten sich entlang der Straßen, samt rußverschmutzten Ziegelwänden und Holztüren, auf denen seltsame Zahlen standen.  $\frac{1}{4}$  to 4, las Freddie auf der einen, auf der anderen daneben  $\frac{1}{2}$  past 3 und wieder auf einer weiteren 5.

»Das ist für die Knockers Up«, erklärte Doktor Pebsworth auf Freddie's verständnislosen Blick hin.

»Die Leute, die hier wohnen, haben zwar alle eine Arbeit, zu der sie pünktlich erscheinen müssen, aber

keine Uhr im Haus und niemanden, der sie weckt, wenn es Zeit ist, aufzustehen. Das übernehmen die Knockers Up. Gegen ein geringes Entgelt klappern sie die Arbeiterstraßen ab und klopfen zur notierten Uhrzeit an deren Türen, um sie wach zu machen, damit sie pünktlich zu ihrem Dienst erscheinen.«

»Was will Disonno hier?«, sprach Crispin laut aus, was auch Freddie dachte.

Er betrat ein Haus, auf dessen Tür Viertel vor fünf stand.

Ohne lange zu zögern, verließen der Doktor, Crispin und Freddie ihre Kutsche und traten an eines der Fenster im Erdgeschoss. Sie mussten sich anstrengen, um durch die schmutzigen Scheiben ins Innere spähen zu können. An einem Holztisch saß ein Mann mit dem Rücken zu ihnen. Vor ihm stand Disonno und redete gestikulierend auf ihn ein. Der Sitzende schüttelte den Kopf. Er trug eine Hose mit Hosenträgern und ein Hemd, von dem er Kragen und Manschetten abgenommen hatte. Plötzlich fiel Disonnos Blick zum Fenster und er entdeckte sie. Seinen Aufschrei hörten die Ermittler bis nach draußen und als der andere Mann sich überrascht umdrehte, erkannten sie, dass es Jonah Hillwood war.

Bevor sie überhaupt in Erwägung ziehen konnten, sich aus dem Staub zu machen, war Disonno zur Tür gerannt, riss sie auf und polterte: »Sie schon wieder! Weshalb schnüffeln Sie uns immer noch nach?«

Doktor Pebsworth setzte ein strenges Gesicht auf. »Wollen wir das hier draußen klären, damit die gesamte Nachbarschaft mithören kann?«

»Gute Güte, nein, kommen Sie schon rein«, tönte Hillwood hinter Disonno.

Von innen war die Wohnung wesentlich sauberer, als die smogverschmierten Scheiben hatten vermuten lassen.

Der Tisch, an dem Jonah Hillwood gesessen hatte, stand in einem Raum, der gleichzeitig als Küche, Ess- und Wohnzimmer diente und einem Kranken offenbar als Schlafstatt. Auf einer geflickten Couch neben dem Ofen lag ein Mann um die Dreißig, blass, mit eingefallenen Wangen und der grauen Gesichtsfarbe derer, die sich möglicherweise nicht wieder von ihrem Leiden erholen. Seine Augen waren geschlossen, er atmete flach.

»Das ist Samuel, der Mann meiner Cousine Hester«, erklärte Hillwood. »Naja, eine richtige Cousine ist sie nicht, mehr so die fünfte Cousine vierten Grades, aber die einzige Verwandtschaft, die ich noch hier in England habe.«

»Tatsächlich? Ich dachte, die junge Dame, die mit Charles Bosworth, äh, ich meine, die von Charles Bosworth damals ... also die stammte doch aus einer wohlhabenden Familie, oder nicht?«

Doktor Pebsworth versetzte Crispin einen Remppler mit dem Ellenbogen, der ihn zum Verstummen brachte. Freddie hingegen war froh, dass ihr Kollege den peinlichen Sachverhalt angesprochen hatte, denn auch sie wollte wissen, was geschehen war, dass die Cousine in derart ärmlichen Umständen hauste.

Hillwood andererseits, der bisher eher bedrückt gewirkt hatte, brauste unvermittelt auf. »Was kümmert Sie die finanzielle Situation meiner Familie? Wollen Sie sich an ihrem Unglück weiden? Sich darüber mokieren?« Während er noch weiter schimpfte, schob Pierluigi Disonno sie aus dem Zimmer und durch den düsteren Flur zur Tür hinaus auf die Stufen. Der Re-

gen hatte aufgehört und das emsige Londoner Treiben wieder eingesetzt. Zahlreiche Kutschen fuhren auf der Straße vorbei, Costermonger schoben ihre Handkarren und kündigten sich und ihre Waren von Weitem durch lautes Rufen an.

»Was erlauben Sie sich!«, zischte er. »Sehen Sie nicht, dass mein Kollege sich alle Mühe gibt, seinen Verwandten zu helfen? Samuel hat sich bei der Arbeit verletzt, fällt für Wochen aus und Jonah unterstützt Hester und die Kinder, wo er nur kann.«

»Bedauere. Es war nicht vorauszusehen, dass er sich derart entrüsten würde. Und es war gewiss nicht unsere Absicht, ihn zu verärgern. Miss Westbrook, Doktor Pebsworth und ich ermitteln weiterhin im Mordfall Carl Belami beziehungsweise Charles Bosworth und haben Fragen an Sie.«

Disonno zog die Tür hinter sich zu. »Mister Wilfried hat gestanden.«

»Das sehen wir anders.«

»Ach. Tun Sie das?« Er wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. »Dann beeilen Sie sich mal. Denn falls Sie Jonah oder mich auf Ihrer Verdächtigenliste stehen haben – wir reisen demnächst ab.«

Zurück im Club berichteten die drei dem Vorsitzenden von ihrem Ausflug zum Friedhof und ins East End. Lord Philip nagte an seiner Unterlippe. Vor ihm lag ein Blatt Papier, auf dem er sich Notizen machte. Disonno hatte behauptet, seinen Kollegen zu besuchen, um ihm das Billett für die Schiffspassage zu überbringen, das er für sie beide besorgt hatte. Es hatte Hillwoods letzte finanzielle Mittel aufgezehrt, so dass er seiner Familie nun nichts mehr zur Unterstützung geben konnte.

Dieser Umstand hätte ihn mitgenommen, denn mittlerweile stünde er Samuel und Hester sehr nahe.

Was trotzdem nicht seine Überreaktion erklärte. Der Posaunist war bisher nicht als reizbar aufgefallen. Freddie hörte nur mit einem Ohr hin, als Crispin ihrem Onkel schilderte, was sie sonst noch erfahren hatten.

»Pierluigi Disonno scheint mit einem Mal der beste Freund von Mister Hillwood zu sein. In Karlsbad konnten sie sich nicht leiden, nun ist dem Oboisten sehr daran gelegen, dass auf die Befindlichkeiten seines Kollegen Rücksicht genommen wird. Der sei nämlich eine äußerst sensible Künstlerseele. Angeblich ist Hillwood das Engagement im Boston Orchestra nur deswegen eingegangen, um nach England zu kommen und seine Verwandten aufzusuchen. Laut Disonno stammt er aus Richmond. Seine Großeltern und sein Vater starben während des Sezessionskrieges und Hillwood kam als junger Mann nach dem Tod der Mutter allein und mittellos nach Boston.«

Freddie stand am Fenster des Rauchsalons im ersten Stock des Clubgebäudes. Es war trotz des kalten Wetters leicht geöffnet, damit zumindest ein Teil der Rauchschwaden abziehen konnte, die wie Nebel im Raum waberten. Doktor Pebsworth hatte es sich im Ohrensessel gemütlich gemacht, in dem für gewöhnlich der alte Lord Cranmore saß. Der wiederum hatte sich für ein Schläfchen zurückgezogen. Onkel Philip paffte an einer Zigarre und Crispin rauchte eine Zigarette. Wenn es ihnen beim Denken half, gut und schön. Freddie bekam davon Kopfschmerzen und ihre Augen tränten.

Der Doktor nahm den Faden auf. »Disonno behauptet, seine Aufgabe hier sei erfüllt und sein Onkel habe

nun genügend Auswahl, was gute Musiker betrifft. Er selbst kam vor etwa zehn Jahren aus Italien in die Vereinigten Staaten, könne sich aber mit dem dortigen Lebensstil nicht anfreunden. Am liebsten würde er zurück in sein Heimatdorf gehen und Musikinstrumente bauen.«

»Das ist ja herzerwärmend«, entfuhr es Lord Philip.  
»Und recht auskunftsfreudig.«

Freddie drehte sich zu ihm um. »Disonno erschien mir verändert. Sicherer in seiner Art und weniger verschlagen.«

»Nun ja. Sein Geheimnis ist keines mehr, jeder weiß, er betätigt sich als Personalwerber. Damit hatte er Erfolg und ist gut davongekommen. Darüber hinaus legt sein Schiff nach Amerika bald ab. Ich denke nicht, dass er Charles Bosworth ermordet hätte, nur weil der ihn enttarnen wollte.«

»Nein«, Freddie trommelte mit den Fingern auf den hölzernen Fenstersims und starrte wieder hinaus auf den Berkeley Square. »Mir scheint, hinter der Sache steckt etwas ganz anderes, ein persönliches Motiv, das in Charles Bosworths Charakter begründet liegt. Was sagte Mister Markward? Bosworth suchte nach Schwachpunkten und habe sie benutzt, um seine Mitmenschen zu quälen?« Sie ging zu Crispin und streckte ihm die Hand hin, Handfläche nach oben. »Dein Notizbuch, bitte.«

Sie nahm es, kritzelte etwas hinein und riss die Seite anschließend heraus. »Meine Herren, was halten Sie davon, diese Nachricht zu überbringen?«

»Hoch gepokert«, lautete Crispins Urteil, nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte. »Aber wir haben nichts zu verlieren.«

Auch Doktor Pebsworth stimmte zu. »Mäuse fängt man mit Speck. Und dazu muss man sie aus ihrem Loch herauslocken.«

Einzig Lord Philip brütete länger über der Notiz, warf Freddie dann aber ein Lächeln zu, das sein in letzter Zeit besonders ernstes Gesicht kurzzeitig aufhellte. »Ich verstehe, was dich zu dieser Annahme bringt und muss sagen, das ist wieder einmal mutig kombiniert. Dein Vorhaben ist nicht ganz ungefährlich. Aber wir werden es wagen.«

Die Ermittler erhoben sich und Freddie blickte einen nach dem anderen an. »Wir sind uns einig?« Alle nickten. »Dann lassen Sie uns tanzen gehen.«



## Kapitel 19

### Soho – Freddie

Das bekannte Caldwell's in der Dean Street war in die Jahre gekommen. Seit etwa fünf Jahrzehnten rühmte sich das Etablissement damit, seriöse Tanzveranstaltungen für die Mittelklasse zu veranstalten.

Im Gegensatz zu den restlichen Londoner Tanzsälen gab es bei Caldwell's keine Prostituierten. Die blieben freiwillig fern, denn mit dem weder sonderlich betuchten noch risikofreudigen Publikum lief ihr Geschäft zu schleppend, um profitabel zu sein. In anderen Dancing Rooms wurde mehr Geld verdient.

Von außen wie innen schlich sich langsam eine gewisse Verwahrlosung des Gebäudes ein. Schwarzfleckige Spiegel in den Treppenaufgängen, bröckelnde Gipsstatuen und drapierte Vorhänge, die sogar in schummriger Beleuchtung erkennbar verschlissen waren, schufen eine morbide Stimmung. Zumindest empfand Freddie dies, als sie zusammen mit ihren Kollegen auf der umlaufenden Galerie stand und hinunter auf die Tanzenden blickte. Das Caldwell's rühmte sich gern damit, Menschen aller Klassen zu unterhalten, den Adel ebenso wie den Arbeiter. Eventuell mochte sich der ein oder andere Angehörige der Upperclass, aus welchen Gründen auch immer, hierher verirren. Der Großteil des Publikums bestand hingegen aus Büroangestellten und Einzelhändlern, Putzmacherinnen und

Wäscherinnen. Respektabel, wenngleich wenig attraktiv. Freddie hegte den Verdacht, dass sich so manche unverheiratete junge Frau aus der oberen Unterschicht einen privaten Gönner zu finden erhoffte. Jemanden, der sie finanziell unterstützte. Dolly-mops wurden solche Damen abfällig genannt. Sie waren keine Huren, gingen zumeist einer Arbeit nach, die wenig einbrachte, und waren dazu bereit, sich gegen Gefälligkeiten aushalten zu lassen, um besser über die Runden zu kommen.

Der Eintritt bei Caldwell's betrug eight-pence, dafür wurde von acht bis Viertel vor zwölf Geselligkeit und Tanz geboten. Schlag Mitternacht schloss es seine Pforten.

An diesem Abend drehten sich zahlreiche Paare zu mittelmäßiger Musik auf der Tanzfläche. Schräge Kornett-Töne und kratzende Geigen brachten Freddie zu der Annahme, dass die Kapelle höchstwahrscheinlich alkoholisiert spielte.

Sie stand zusammen mit Crispin auf der einen Längsseite der Galerie, Doktor Pebsworth und Lord Philip auf der gegenüberliegenden.

»Wir sind früh dran«, sagte Crispin und hielt ihr ein Getränk hin.

Sie nippte und verzog das Gesicht wegen des viel zu süßen Geschmacks.

»Was ist das?«

»Negus. Punsch aus Portwein, Zucker und Zitrone mit einem Hauch Muskat. Hat mir der Mann am Ausschank erklärt. Den trinken die Damen hier angeblich gerne. Nicht gut? Möchtest du lieber meinen Brandy?« Sie tauschten, doch auch der verwässerte Branntwein war nicht nach Freddie's Gusto.

»Falls ich dich jemals hierher einladen möchte, erschieß mich bitte. Denn dann ist die Lage hoffnungslos«, flüsterte er ihr zu.

»Gerne.« Freddie lachte. »Ein wahrhaft schäbiges Etablissement, nicht wahr? Und dennoch seriös genug, dass ein jeder es aufsuchen kann. Deshalb habe ich es als Treffpunkt vorgeschlagen. Auch jemand, der sich in London nicht gut auskennt, findet das Caldwell's. Man muss sich nur an den überall präsenten Reklameplakaten orientieren. Siehst du ihn schon?«

Die Kapelle spielte einen langsamen Walzer und zahlreiche Paare strömten auf die Tanzfläche. Oben auf der Galerie leerte es sich.

»Ja«, raunte Crispin.

Wie aus dem Boden gewachsen stand Jonah Hillwood vor ihnen. Wegen des Kommens und Gehens der Tänzer aufgrund des Musikwechsels hatten sie sein Auftauchen nicht bemerkt. Ebenso wenig wie Lord Philip und der Doktor, die sich erst jetzt von der anderen Seite aus eilig auf den Weg herüber machten. Allerdings nicht schnell genug.

Der Posaunist packte Freddie's Arm, riss sie an sich und drückte etwas Spitzes an ihre Rippen.

»Das ist ein Messer«, stieß er hervor. »Kommen Sie mit mir und machen Sie keine Dummheiten.«

Er schob sie den Flur entlang zu einer Tür und schubste sie in einen der leeren Veranstaltungsräume, die man im Caldwell's mieten konnte. Crispin folgte ihnen auf dem Fuß. So hatte Freddie sich die Konfrontation mit Jonah Hillwood nicht vorgestellt. Sie hatte fest damit gerechnet, an einem öffentlichen Veranstaltungsort sicher zu sein. Doch nun wurden sie abgesondert.

»Beide hinein!« Hillwood sperrte die Tür ab und drehte das Gaslicht an. Augenblicklich verstummten die Walzertöne.

Jemand hatte alle Möbelstücke des großen Zimmers in eine Ecke gestellt. Aufgestapelte Stühle, ineinandergeschobene Tische, ein Paravent, Vasen sowie mit Tüchern verhängte Bilder. Wurde der Saal für ein privates Dinner oder Konzert gebucht, konnte damit nach Belieben dekoriert werden. Die Fensterläden waren geschlossen.

»Und jetzt?«, fragte Freddie forsch. »Wollen Sie mich erstechen? Mister Fox wird das zu verhindern wissen.« Er durfte nicht merken, dass ihr das Herz bis zum Hals schlug und sie sich darüber ärgerte, die Kontrolle über die Situation aus der Hand gegeben zu haben.

Schweiß glänzte auf Jonah Hillwoods rundem Gesicht. Sein Blick glitt unsterk im leeren Raum umher, als würde er nach einem zweiten Ausgang suchen, doch es gab keinen.

»Ich hatte gehofft, wir könnten reden. Deswegen habe ich Ihnen die Nachricht geschickt.« Freddie versuchte einen Gesprächsbeginn.

»Ich will nicht reden!«

Die Messerspitze bohrte sich durch den Stoff ihres Kleides. Hillwoods Atem ging schnell. Anscheinend merkte er nicht einmal, dass er immer fester zudrückte.

»Warum sind Sie dann gekommen?«

»Weil Sie geschrieben haben, dass Sie es wissen! Weshalb lassen Sie mich nicht in Ruhe? Wenn Sie wirklich Bescheid wissen, dann muss Ihnen doch klar sein ...«

»Dass Carl Belami Sie bis aufs Blut gequält hat?«

Hillwood schrie auf. »Ja!«

»Hören Sie«, mischte sich Crispin ein. »Ich bleibe hier neben der Tür stehen und komme Ihnen nicht zu

nahe. Aber bitte lockern Sie Ihren Griff um das Messer ein wenig. Miss Westbrook wird nicht weglaufen.«

Mit großer Erleichterung stellte Freddie fest, dass der Schmerz an ihrer Seite etwas nachließ. Allerdings spürte sie nun, wie der Stoff des Abendkleides durchweichte und nass an ihr klebte. Hatte Hillwood sie ernsthaft verletzt? Unauffällig spähte sie nach unten. Ein dunkelroter Fleck breitete sich auf der hellen Seide aus. Wie tief hatte der dumme Kerl zugestochen? Und wie scharf war diese Klinge? Crispin trat von einem Bein auf das andere. Seine Fäuste öffneten und schlossen sich in rascher Abfolge. Es war ihm ebenfalls nicht entgangen.

»Was hatte Bosworth gegen Sie in der Hand?«, flüsterte Freddie. »Sie können es mir sagen.«

»Alles! Er wusste einfach alles über mich. Dass mein Vater im Unabhängigkeitskrieg ein Feigling war und er und meine Großeltern durch seine Schuld ums Leben kamen. Er hat behauptet, Feigheit liegt in der Familie. Tag um Tag hat er mir eingeredet, ich wäre ein Versager.« Da er Freddie nicht loslassen konnte, um seine Nase abzuwischen, zog er hörbar hoch.

»Als entschieden wurde, dass wir im Rahmen unserer Konzertreise nach London kommen, hat er mir erzählt, was er meiner armen Verwandten damals angetan hat. Er hat genüsslich ausgebreitet, was er mit ihr angestellt hat. Ein Flittchen hat er sie genannt. Als ob das nicht genug wäre, musste er mir auch noch unter die Nase reiben, dass der Rest meiner Familie es bald geschafft hat, sich in der alten Welt durch Fehlinvestitionen, Armut und Krankheit selbst auszulöschen. Dass nur ein paar Versager übrig wären, die in den Slums hausen. Er fand das passend. Amüsant. Immer

wenn ich dachte, er lässt mich in Ruhe, hat er neuen Dreck ausgegraben, um mich damit zu bewerfen. Vor den anderen hat er so getan, als wären wir beste Freunde. Das machte ihm Spaß. Aber ich konnte es nicht länger ertragen!«

»Sie haben Charles Bosworth ermordet, weil er garsstig zu Ihnen war?« rief Crispin aus. »Guter Mann, warum haben Sie nicht einfach die Stelle gewechselt und bei einem anderen Orchester angeheuert?«

»Weil sein empfindsamer Geist zu schwer verletzt wurde«, ertönte auf einmal Pierluigi Disonnos Stimme. Er trat hinter dem Paravent hervor, wo er sich offenbar die ganze Zeit über versteckt gehalten hatte. Seine Hand umklammerte eine Pistole.

»Aber das verstehen Sie nicht. Sie sind Pragmatiker, keine Künstler wie wir. Und nun bring es zu Ende, Jonah. Du die Dame und ich übernehme den Herrn. Wir müssen unser Schiff erreichen.«

Es schien, als würde sich der Boden unter Freddie's Füßen bewegen. Sie fühlte sich schwindlig. Für einen Moment schloss sie die Augen. Die Luft roch nach Staub, ein wenig wie in Professor Browns verlassenen Haus. Falls sie es hier heraus schafften, würde sie sein Anliegen nicht länger aufschieben, sondern sich umgehend um seinen letzten Auftrag kümmern, schwor sie sich. Gleich darauf ärgerte sie sich über ihre düsteren Gedanken. Was sollte das heißen, falls sie es schafften? Natürlich würden sie und Crispin auch diese zugegeben kritische Situation überstehen. Da hatten sie schon schlimmere Schlamassel bewältigt.

»Sie müssen das nicht tun, Mister Hillwood«, sagte sie mit sanfter Stimme, obwohl er das Messer wieder gegen sie presste.

»Doch. Wenn ich es lebend aus England herausschaffen will ...«

»Dann sollten Sie mich jetzt loslassen.«

»Ich habe einen Menschen umgebracht!«, schrie er. »Es ist, wie Sie gesagt haben. Nur weil ich mich nicht gegen seine Gemeinheiten wehren konnte, habe ich ihn getötet! Ich bin ein Feigling und ein Versager, Carl hatte recht.«

»Das sind Sie nicht. Lassen Sie sich das nicht ständig einreden.« Crispin wollte einen Schritt näherkommen, aber Disonno spannte den Hahn der Pistole und er hielt inne und hob die Hände.

»Es ist zu spät.« Das Zittern von Hillwoods Arm schmerzte Freddie mehr, als ein zügiges Zustoßen dies tun würde. Wiederum wurde ihr schwindlig. Hatte sie schon so viel Blut verloren, dass die Zeit drängte?

»Nein. Wenn Sie die Nerven behalten, garantiere ich dafür, dass Ihnen nichts geschehen wird.«

»Sie befinden sich nicht in der Position, Versprechungen zu machen, Miss«, tönte Disonno höhnisch.

Freddie ignorierte ihn. »Ich kenne die ganze Wahrheit, Mister Hillwood. Sie haben Carl Belami nicht getötet. Scotland Yard hat Ihnen nicht alle Obduktionsergebnisse mitgeteilt, stimmt's? Der Trompeter wurde langsam vergiftet. Schleichend und heimtückisch, über Wochen hinweg. Die letzte Dosis war der Todesstoß und hatte rein gar nichts mit dem Abführmittel zu tun, das Sie ihm am Konzertabend heimlich untergemischt hatten. Der Pathologe konnte Rizinusöl nachweisen, und noch ein paar andere Bestandteile, denen wir bisher nicht viel Bedeutung beigemessen haben. Ich gehe davon aus, dass Sie es waren, der es Belami verabreicht hat, das stimmt doch, oder?«

»Sie wissen es tatsächlich ... ich wollte mich nur an ihm rächen. Er sollte sich auch einmal wie ein Versager fühlen, wenn er während des Konzerts rausrennen muss oder sich in die Hosen macht. Aber dann war er tot und ich dachte, vielleicht war in dem Mittel etwas, das er nicht vertragen hat. Oder der Apotheker hat einen Fehler gemacht und mir die falsche Substanz gegeben.« Er stammelte weiter, trat endlich ein paar Schritte weg von Freddie und ließ das Messer sinken. Ungläubig, als würde er aus einem Traum erwachen, wischte er sich mit der Hand übers Gesicht. »Dann habe ich ihn nicht ermordet?«

Crispin rannte auf Freddie zu und zog sie in seine Arme, bevor Pierluigi Disonno ihn davon abhalten konnte. Er presste eine Hand auf ihre Wunde, um die Blutung zu verlangsamen. Eigentlich wollte Freddie weitersprechen, aber der Schmerz raubte ihr kurzzeitig die Stimme.

»Hunterprozentig nicht«, sagte Crispin bestimmt. »Auch wenn Mister Disonno Ihnen das versucht einzureden. Ich fürchte, Sie sind einem zweiten Tunichtgut aufgesessen. Ihrem Kollegen liegt ebenfalls nichts an Ihrer Freundschaft. Er missbraucht sie für seine Zwecke, um davon abzulenken, dass er Carl Belami beziehungsweise Charles Bosworth getötet hat.«

Fassungslos sah Jonah Hillwood hinüber zu Pierluigi Disonno, der ein verächtliches Schnauben ausstieß.

»Glaub Ihnen kein Wort, Jonah. Das ist eine Lüge. Ich hatte keinerlei Veranlassung, Carl etwas anzutun.«

»Das Motiv hat uns eine Weile beschäftigt. Aber letztendlich sind wir dahinter gekommen. Der Trompeter und Sie haben gemeinsame Sache gemacht. Gezwungenermaßen. Charles Bosworth war knapp bei Kasse. Sobald er Ihnen auf die Schliche kam, hat er

Sie gezwungen, ihn bei der Rekrutierung der Musiker mitwirken zu lassen. Unruhe stiften und Menschen zu manipulieren, waren ohnehin seine Steckenpferde. Was ist geschehen? Wurde er immer gieriger?«

Unsicherheit trat in Disonnos Blick. Er leckte sich mit spitzer Zunge über die Oberlippe.

»Ich glaube nicht, dass Ihr Motiv ihn zu ermorden Geld war«, sagte Freddie leise. »Sondern Ehre.«

»Was meint sie damit?« Der mittlerweile leichenblasse Jonah Hillwood ging auf seinen Kollegen zu.

»Bleib stehen, komm nicht näher.«

»Pierluigi, was machst du da?«

»Ich sagte, komm nicht näher!«

Freddie fixierte den Oboisten mit ihrem Blick. Hinter sich hörte sie, wie sich jemand von außen am Türschloss zu schaffen machte, daher sprach sie laut weiter.

»Ihr Onkel hatte all sein Vertrauen in Sie gesetzt, und Ihnen einen geheimen Auftrag erteilt, der für ihn sehr wichtig war. Dabei haben Sie versagt. Es wäre nicht nur eine Enttäuschung gewesen, dass Sie in der Tasche eines Erpressers stecken. Sie wussten, dass Charles Bosworth über kurz oder lang nicht nur das Boston Orchestra, sondern auch Ihr Familienorchester ruiniert hätte. So wie er alles kaputt machte, das er anfasste. Weil er es konnte und es ihm Freude bereitete. Sie mussten ihn eliminieren.«

»Ja!«, rief Disonno aus. »Er ließ mir keine Wahl! Ich hatte ihn angefleht, uns in Ruhe zu lassen. Ihm mehrfach die Gelegenheit gegeben, sich zurückzuziehen. Aber er kannte keine Grenzen.«

Crispin schob Freddie ein Stück von der Tür weg und in dem Augenblick, als Disonno ihn anherrschte, sich nicht zu bewegen, flog sie mit einem Krachen auf.

Lord Philip hatte sie eingetreten. Nicht nur er und der Doktor standen davor, sondern auch Chief Inspector Woodard mit drei uniformierten Beamten, die ihre Waffen im Anschlag hielten.

»Bastardi!«, schrie Disonno und wollte die Pistole an seine Schläfe setzen. Da sprang Jonah Hillwood vor und schlug sie ihm aus der Hand.

»Es reicht«, stieß er hervor.

Während die Beamten dem schimpfenden Italiener Handschellen anlegten, lehnte sich Hillwood mit dem Rücken an die Wand. Alle Kraft schien ihn zu verlassen, er rutschte nach unten und fing an zu schluchzen.

Obwohl er sie mit dem Messer verletzt hatte, empfand Freddie irgendwie Mitleid mit dem Musiker. Seine gesamte Welt war zusammengebrochen. Das Boston Orchestra existierte nicht mehr und der Kollege, dem er vertraut hatte, wollte ihm einen Mord unterschieben. In Amerika wartete niemand auf ihn.

»Reißen Sie sich zusammen, Mann«, herrschte ihn Lord Philip an. Freddie wusste, er hatte nichts übrig für Selbstmitleid.

Auch Hillwood wurde festgenommen und abgeführt. Freddie würde wegen der Körperverletzung keine Anzeige erstatten. Das musste sie ihrem Onkel nur noch schonend beibringen, der dem Posaunisten grimmig hinterher starrte und dessen Messer vom Boden aufhob.

»Am liebsten würde ich es ihm zwischen die Rippen rammen, dafür, dass er dich verletzt hat«, zischte er Freddie zu.

Der Doktor warf einen kurzen, besorgten Blick auf die Wunde und veranlasste Woodard umgehend, die neugierig vor dem Saal zusammengelaufenen Tänzer

zu verscheuchen, damit Freddie hinunter zum Wagen getragen werden konnte.

»Da haben Sie in der Tat hoch gepokert, Miss Westbrook«, tadelte Doktor Pebsworth zuhause am Wilton Crescent, während er sie in ihrem Zimmer medizinisch versorgte. Es reichte nicht aus, die Wunde nur zu verbinden, sie musste zuvor genäht werden. Freddie schwor sich, künftig vorsichtiger zu sein. Das Gefühl von Nadel und Faden in ihrer Haut war etwas, das sie nicht noch einmal erspüren wollte.

»Ich habe nicht damit gerechnet, dass Hillwood gewalttätig werden könnte«, gab sie zu. »Nach meiner Einschätzung war er ein verängstigter Mensch.«

»Damit lagen Sie sicher richtig. Er war sogar panisch, weil er glaubte, einen Mord begangen zu haben, für den er kurz vor seiner Abreise noch überführt werden würde. Und in großer Angst machen die Leute manchmal verrückte Sachen. Sie werden unberechenbar. Ich bin mir sicher, unter normalen Umständen kann Jonah Hillwood keiner Fliege etwas zuleide tun. Aber als er dachte, der Galgen würde auf ihn warten ...«

»Hat er die Nerven verloren.«

Doktor Pebsworth verknotete seine Naht ein letztes Mal, schnitt den Faden ab und holte das Verbandsmaterial aus seinem Arztkoffer. »Alles was zählt ist, dass wir den Mörder überführt haben.« Er wickelte die Mullbinde mehrfach um Freddie's Oberkörper. Sie hatte Glück gehabt. Hillwoods Messer war zwar zwischen zwei Rippen hindurchgedrungen, aber nicht tief genug, um die Lunge oder ein anderes Organ zu verletzen. In ein paar Tagen würde sie sicherlich wieder auf den Beinen sein.

Nachdem er sein Werk vollendet hatte, räumte der Doktor seine schwarze Ledertasche ein und ließ sie zuschnappen. Er nahm den Kneifer von der Nase, hauchte auf die Gläser und polierte sie mit einem Taschentuch.

»Bitte sehen Sie es Ihrem Onkel nach, dass er etwas aufgebracht ist. Er ärgert sich darüber, nicht schnell genug an Ihrer Seite gewesen zu sein, und der Fehler, den Sie sich vorwerfen, dass Sie die Lage unterschätzt haben, den müssen wir alle uns auf die Fahne schreiben. Hier«, er legte ein paar Medikamente auf das Nachtkästchen. »In diesem Briefchen befindet sich ein Schmerzmittel und im anderen ein Schlafpulver. Und nun erholen Sie sich. Drei Tage Bettruhe, mindestens. Sie und ich wissen, dass Sie zwei daraus machen werden.«

Er drückte kurz Freddie's Hand.

»Vielen Dank, Doktor.«

Als er schon an der Tür war, rief sie ihm nach. »Sobald es mir besser geht, möchte ich Merrit Fraser aufsuchen.«

»Ich weiß, mein Kind.«



## Kapitel 20

### Bloomsbury – Lord Philip

Chief Inspector Woodard, der in aller Eile eingesprungen und dankenswerterweise rechtzeitig zur Stelle gewesen war, hatte einige Fragen an die Ermittler, die ihm Lord Philip gern beantwortete. Gute Beziehungen zu Scotland Yard waren wichtig. Den Tod des Trompeters als Selbstmord abzutun, war ein Fehler, den Woodard vor dem Chief Commissioner rechtfertigen und möglichst relativieren musste. Zumindest handelte es sich beim Mörder um einen Ausländer, der zügig in die Vereinigten Staaten abgeschoben werden konnte, wo ihn ein Prozess erwartete.

Pierluigi Disonno gab zu, einen Auftragsmörder engagiert zu haben, der unter dem Namen Carl Belami eine Überfahrt nach England buchte und Raphael Wilfried beseitigte.

»Keine losen Enden«, gab er als Erklärung an. »Der Dirigent hatte den ersten Mord gestanden, keine Ahnung, warum. Vielleicht wurde er im Gefängnis in Karlsbad ein wenig rabiāt verhört. Sagte aus Angst vor Schmerzen, was sie hören wollten. Er wäre nicht der erste. Praktisch für mich. Aber möglicherweise würde er es sich anders überlegen und sein Geständnis in London widerrufen. Ich musste auf Nummer sicher gehen. Die Ermittlungen sollten abgeschlossen bleiben.« Inspektor Woodard maß dem Umstand, diesen Sach-

verhalt selbst herausbekommen zu haben, viel Gewicht bei. Den Einsatz des Sebastian Clubs hingegen spielte er nach außen so weit als möglich herunter. Lord Philip störte dies nicht. Seine Organisation war nicht auf Werbung aus, so hatte es auch der frühere Vorsitzende bereits gehalten.

Da Freddie auf eine Anzeige gegen Jonah Hillwood verzichtete – trotz Protest von Lord Philip –, war diese Angelegenheit ebenfalls zeitnah erledigt und Scotland Yard wurde seine beiden ausländischen Gefangenen auf einen Schlag los. Die Musiker bestiegen dasselbe Schiff in Southampton und verschwanden aus den Köpfen der Detektive, die sich mit ihrem weiteren Schicksal nicht beschäftigten.

Sie hatten von Professor Brown gelernt, dass ein Fall nach seinem Abschluss wirklich beendet zu sein hatte, dass Anteilnahme zwar menschlich, aber nur bis zu einem gewissen Grad gesund war. Ihre Köpfe mussten frei für neue Aufgaben sein.

Doktor Pebsworth verordnete Freddie nach der Bettrühe zwei Wochen Zwangserholung zu Hause, bevor er ihr gestattete, endlich das zu tun, was ihr auf der Seele brannte. Lord Philip begleitete sie zu Merrit Fraser. Auch der Doktor ließ es sich nicht nehmen mitzukommen, zu besorgt äußerte er sich noch immer über das Wohlergehen seiner Patientin. Sie sah angeschlagen aus, das konnte ihr Onkel nicht bestreiten. Über mehrere Tage hinweg hatte sie ein Fieber entwickelt, gerade als sie der Meinung gewesen waren, dass Freddie auf dem Weg der Besserung sei. Kollege Pebsworth hatte all sein Können anwenden müssen, damit sich die Wunde nicht infizierte. Außer Hühnerbrühe hatte

Freddie nichts zu sich genommen. Aber nun war es überstanden, Farbe kehrte in ihre Wangen zurück und ein spezieller Ausdruck in ihre Augen, den Lord Philip gut kannte. Eifer. Sie würde sich nicht länger damit begnügen, im Salon zu sitzen und zu lesen, sie wollte hinaus in die Welt und Merrit Fraser aufsuchen.

Dafür brauchten sie nicht weit zu reisen. Wie sein Freund Aristotle Brown war auch der Schotte Professor für Anthropologie. Emeritiert zwar, aber noch immer zu Forschungszwecken am University College in London tätig, und das lag in Bloomsbury. Durch die mit Kutschen, Automobilen, Omnibussen und Radfahrern überfüllten Straßen der Innenstadt fuhren sie mit einer Droschke bis vor das respekteinflößende Hauptportal, dessen gigantische Säulen in den hellgrauen Herbsthimmel ragten.

Sicherlich fühlte sich jeder Student wie ein Nichts, wenn er diese ehrwürdigen Hallen betrat, dachte Lord Philip. Und ganz bestimmt hatten die Erbauer einen derartigen Effekt beabsichtigt.

»Er ist drüben bei Petrie«, teilte ihnen ein zahnloser Portier aus seiner Loge neben dem Eingang mit. Anscheinend arbeitete er derart lange hier, dass er es nicht mehr für notwendig hielt, akademische Titel zu verwenden. Oder die Abteilung zu benennen, in der sie Merrit Fraser finden würden. Das musste er in ihrem Fall auch nicht, denn ein begeistertes Lächeln erhellte Doktor Pebsworths Antlitz und er rief: »Wie aufregend! Kommen Sie, ich weiß, wo es lang geht.«

»Ach ja?« Lord Philip und Freddie marschierten schneller, um ihn nicht zu verlieren. Fast eilten sie breite Korridore entlang, ihre Schritte hallten auf dem endlosen Marmor des Bodens wider.

»Dann klären Sie uns auf, bitte schön. Und rennen Sie nicht, mir tut die Seite weh.«

»Verzeihung, Miss Westbrook. Professor Fraser hält sich in der Ägyptischen Sammlung von Professor Petrie auf. Flinders Petrie war vor einigen Jahren der Erste und Einzige, der, ohne ein Studium absolviert zu haben, eine Professur und einen Lehrstuhl am University College erhielt. Für Ägyptologie. Und zwar auf ausdrücklichen Wunsch seiner Gönnerin, der verstorbenen Mrs Amelia Edwards. Eine absolut faszinierende Dame. Sie war Schriftstellerin, bereiste die Welt und sammelte im Laufe ihres Lebens zahlreiche altägyptische Artefakte, die sie ihrem neuen Museum spendete. Als Grundstein, sozusagen. Zusammen mit finanziellen Mitteln.« Er redete weiter, während sie um eine Ecke in einen anderen Gang bogen. »Ich hatte das große Vergnügen, sie bei einem Dinner kennenzulernen. Sie hat den Lehrstuhl für Ägyptologie also kurzerhand im Alleingang durch ihr Vermächtnis ins Leben gerufen. Vermutlich ist Professor Petrie nicht persönlich anwesend, er hält sich zumeist in Ägypten auf. Aber ich wollte schon immer einen Blick in sein Reich werfen.«

Unvermittelt traten sie aus einer Seitentür hinaus ins Freie und der Herbstwind blies ihnen kalt ins Gesicht. Sie überquerten eine schmale Straße und betraten einen anderen zum University College gehörenden Trakt.

Fasziniert, wie sicher der Doktor sie durch die Gebäude navigierte, lief ihm Lord Philip hinterher. Ganz offensichtlich hielt sich der Kollege nicht zum ersten Mal hier auf. Er kannte niemanden, dessen Interessen und Bekanntenkreis derart breit gefächert war. Obwohl Doktor Pebsworth einen Gutteil seiner Zeit im Dienste

des Sebastian Clubs verbrachte, war es für ihn stets unabdingbar, auch seinen anderen Steckenpferden nachzugehen und mit Menschen in regem Austausch zu bleiben. Das bewahre ihn vor geistigem Einrosten, wie er augenzwinkernd behauptete. Er bezeichnete sich selbst als einen wissbegierigen Schnüffler, der ständig gefordert werden wollte, um ausgelastet zu sein. Auch wenn Fremde dies aufgrund seiner Statur und bisweilen behäbigen Art nicht vermuteten. Freddie nannte ihn gern das geheimnisvolle Überraschungspaket der Ermittlerriege und ihr Onkel stimmte dem vollends zu.

Am Eingang zur Ägyptischen Sammlung saß ein weiterer College-Mitarbeiter, jünger als der Portier, aber mit einer von Trockenfältchen durchzogenen Haut, die an ein welkes Blatt erinnerte. Sie stellten sich vor und er wies ihnen den Weg zu Merrit Fraser.

Die Ausstellungsräume mit den Artefakten dienten Lehr- und Forschungszwecken. Gleich im ersten wurden sie begrüßt von einer stummen Armee kleiner Tonfigürchen, manche bunt bemalt, andere schlicht. Dazwischen standen welche aus türkiser Fayence, aus Alabaster und Karneol. Sie waren auf Tischen und in Vitrinen aufgestellt und ein schmaler Gang führte mittig durch sie hindurch. Lord Philip kam sich vor wie ein General, der eine Truppenparade abnimmt, als sie die Reihen abschritten. Durch die hohen Fenster fiel Nachmittagslicht herein.

Freddie schnappte hörbar nach Luft. »Wunderschön«, entfuhr es ihr andächtig. Ihre Stimme hallte durch den menschenleeren Saal.

»Vielen Dank«, ertönte eine Erwiderung von der gegenüberliegenden Seite. Ein Herr fortgeschrittenen Alters trat aus einem Durchgang. »Das sind Uschebti.

Die Ägypter glaubten daran, dass diese Figürchen in der Totenwelt für sie arbeiten würden.«

»Unsterbliche Dienstboten. Wie faszinierend«, flüsterte Freddie.

»Ganz genau.« Er kam auf sie zu und streckte zuerst ihr und dann den anderen die Hand hin. »Ich bin Merrit Fraser. Und muss zugeben, dass ich Sie mit Neugier erwartet habe, seitdem Sie mir Ihr Kommen angekündigt haben.« Sein schottischer Akzent war unverkennbar.

Lord Philip musterte ihn unauffällig. Professor Frasers Gesicht war mit Sommersprossen gesprenkelt und durch das üppig vorhandene weiße Haar zogen sich noch einige rötliche Strähnen.

Er war ein schlanker, großer Mann mit grünen Augen und einem schmalen Kiefer, in dem die Zähne eng verschachtelt standen. Was seiner einnehmenden Ausstrahlung keinen Abbruch tat. Lord Philip erinnerte sich, ihn bei Professor Browns Beisetzung gesehen zu haben. Er hatte sich im Hintergrund gehalten und mit niemandem gesprochen.

»Folgen Sie mir bitte.«

Fraser führte sie durch den Durchgang, aus dem er erschienen war, in einen deutlich kleineren Raum, in dessen Mitte ein langer Tisch stand, auf dem zahlreiche Artefakte lagen.

»Flinders ist unablässig damit beschäftigt, Kostbarkeiten aus dem Wüstensand zu bergen. Die schickt er nach Hause und wir kümmern uns um sie. Unsere Sammlung wächst stetig. Nichts wurde bisher wissenschaftlich katalogisiert, das ist eine Aufgabe, die auf jemanden wartet, der sie mit viel Enthusiasmus angeht. Ich sichte lediglich das Material, sehe nach, ob

aus anthropologischer Sicht etwas darunter ist, das ich analysieren möchte.«

Wie auch seine Kollegen konnte sich Lord Philip kaum vom Anblick der Antiquitäten losreißen. Er sah Papyrusrollen, Skarabäen und Alltagsgegenstände wie Käämme oder Schreibutensilien. Schwer vorstellbar, dass die Menschen, die sie hergestellt und verwendet hatten, seit Jahrtausenden im Nebel der Zeit verschwunden waren. Wie aufregend musste es sein, anhand ihrer Besitztümer etwas über sie herauszufinden.

Merrit Fraser schien seine Gedanken zu lesen. »Ich würde Ihnen gerne erzählen, was diese Schätze uns verraten, aber mir ist klar, dass Sie nicht deswegen gekommen sind. Wir haben einzigartige Zeitzeugnisse hier, die außerordentlich faszinierend sind. Ein Papyrus behandelt zum Beispiel veterinärmedizinische Themen und ein anderer ... äh ... Frauenleiden.« Etwas verlegen sah er zu Freddie, doch die hing derart begeistert an seinen Lippen, dass er flugs weitersprach. »Wenn Sie möchten, können Sie mich gern ein andermal privat aufsuchen, dann zeige ich sie Ihnen.«

»Unbedingt!«, tönte es von Doktor Pebsworth und Freddie unisono und der Vorsitzende des Sebastian Clubs musste schmunzeln.

Sichtlich angetan vom Interesse seiner Gäste führte Merrit Fraser sie bis in seinen privaten Büroraum, in dessen Kamin ein wärmendes Feuer prasselte. Am Fenster stand ein Arbeitsplatz, auf dem sich Papiere zu Türmen stapelten und in der Mitte ein runder Tisch mit einer bestickten Tischdecke, zahlreichen benutzten Teetassen und den Überresten von Fruitcake und Marmelade auf einem Teller. Eilig räumte der Professor das schmutzige Geschirr ab, schob es noch zusätzlich auf

den Schreibtisch, der nun vollkommen überladen war. Einer der Papiertürme schwankte bedenklich.

Nachdem sie Platz genommen hatten, fiel Lord Philip die Chaiselongue auf. Ein Überwurf mit Paisleymuster lag darauf, ebenso wie Kissen und eine Strickjacke. Sicherlich war dies Professor Frasers bevorzugter Aufenthaltsort. Hier konnte er lesen, schreiben, und das bequemer als an seinem unordentlichen Schreibtisch. Auf einem Hocker neben dem Sofa befanden sich ein Buch und eine Lesebrille und an der Wand darüber hingen zwei kolorierte Stiche. Einer zeigte einen Marktplatz in Indien samt Gemüse- und Gewürzständen, Verkäufern und zahlreichen Menschen in exotischen Gewändern. Der zweite wirkte im Vergleich dazu menschenleer und statisch und stellte ein englisches Landhaus dar. Eines, das Lord Philip aus der Fallakte von Professor Brown kannte.

Offenbar hatte ihr Gastgeber den Rundumblick bemerkt, denn er beeilte sich zu erklären, dass er sich in seinem Büro deswegen häuslich eingerichtet hätte, weil er die meiste Zeit im College verbrachte.

»Meine Gattin ist es nicht gewohnt, dass ich daheim anwesend bin, so haben wir es stets gehandhabt. Das würde sie nur in ihrem Tagesablauf stören. Mein Herz gehört der Vergangenheit und die finde ich hier. Selbst wenn ich nicht mehr im Dienst bin und nur noch zu meiner eigenen Freude in die Geschichte eintauche, habe ich meinen Arbeitsrhythmus beibehalten. Müßig-gang liegt mir nicht. Und Flinders hat nichts dagegen, dass ich in seiner Abteilung mitwerkle.«

Was wollte er damit sagen? Dass Mrs Fraser mit der eigentlichen Liebe ihres Mannes nicht konkurrieren konnte und den Kampf vor langer Zeit aufgegeben

hatte? Dass der Professor Staub und Steine menschlichen Kontakten vorzog?

»Das ist Ridgeway House«, bemerkte Freddie unvermittelt und wies auf das Bild des Landhauses. »Und das daneben? Merath?«

Der alte Herr warf ihr einen Blick zu, in dem plötzlich Wehmut lag. »Exakt. Zwei Welten, die unterschiedlicher nicht sein könnten, hängen hier Seite an Seite. Als Mahnmal. Tee?«

Die Ermittler verneinten dankend.

»Deswegen sind Sie doch hier, nicht wahr? Weil Sie aus den Tiefen meiner Erinnerung die Scherben der Vergangenheit ans Tageslicht befördern wollen, wie Flinders Petrie Artefakte aus dem Sand schaufelt. Ich werde Ihrem Wunsch entsprechen. Aber seien Sie gewarnt, man kann sich nie aussuchen, was man findet.«

Merrit Fraser war ein seltsamer Mann, beschloss Lord Philip. Und mit Vorsicht zu genießen. Doch er würde sich auf ihn einlassen. Für Professor Brown.

»Erzählen Sie uns von Ihrem Studienaufenthalt in Indien«, bat er. »Von Aristotle Brown, Alfred Ellingford und einem Mädchen namens Nora.«

Ein gequältes Lächeln trat in Merrit Frasers Augen, es erreichte seine Lippen und verflog schnell wieder. Seufzend ließ er sich auf der Chaiselongue nieder. »Sie gestatten? Ich muss die Beine hochlegen. Das Alter ...«

Er lehnte sich in die Kissen, schloss kurz die Augen, öffnete sie wieder und begann.

»Aristotle und ich waren Studienkollegen und eng befreundet. Ein Schotte und ein Engländer mit dubioser Herkunft. Nicht gerade die Sorte Mensch, die es an einer Eliteuniversität wie Oxford leicht hat. Aber zusammen haben wir alle Hürden genommen. Wir bewarben

uns um die Teilnahme an einem Auslandssemester in Indien und waren hocheifrig, als wir angenommen wurden. Wir waren vierundzwanzig Jahre alt, als wir in dieses andersartige Land reisten, das uns für immer verändern würde. Von uns beiden war Aristotle stets der Leidenschaftlichere, Lebensfrohere. Seine Begeisterung für das Abenteuer in der fremden Welt steckte mich an. Er fand alles faszinierend. Unsere Arbeit, die Inder, ihre Sitten und Gebräuche, die tausend Gewürze und Düfte.« Er schnupperte, als könne er das exotische Aroma noch immer riechen.

»In Merath, wo wir untergebracht waren, befand sich auch eine britische Garnison. Ihr Vorstand lud uns eines Abends zu einem Essen, bei dem seine Tochter Leonora, genannt Nora, anwesend war. Ebenso wie ein junger Soldat namens Ellingford aus guter englischer Familie. Es war mehr als offensichtlich, dass Ellingford sich um Nora bemühte und der Major-General dies unterstützte. Aber sobald Aristotle erschien, hatte er verloren. Im Nachhinein muss ich sagen, nie wieder eine derartige zwischenmenschliche Faszination miterlebt zu haben wie zwischen Aristotle und Nora. Die Anziehungskraft zwischen den beiden war fühlbar, es war geradezu magisch. Sie sahen einander an und ...«, er überlegte kurz, »der Rest ist Geschichte, wie man so schön sagt.«

Freddie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. »Die kein gutes Ende nahm, vermute ich. Der Professor blieb zeitlebens Junggeselle und von seiner großen Liebe haben wir erst posthum durch ihn erfahren. Was ist geschehen?«

»Es ließ sich alles so gut an. Zu gut. Im Nachhinein weiß ich, dass Ellingford Aristotle von der ersten Sekunde an hasste, doch damals gab er sich liebens-

würdig. Wir wurden Freunde. Wann immer wir einen freien Abend hatten, wollte Ellingford ihn mit uns verbringen. Wahrscheinlich, um Aristotle von Nora fernzuhalten. Ich bin mir sicher, unser Freund durchschaute das nicht. Er fühlte sich durch Ellingfords Interesse geschmeichelt. Und traf sich zu geheimen Stelldicheins mit Nora, deren Vater von der Liebschaft der beiden nichts erfahren durfte. Nach nicht einmal drei Monaten verlobten sie sich heimlich, lediglich Ellingford und ich wussten davon. Ich erinnere mich gut daran, wie seine Gesichtszüge entglitten sind, als Aristotle ihm davon erzählte. Ellingford stürzte sich voller Wut auf ihn und in diesem Augenblick verstand unser gemeinsamer Freund. Dass Ellingford keineswegs der sportliche Verlierer war, dem nicht viel an Nora lag und der sich, ganz Gentleman, zurückgezogen hatte. Sondern dass er vor Eifersucht brannte und seinen Hass lediglich überspielt hatte. Vermutlich hätte er Aristotle bei Noras Vater angeschwärzt, doch dazu kam es nicht mehr, denn die Ereignisse überschlugen sich und die Hölle brach los.«

»Der Sepoy-Aufstand«, raunte Doktor Pebsworth.  
»Ich erinnere mich an die Zeitungsberichte von damals.«

»Die nicht im Mindesten wiedergaben, wie grausam und chaotisch es tatsächlich zuging. Es war ein Albtraum aus Blut, Pulvergestank, Gebrüll und Gemetzel. Bei dem Aristotle schwer verletzt wurde.«

»Er klagte öfter über Rückenschmerzen, die er einer alten Kriegsverletzung, wie er es nannte, zuschrieb.«

Merrit Fraser lächelte freudlos. »Ja, er befand sich in der Tat im Krieg, allerdings in seinem ganz persönlichen, um die Liebe seines Lebens.« Gedankenverloren zog er sein Zigarettenetui aus der Tasche und bot ihnen zuerst an. »Ägyptischer Tabak. Natürlich«, sagte

er. Der Doktor griff zu, Lord Philip lehnte ab, Freddie ebenso. Nachdem er seinem Gast und sich selbst Feuer gegeben hatte, nahm er ein paar tiefe Züge von der Zigarette, dann sprach er weiter.

»Ich persönlich hatte mich zu der Zeit mit Nervenfieber angesteckt, daher war ich kein Augenzeuge der Ereignisse. In meiner Erinnerung fehlen einige Tage gänzlich. Aber ich weiß so genau, als wäre es gestern gewesen, dass Aristotle und ich in benachbarten Betten im Militärlazarett lagen, weil sich die Armee um sämtliche verwundeten und kranken Briten kümmerte. Im zivilen Hospital wäre es zu gefährlich gewesen, solange der Aufstand nicht unter Kontrolle war. Jedenfalls hatte ich das Schlimmste bereits hinter mir, als Aristotle eingeliefert wurde. Sie operierten ihn, sein Leben stand tagelang auf der Kippe und er war lange Zeit bewusstlos. Dann wurde er plötzlich verlegt, in ein anderes Krankenhaus in einer anderen Stadt. Der Major-General hatte dies auf Ellingfords Drängen hin veranlasst, wie ich später erfahren habe. Aristotle hätte während des Transports sterben können, er war noch schwach. Aber das wurde billigend in Kauf genommen.«

»Weshalb?«, rief Freddie aufgeregt. Lord Philip merkte ihr an, wie sehr diese Geschichte sie mitnahm.

»Um zu verhindern, dass er mit mir sprach. Oder sonst jemandem. Und damit Nora ihn nicht sehen konnte. Allerdings hatten wir einmal kurz die Gelegenheit, ein paar Worte zu wechseln, bevor sie ihn geholt haben.« Mit einem Mal wirkte Merrit Fraser um Jahre gealtert. Die Erinnerung schien ihm jegliche Energie zu rauben. Sein Blick wanderte im Raum umher, als suche er etwas, um sich daran festzuhalten. Die Ermittler drängten ihn nicht, sie gaben ihm Zeit, sich zu sam-

meln. Endlich fuhr er fort. Die Worte kamen stockend aus seinem Mund.

»Aristotle erzählte mir, dass er in den Wirren der Kämpfe aus unserer Unterkunft fliehen und sich in Sicherheit bringen wollte. Dabei ist ihm Alfred Ellingford begegnet. Erneut gab es Streit und Ellingford drängte ihn in eine schmale Gasse, obwohl er eigentlich die Zivilisten schützen sollte. Er zielte mit seiner Waffe auf Aristotle und drohte, ihn zu erschießen. Dann befahl er ihm, sich umzudrehen. Er rammte ihm ein Messer in den Rücken. Einen indischen Katar, das ist ein Faustdolch mit einer breiten Klinge, der schlimme Verletzungen setzt.«

Freddie stand auf, ging zum Fenster und sah hinaus. »Damit es den Anschein erweckte, ein indischer Aufständischer hätte ihn getötet.« Ihre Schultern hoben und senkten sich in rascher Abfolge. Das Ganze wühlte sie auf.

»Richtig«, pflichtete Merrit Fraser bei. »Ellingford ließ Aristotle zum Sterben liegen und begab sich zurück zu seiner Einheit. Aber da unser gemeinsamer Freund schon immer einen starken Überlebenswillen hatte und äußerst zäh war, schleppte er sich zurück ins Getümmel, wo er schließlich zusammenbrach. Offenbar wurde er aufgefunden und ins Krankenhaus verbracht. Ein Problem für Ellingford.« Auch der ältere Herr erhob sich und trat zu Freddie. Sie standen nebeneinander und schwiegen.

Dann drehte sich Merrit Fraser zu den Gentlemen um und fuhr mit festerer Stimme fort.

»Später wurde uns mitgeteilt, dass Aristotle im zweiten Krankenhaus seiner Verletzung erlegen wäre. Nora erlitt einen Nervenzusammenbruch. Sie konnte sich

nicht damit abfinden, ihn verloren zu haben. Da schlug Ellingfords große Stunde. Er kümmerte sich aufopfernd um sie, brachte sie auf Wunsch ihres Vaters zurück nach England – als seine Frau. Sie hatte jeglichen Lebensmut verloren und ließ alles unbeteiligt über sich ergehen. Unsere Wege trennten sich. Ich musste in Indien bleiben, bis ich reisefähig war. Später erfuhr ich, dass sie acht Monate nach ihrer Rückkehr in die Heimat ein Kind entbunden hatte.«

»Was?« Lord Philip glaubte, nicht richtig zu hören.

»War es von Aristotle?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe weder Ellingford noch Nora jemals wiedergesehen.«

»Aber was passierte, als Professor Brown schließlich wieder auftauchte?«, rief Freddie. »Das muss doch für alle ein Schock gewesen sein? Warum versuchte er nicht, Nora zurückzugewinnen?«

Traurig schüttelte Merrit Fraser den Kopf. »Ich weiß es nicht. Zu meiner großen Schande muss ich gestehen, dass meine Freundschaft mit Aristotle zu Ende war. Nach seiner Rückkehr begegnete er mir feindselig. Er konnte mir nicht verzeihen, dass ich mich leichtfertig mit der Lüge über seinen Tod abgefunden hatte. Dass ich nicht versucht hatte, ihn zu finden oder die Heirat zu verhindern. Er war ein loyaler Mensch, hatte aber große Ansprüche an seine Freunde. Einmal enttäuscht, gab es keine Vergebung. Schon gar nicht in diesem Fall, der ihn sein Lebensglück gekostet hatte. Ich weiß nicht, ob ich mehr hätte tun können. Ob ich mich richtig oder falsch verhalten habe. Aber unsere Wege trennten sich für immer.«

Er richtete sich mühsam auf, weil sich auch seine Gäste erhoben hatten.

»Es liegt nicht am Alter, dass Sie sich oft ausruhen müssen, nicht wahr?«, meinte Doktor Pebsworth. »Sondern am Nervenfieber. Sie leiden noch immer gelegentlich unter seinen Nachwirkungen.«

»Wie ich vorhin sagte, Indien hat uns für immer verändert. Nicht nur Aristotle, mich ebenso.«



## Kapitel 21

### Mayfair – Doktor Pebsworth

Aufgewühlt von der tragischen Geschichte verließen die Ermittler Merrit Fraser und kehrten zurück in den Sebastian Club.

Doktor Pebsworth fand Crispin Fox in der Bibliothek über ein Buch gebeugt. Dabei handelte es sich um einen Anatomieatlas.

»Ziehen Sie eine zweite Karriere in der Medizin in Erwägung?«

»Eigentlich nicht. Aber ich muss zugeben, dass ich es faszinierend finde, Ihnen über die Schulter zu schauen. Daher möchte ich mich gern ein wenig weiterbilden, anatomisches Grundverständnis erlangen, verstehen Sie? Damit ich bei künftigen Fällen nicht mehr als unwissender Anfänger dastehe.«

Der Doktor legte ihm eine Hand auf den Arm. Ein Gefühl von väterlicher Zuneigung durchströmte ihn. »Ich versichere Ihnen, dass ich Sie weder für unwissend noch für einen Anfänger halte«, flüsterte er ihm zu, um die anderen Lesenden nicht zu stören. »Sondern ich weiß Ihr Engagement durchaus zu schätzen. Wie auch unser Vorsitzender.« Es war ihm ein Bedürfnis, seinem Kollegen etwas Nettes zu sagen. Doktor Pebsworths Meinung nach zeigte sich Lord Philip trotz seiner jungen Jahre zu oft als mürrischer Onkel. Es war nichts Verwerfliches dabei, dass Crispin Fox Miss Westbrook liebte, im Gegenteil. Nach dem, was sie

heute erfahren hatten, wäre es wahrscheinlich besser, jeden gemeinsamen Moment wertzuschätzen, den das Schicksal zwei Verliebten schenkte. Als Außenstehendem fiel es ihm bisweilen leichter, die Gefühlszustände seiner Mitstreiter einzuschätzen. Er dachte an Mrs Arnholtz. Seit Karlsbad sprach Lord Philip kaum mehr von ihr. Dass er es zutiefst bereute, sie mitgenommen zu haben, hatte er mehrfach betont. Doch anscheinend waren seine Gefühle dabei, sich zu verändern. Wie genau, konnte Doktor Pebsworth noch nicht benennen, aber er befürchtete, dass sie sich womöglich abkühlten. Er würde den Clubvorsitzenden weiter beobachten. Dezent, selbstverständlich.

»Kommen Sie, Mister Fox, man wartet im Besprechungsraum auf uns. Wir haben Ihnen Einiges zu berichten.«

Nachdem seine Kollegen später nach Hause gegangen waren, gönnte sich der Doktor eine kleine Auszeit im clubeigenen Dampfbad.

Die heißen Schwaden entspannten ihn, klärten Körper und Geist und schenkten ihm jedes Mal ein Gefühl des Wohlbefindens. Im Anschluss daran nahm er ein leichtes Abendessen zu sich, dann bestieg er sein vor dem Club geparktes Automobil. Anstatt nach Hause, an den Chesham Place Nummer 27 in Belgravia zu fahren, schlug er jedoch noch einmal den Weg zum University College ein.

Es war ein ungeschriebenes Gesetz der Detektive, niemals alleine, sondern stets mindestens zu zweit zu ermitteln, das er hiermit ignorierte. Getrieben von einer inneren Unruhe hastete er die breiten Stufen zum Haupteingang empor, erfreut, dass noch immer dersel-

be alte Portier in der Loge saß. Gerade war er dabei, seine Sachen zusammenzuräumen.

»Guten Abend. Ich war heute schon einmal mit meinen Kollegen hier. Bei Professor Fraser in der Ägyptologie. Leider habe ich dort meine Hausschlüssel liegen lassen. Dürfte ich sie rasch holen? Sicher ist der Professor noch im Haus?«

Der Alte musterte ihn mit wässrigen Augen. »Der ist immer hier. Ich wollte allerdings jetzt gehen.«

»Lassen Sie sich nicht aufhalten, mein Guter. Ich kenne den Weg und Professor Fraser kann mir später eine Seitentür öffnen, sollten die Eingänge geschlossen sein.«

»Na schön. Gehen Sie rüber. Ich gebe ihm Bescheid.«

Doktor Pebsworth bedankte sich und sah im Weggehen, wie der Portier die Hörmuschel eines Telefonapparats an der Wand abnahm und sein Kommen ankündigte. Ein überraschendes Auftauchen hätte er für wirkungsvoller erachtet, aber da war nichts zu machen.

Draußen war es mittlerweile stockduster und in den breiten Gängen des Hauptgebäudes brannte elektrisches Licht. Auf seinem Weg hinüber in den Seitentrakt begegnete der Doktor einer einsamen Reinigungskraft, die den Boden fegte, ansonsten war das College menschenleer und beinahe gespenstisch still. Der Eingang zur ägyptischen Sammlung lag im Dunkel und Doktor Pebsworth fand keinen Lichtschalter. Daher schritt er langsamer vorwärts. Glücklicherweise fiel durch die großen Fenster Laternenlicht von der Straße in den Ausstellungsraum. Die Uschebti warfen tausende von Schatten, ihre Anzahl schien magisch vervielfacht. Auch hier war es totenstill. Vorsichtig, um nirgendwo anzustoßen, durchquerte er den Saal. Der lange Ar-

beitstisch nebenan war leergeräumt. All seine Schätze verschwunden und zweifelsohne sicher weggesperrt. Ein trockener Geruch lag in der Luft, den Doktor Pebsworth nur aus Museen und Bibliotheken kannte. Der Duft der Zeit. Endlich erreichte er Merrit Frasers Büro. Unter der geschlossenen Tür drang ein warmer Lichtschein hervor und der Doktor ertappte sich dabei, wie er erleichtert aufatmete. Er klopfte an und trat ein.

Professor Fraser saß hinter seinem mittlerweile leidlich aufgeräumten Schreibtisch, in der Hand einen Füllfederhalter, den er zuschraubte und weglegte, bevor er seinen Gast begrüßte.

»Ich vermute, Sie kommen nicht wegen der Kunstschätze zurück?«

»Das ist richtig.«

»Was kann ich dann für Sie tun, Doktor Pebsworth?«

»Sie haben uns heute nicht die volle Wahrheit erzählt.«

Merrit Fraser wollte protestieren, doch der Ermittler sprach schnell weiter. »Ich verurteile Ihre Beweggründe dafür nicht, weil ich weiß, dass Sie ein rechtschaffener Mann sind. Der von Bedauern und Wehmut gequält wird. Aber falsche Scham ist in einer Situation wie dieser nicht angebracht. Meine Kollegen und ich erfüllen den letzten Willen eines lieben Freundes. Eines gemeinsamen Freundes. Wenn Ihnen nach all den Jahren noch etwas an Aristotle Brown liegt, bitte ich Sie von Herzen, mir alles zu sagen, was Sie wissen.«

Merrit Fraser presste die Lippen aufeinander. Seine Kiefer mahlen, während er in seinem Inneren ganz offensichtlich eine Entscheidung traf. Doktor Pebsworth hoffte inständig, es möge die richtige sein.

»Warum kommen Sie alleine und zu später Stunde?«

»Um es Ihnen einfacher zu machen.«

Professor Fraser seufzte. »Über vierzig Jahre lang habe ich mit niemandem darüber gesprochen. Seitdem Sie mich heute aufgesucht haben, kann ich an nichts anderes mehr denken.« Er erhob sich. »Setzen wir uns lieber hinüber ans Feuer. Die alten Knochen brauchen Wärme. Von außen und innen.«

Er goss zwei Gläser Portwein ein, den er in einem Fach des Schreibtischs aufbewahrte, und reichte seinem Gast eines davon. Dabei fielen Doktor Pebsworth seine außergewöhnlich langen Finger auf, die leicht zitterten. Dann schien Merrit Fraser geistig in die Vergangenheit abzutauchen, ein Vorgang, der ihm wohl wenig Freude bereitere, so gequält blickte er drein.

Doktor Pebsworth wartete, nippte an seinem Portwein.

»Es stimmt nicht, dass ich Nora und Ellingford nie wiedergesehen habe. Ein einziges Mal bin ich nach Ridgeway House gefahren. Zusammen mit Aristotle.«

»Sonst hätten Sie kaum dieses Bild als Mahnmal an der Wand, wenn Sie es nicht persönlich kennen würden.«

Merrit Fraser lächelte ertappt. »Touché.« Auch er trank vom Port. »Es dauerte ein ganzes Jahr, bis Aristotle nach London zurückkehrte. Er war nicht mehr derselbe. Die Lebensfreude, die mich an ihm begeistert hatte, war vollkommen erloschen. Etwas Dunkles war an ihre Stelle getreten, nicht weniger faszinierend als sein vorheriger Esprit. Eine Wut, die er kaum kontrollieren konnte. Nicht nur dass er aussah, wie jemand, der dem Tod nur knapp von der Schippe gesprungen war, er war auch charakterlich vollkommen verändert. Als wäre ein Fremder zurückgekommen. Er machte mir schwere Vorwürfe, dass ich ihm nicht geholfen

hätte. Aber ich war selbst krank gewesen und hätte niemals verhindern können, dass sie ihn wegbrachten. Ich hatte mit eigenen Augen gesehen, wie schwer verletzt er war, daher zweifelte ich die Nachricht von seinem Tod nicht an. Glauben Sie mir, Doktor Pebsworth, ich habe um meinen Freund getrauert und für mich ist er an jenem Tag in Merath gestorben. Als er urplötzlich vor mir stand, war ich schockiert.«

Der Detektiv in Doktor Pebsworth hätte sein Gegenüber am liebsten dazu gedrängt, endlich zur Sache zu kommen, anstatt eine Rechtfertigung nach der anderen aufzutischen. Der Mediziner in ihm wusste, er musste dem älteren Herrn gestatten, alles, was Jahrzehnte begraben war, in seinem Tempo wiederauferstehen zu lassen. Daher übte er sich in Geduld.

Erneut seufzte Merrit Fraser tief. »Ich habe Aristotle von Noras Hochzeit mit Ellingford erzählt. Und auch davon, dass sie ein Kind bekommen hatte. Weil ich der Meinung war, er musste es wissen und hätte es auch ohne mich herausgefunden. Er war absolut außer sich. Wie ein Rachegott tauchte er in Ridgeway House auf. Ich habe ihn begleitet, um ihn von Dummheiten abzuhalten. Sie können sich nicht vorstellen, wie Nora reagierte, als sie ihn sah. Es war eine herzerreißende Szene voller Tränen und Vorwürfen, wie aus einer griechischen Tragödie, die damit endete, dass Ellingford uns hinauswarf.«

»Und Aristotle hat das einfach akzeptiert?« Erstaunt hob Doktor Pebsworth die Augenbrauen.

»Wo denken Sie hin? Auf der Vorfahrt vor Ridgeway House versetzte er dem Colonel einen Faustschlag, der diesen einen Zahn kostete. Er spuckte Aristotle Blut vor die Füße und fing an zu lachen, wie ein Irrer. Ich

musste unseren Freund festhalten, sonst hätte er sich auf ihn gestürzt und ihn umgebracht.«

Doktor Pebsworths Puls beschleunigte sich. Er konnte die Wut seines Freundes förmlich in sich spüren.

Später auf der Heimfahrt musste er kurz am Straßenrand halten, um über Merrit Frasers Worte nachzudenken. Ellingford war am längeren Hebel gesessen und hatte Aristotle Brown kaltgestellt. Er hatte geschworen, Nora zu töten, sollte sein Rivale versuchen, erneut Kontakt zu ihr aufzunehmen. Und ihn zu erschießen wie einen rüdigen Hund, falls er noch einmal einen Fuß auf seinen Besitz setzte. Er sperrte seine Gattin mehr oder weniger auf dem Grundstück ein, ließ sie Tag und Nacht von Angestellten bewachen. Und er nahm ihr das Kind weg, gab es in die Obhut einer Nanny. Seinen drastischen Drohungen musste der Colonel keine Taten folgen lassen. Nora starb tragischerweise wenig später nach einem Sturz vom Pferd. Es wurde gemunkelt, dass sie von Ridgeway House flüchten wollte und über eine breite Hecke setzte, die das Grundstück begrenzte.

»Und was geschah mit dem Kind?« Doktor Pebsworth hatte es kaum zu fragen gewagt.

Merrit Fraser hatte ihm die Antwort darauf auf einem Zettel notiert und dem Doktor das zusammengefaltete Stück Papier zugesteckt. Nun, als er allein im Wagen war, zog er es aus der Tasche und las im Schein einer Straßenlaterne, was darauf stand. Sein Atem kondensierte in der Abendluft zu Wölkchen und er merkte, wie Kälte in ihn drang und jede Faser seines Körpers erfüllte.



## Kapitel 22

### Romford – Freddie

Alle vier Detektive machten sich geschlossen auf den Weg nach Romford, einer Stadt in Kent, nordöstlich von London. Keiner von ihnen wollte zu Hause bleiben, nachdem der Doktor von seinem erneuten Gespräch mit Professor Fraser berichtet hatte und die Notiz vorlegte, die sicherlich Licht ins Dunkel einer tragischen Geschichte bringen würde.

Die Strecke betrug etwa achtzehn Meilen und da sie nicht gemeinsam in eines von Doktor Pebsworths Automobilen passten, reisten sie in einer Kutsche. Und zwar in einer geschlossenen vierspännigen, die sie gegen Wind und Wetter schützte und die sowohl auf den Stadtstraßen als auch über Land zügig vorwärtskam. Dennoch war die Fahrt lang, dauerte gute drei Stunden, in denen viel diskutiert wurde. Hauptsächlich darüber, was sie am Ende erwarten würde. Doktor Pebsworth mokierte sich mehrfach über die langsame Reisegeschwindigkeit und dass es besser gewesen wäre, zwei seiner Fahrzeuge zu nehmen. Woraufhin Lord Philip zu bedenken gab, dass sie wahrscheinlich erfrieren würden, wenn sie die gesamten achtzehn Meilen im Automobil dahinbrausen würden. Freddie blieb relativ schweigsam, war in Gedanken versunken. Ihr letzter Fall, die Reise nach Karlsbad und die Geschehnisse dort hatten etwas in ihr verändert, ein Umdenken in

Bewegung gesetzt. Und die tragische Liebe von Professor Brown berührte sie mehr, als sie sich eingestehen wollte.

Endlich tauchten die ersten Häuser von Romford auf. Doktor Pebsworth hatte im Vorfeld gemeint, die Stadt sei eigentlich nur bekannt für ihr Bier, ansonsten könne er nicht viel darüber sagen. Die Star Brewery lag praktischerweise direkt an der Hauptstraße nach London, neben dem Inn, als dessen Ergänzung sie vor beinahe zweihundert Jahren gegründet worden war. Vor etwa sechzig Jahren war die Eisenbahn in die Stadt gekommen und die unmittelbare Nähe zur Romford Railway Station hatte der Brauerei weiteren Aufwind beschert. Mittlerweile war sie der größte Arbeitgeber in der Gegend und das Bier über die Grenzen Romfords hinaus bekannt. Indirekt war dies auch der Grund, weshalb die Detektive vom Sebastian Club sich hierher begaben.

Die große Zahl an Arbeitern hatte natürlich Familien mit zahlreichen Kindern. Speziell für sie war auf einem ausgelagerten Teil des Firmengeländes eine Schule gegründet worden.

Die Kutsche bog hinter der Brauerei in eine Straße ein, die immer schmaler wurde und in einer Sackgasse endete. Die Speichereinheiten zu beiden Seiten beherbergten Bierfässer und Feuerholz. Lastkarren parkten vor den Ausgabotoren und wurden beladen. An ihrem Ende verbreiterte sich die Gasse wieder, dort stand das kompakte zweistöckige Schulgebäude mit seinem Hof davor. In der Luft lag der süßlich würzige Geruch nach Biermalz, intensiv und durchaus nicht unangenehm.

Ein Arbeiter hievte ein leeres Holzfass auf seinen Leiterwagen. Er zog grüßend die Mütze, als die Gentlemen und Freddie ausstiegen.

»Guten Tag«, sagte Lord Philip. »Wir sind auf der Suche nach Headmaster Ellingford. Können Sie uns freundlicherweise sagen, wo wir ihn finden?«

»Der ist im Schulhaus. Gehen Sie ruhig rein, es gibt nur einen Klassenraum. Können Sie nicht verfehlen.« Er lächelte, zeigte dabei eine Reihe stark abgenutzter Zähne, zwischen denen der braune Saft von Kautabak stand.

Das Gebäude, obwohl umgeben von höheren Häusern, machte einen hellen, freundlichen Eindruck. Ein weiß gekalkter Flur führte vom Eingang direkt hindurch bis zur Hintertür. Diese war in einem kräftigen Hellblau gestrichen. Durch das eingesetzte Fenster in der oberen Hälfte erblickte Freddie einen Garten. Auf dem Boden lagen blankgeputzte Kacheln.

Auch die Tür des Klassenzimmers leuchtete in hellem Blau. Dahinter hörten sie Stimmen, anscheinend wurde gerade gerechnet. Crispin klopfte an. Ein kleiner Junge öffnete ihnen und sah neugierig aus kecken Augen zu den Besuchern hoch.

»Drei Gentlemen und 'ne Lady, Mister Ellingford«, rief er laut.

Freddie reckte den Hals, um ins Innere des Klassenzimmers zu spähen. Ein Bolleröfchen stand in einer Ecke und es roch nach Kreide. Hier bestand der Boden aus Holz. Zahlreiche Schüler saßen Reihe um Reihe, der Raum war gut gefüllt.

»Danke, Stuart. Du kannst dich wieder setzen.«

Der Junge wischte sich mit dem Handrücken über die Nase und trollte sich und die Tür wurde von einem Herrn mit flachsblondem Haar und kurz getrimmten Vollbart weiter geöffnet. Er war groß und um die vierzig Jahre alt, wie die Ermittler wussten.

»Ja bitte?«, fragte er höflich.

Alle vier starrten ihn unverhohlen an, bis sein Lächeln einen amüsierten Ausdruck in seine braunen Augen zauberte. Lord Philip fing sich als erster wieder. Er räusperte und brach den Bann. »Guten Tag. Wir sind auf der Suche nach Mister Ellingford, Mister Nic Ellingford.«

»Sie haben ihn gefunden. Womit kann ich dienen?«

»Mein Name ist Lord Philip Dabinott vom Sebastian Club und das sind meine Kollegen Miss Westbrook, Doktor Pebsworth und Mister Fox. Wir sind gekommen, weil wir im Auftrag unseres verstorbenen Vorsitzenden ermitteln. Es wäre sehr freundlich, wenn Sie uns ein paar Minuten Ihrer Zeit schenken könnten. Es ist wahrscheinlich gerade ungünstig?«

Er deutete auf den Klassenraum, in dem die Schüler mittlerweile angefangen hatten zu schwatzen.

»Nein, gar nicht. Wir waren fast fertig.« Er drehte sich um und klatschte in die Hände. »Ruhe! Was sollen unsere Gäste denken?« Sofort wurde es still und sämtliche Schüler, Jungen und Mädchen unterschiedlicher Altersstufen, saßen kerzengerade an ihren Pulten.

»Sehr gut«, lobte der Lehrer. »Wir machen heute ein wenig früher Schluss. Ihr dürft zusammenräumen. Leise. Wir sehen uns dann morgen wieder.«

Er blieb an der Tür stehen, die Detektive traten zur Seite, und einer nach dem anderen verließen die Kinder in einer ordentlichen Reihe das Schulhaus. Ihre Disziplin endete an der Haustür. Sobald sie den Hof betraten, rannten sie los, lachten, riefen und tobten.

Freddie merkte, wie sie ihnen hinterher lächelte.

»Mögen Sie Kinder?«, fragte der Schulmeister.

Darüber hatte sie noch nie nachgedacht. »Ich denke schon. Ja, ich mag sie gerne.«

»Schön. Das ist keine Selbstverständlichkeit, wissen Sie. Viele Jungen und Mädchen werden von unserer Gesellschaft behandelt wie Arbeitsgeräte. Sie schuften schwer in Fabriken, lernen weder lesen noch schreiben und haben somit nicht die Möglichkeit, später einmal besser bezahlte Berufe zu ergreifen. Aber ich will nicht predigen. Sie sind sicher nicht gekommen, weil Sie mit mir über Kinderarbeit und Bildung sprechen wollen.« Seine Stimme klang weich und tief, Freddie hätte ihm ewig zuhören mögen.

Er machte eine Handbewegung, die alle mit einschloss. »Kommen Sie, setzen wir uns hinaus in den Garten.« Er ging voran zur Hintertür hinaus, in ein gepflegtes, von einer hohen Steinmauer umgebenes Gärtchen. Ein Apfelbaum wuchs dort, der gerade dabei war, seine Blätter abzuwerfen. In seiner Krone hingen noch ein paar dunkelrote Äpfel, die den Vögeln als Futter dienten.

Es gab zwei abgeerntete Gemüsebeete, schon für den Winter vorbereitet. Und ganz hinten an der Mauer stand ein Bienenstock.

Sie setzten sich auf eine hölzerne Bank am Haus, wo die Sonne hin schien und es sich auch an frischen Tagen wie heute angenehm aushalten ließ.

Mister Ellingford schob einen wackeligen Klappstuhl heran, auf dem er sich niederließ.

»Ich wohne im ersten Stock, über dem Klassenraum, und darf den Garten hier nutzen«, erklärte er. »Also, worum handelt es sich? Warum fahren Sie den weiten Weg aus der Stadt heraus, um mich zu besuchen?«

»Sind Sie der Sohn von Colonel Alfred Ellingford?«

Bei diesem Namen verfinsterte sich das eben noch heitere Gesicht. »Ist er gestorben?«

»Nein«, sagte Lord Philip.

»Wenn es darum geht, dass er mich zu sehen wünscht, dafür ist es zu spät. Ich stehe nicht zur Verfügung.«

»Wir sind nicht in seinem Auftrag hier.« Freddie sah ihn eindringlich an. »Ich habe den Colonel kennengelernt, er ist ein kaltherziger Mann. Aber wir müssen Sie nach Ihrer Familie fragen. War der Name ihrer Mutter Leonora?«

»Ja. Leider kann ich mich nicht an sie erinnern. Sie starb, als ich noch sehr jung war.«

»Würden Sie uns bitte erzählen, wer Sie aufgezogen hat?«

Mister Ellingford stützte sich mit den Ellenbogen auf seine Oberschenkel. »Warum? Sollten Sie sich nicht eher erklären?«

Was könnten sie ihm sagen? Dass Ellingford vielleicht nicht sein Vater war? Dass er das uneheliche Kind einer Liebschaft seiner Mutter war? Dass sein Leben hätte ganz anders verlaufen können, wenn Colonel Ellingford nicht versucht hätte, Professor Brown zu ermorden? Mit einem Mal zweifelte Freddie am Sinn ihrer Mission. War es richtig, das Leben dieses Mannes von Grund auf zu erschüttern? Er machte einen zufriedenen Eindruck. Was immer in seiner Kindheit geschehen war, er schien es überwunden zu haben.

»Sagt Ihnen der Name Professor Aristotle Brown etwas?«, fragte Doktor Pebsworth unvermittelt.

Mister Ellingford runzelte die Stirn. »Nein. Ein außergewöhnlicher Vorname. Browns gibt es allerdings viele. Zum Beispiel jenen Mister Brown, dessen Stiftung die Einrichtung dieser Schule erst möglich gemacht hat.

Ich kenne ihn nicht persönlich, aber er hat dafür gesorgt, dass die Kinder der Arbeiter in Romford Bildung statt Schwielen an den Händen bekommen. Jungen wie Mädchen.«

Freddie öffnete ihre Handtasche und entnahm ihr die Briefe, die sie im Haus des Professors gefunden hatten. Sie reichte sie dem Schulmeister. Nachdem er den ersten kurz überflogen hatte, sah er sie fragend an.

»Das hat Ihre Mutter im Jahr 1857 an den jungen Aristotle geschrieben. Die beiden waren sehr verliebt.« Plötzlich hatte sie einen Kloß im Hals.

»Was ist dann geschehen?«

Weil sie befürchtete, zu emotional zu werden – um keinen Preis wollte sie vor den Kollegen anfangen zu weinen –, überließ sie es den anderen die tragische Geschichte zu erzählen.

Stumm hörte sich Mister Ellingford alles an, fragte nicht ein einziges Mal dazwischen, machte keine Bemerkung und zeigte keinerlei Reaktion. Als sie geendet hatten, stand er auf und ging in den Garten. Er kehrte seinen Gästen den Rücken zu, lief bis nach hinten zur Mauer, die Hände in den Taschen und blieb minutenlang stehen.

Schließlich kam er zurück und setzte sich wieder. »Sie denken, ich sei der Sohn von Aristotle Brown. Warum sollte ich Ihnen glauben? Sie müssen zugeben, das klingt alles recht phantastisch.«

»Weil wir keinen Grund haben, Sie zu belügen. Und weil Sie wissen, dass Alfred Ellingford nicht Ihr Vater sein kann, wenn Sie auf Ihr Gefühl hören.« Crispin sprach schnell und eindringlich. Auch er hatte sich vorgebeugt, imitierte die Pose seines Gegenübers.

»Was wollen Sie von mir?«

Eine berechtigte Frage. Freddie konnte den Aufruhr, der in Mister Ellingford wütete, sehen und nur zu gut verstehen.

»Es war der letzte Wunsch von Professor Brown, dass wir mit Ihnen Kontakt aufnehmen«, sagte sie sanft. »Wir hatten gehofft, dass vielleicht Sie uns einen Grund nennen könnten, weshalb ihr Vater sich posthum zu erkennen gibt.«

Er stieß ein skeptisches Schnauben aus. »Es gibt keinen Beweis, dass er das ist. Ich möchte, dass Sie jetzt gehen.«

Crispin ließ den Kopf hängen. Lord Philip überreichte dem Lehrer die Visitenkarte des Sebastian Clubs. »Denken Sie darüber nach«, bat er. »Und wenn Sie möchten, suchen Sie uns bitte auf.«

Freddie schüttelte seine Hand. »Sie sehen aus wie Ihre Mutter«, flüsterte sie.

Er begleitete sie durchs Schulhaus bis an die Tür.

Im Hinausgehen drehte der Doktor sich noch einmal um.

»Nic Ellingford. Wofür steht Ihr Vorname? Nicholas?«

»Nein. Nicomachos. Meine Mutter bestand ausdrücklich darauf.«

Doktor Pebsworth lächelte und sagte leise zu ihm: »Sehr außergewöhnlich. Ein altgriechischer Name. Nicomachos war der Sohn des Philosophen Aristoteles.«

Die Heimfahrt zog sich für Freddie unendlich in die Länge. Die Verletzung in ihrer Seite schmerzte durch das Gerumpel der Kutsche und sie fühlte sich miserabel.

»Er ist hundertprozentig Aristoteles Sohn«, brummte der Doktor. »Ich meine, alleine der Name! Einen grö-

ßeren Hinweis hätte Nora nicht hinterlassen können. Und dann die Augen ...«

»Was ist damit?«

»Finden Sie nicht, dass sie exakt aussehen wie die unseres ehemaligen Vorsitzenden, Mister Fox? Dieser warme Braunton. Welche Farbe hatten Colonel Ellingfords Augen?«

»Kalt. Hell.«

»Und die von Nora auf dem Gemälde in Ridgeway House?«

»Blau.«

»Lassen Sie sich gesagt sein, in all meinen Jahren als Arzt habe ich noch nie zwei blauäugige Eltern gesehen, deren Kind braune Augen hatte. Außer es war ein Kuckuck.«

Freddie jammerte. »Was bringt es, wenn wir es wissen? Er glaubt uns nicht.«

»Gib ihm Zeit«, sagte Lord Philip. »Es war alles etwas viel für ihn.«

»Was hattest du erwartet?«, Crispin drückte Freddie's Hand. »Dass er hochofren sein würde?«

»Nein. Natürlich nicht. Warum hat der Professor sich nie bei ihm gemeldet? Eine Mister Brown Stiftung – da muss ich nicht lange nachdenken, wer dahinter steckt. Und weshalb lässt er uns die Puzzleteile einzeln zusammensetzen, anstatt in seinem Nachlass zu eröffnen, dass er einen Sohn hatte? Ich verstehe es nicht.«

»Die Gedanken und Beweggründe der Menschen sind vielschichtig, Freddie. Wir wissen nicht, wie es in Professor Brown aussah. Möglicherweise war er sich selbst nicht sicher. Oder er hatte Angst.«

Sie riss die Augen auf. »Der Professor? Angst?«

Lord Philip lächelte. »Mir scheint, du hältst enorm große Stücke auf unseren ehemaligen Vorsitzenden. Aber er war auch nur ein Mensch.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich hätte so viele Fragen an ihn.«

In den folgenden Tagen fiel es ihr zunehmend schwerer, abzuwarten, ob Nic Ellingford sich bei ihrem Onkel melden würde. Der bestand darauf, ihm Zeit zu geben. Aber Untätigkeit entsprach nicht Freddie's Naturell.

Sie überredete Crispin zu einem weiteren Besuch beim Colonel, weil in ihr der starke Wunsch brodelte, noch einmal mit dem alten Herrn zu sprechen. Irgendwie konnte sie sich nicht damit abfinden, dass er reuelos sein sollte.

Glücklicherweise wurden sie dieses Mal von einer anderen Krankenschwester im Royal Brompton Hospital empfangen, die sie noch nicht kannte, ihnen die Verwandtschaftslüge glaubte und sie zu Ellingford brachte. Obwohl es ein sonniger Herbsttag war, saß er nicht im Garten, sondern lag in seinem Bett auf dem Zimmer, das für ein Krankenzimmer zwar äußerst opulent ausgestattet war, in dem aber dennoch ein unangenehmer Karbolgeruch hing. Freddie fiel die völlige Abwesenheit persönlicher Gegenstände auf. Keinerlei Familienbilder, keines von Nora. Nicht ein einziger Silberrahmen mit einer Fotografie darin auf dem Nachtkästchen. Wollte er auf diese Weise die Geister der Vergangenheit von sich fernhalten?

Der Colonel sah erbärmlich aus. Noch hagerer als bei ihrem letzten Besuch, die Wangen eingefallen, lag er röchelnd in den Kissen. Der Tod streckte seine Finger unaufhaltsam nach ihm aus, lang würde er nicht mehr

zu leben haben. Freddie ertappte sich dabei, wie dieser Gedanke kein Mitleid in ihr hervorrief. Besonders als die krächzende Stimme des Kranken sie ansprach.

»Ach, der liebe Großneffe und seine Begleitung. Ich hatte Ihnen gesagt, Sie sollen nicht wiederkommen. Was wollen Sie denn noch?«

Da es Freddie Idee gewesen war, Ellingford aufzusuchen, warf Crispin ihr einen auffordernden Blick zu.

»Wir haben Ihren Sohn kennengelernt«, begann sie.

Gestützt von zahlreichen Kissen in eine halb sitzende Position, gab der Colonel ein Geräusch von sich, das wie ein verächtliches Gurgeln klang.

»Humbug. Ich habe keinen Sohn. Aber das wissen Sie mittlerweile, oder? Sind Sie gekommen, um mir Ihre schlaunen Schnüffeleien unter die Nase zu reiben? Das wird nicht funktionieren. Meine Tage sind gezählt, was immer Sie mir vorwerfen wollen, es berührt mich nicht.«

»Was sind Sie nur für ein abscheulicher Mensch!«, platzte Freddie heraus. »Sie haben das Schicksal von drei Menschen auf dem Gewissen. Drei Leben, die ganz anders hätten verlaufen können, liebevoller, froher, wenn Sie ihnen ihr Glück nicht geraubt hätten.«

»Nora hat mir gehört. Aristotle wollte sie mir wegnehmen. Ich lasse mich von niemandem bestehlen. Aber er konnte seine Finger nicht von ihr lassen, musste sie besudeln, verderben. Keiner setzt einem Alfred Ellingford Hörner auf. Nora hat ihre gerechte Strafe erhalten. Der Unfall geschah ihr recht, sie wollte weg von mir. Ihr Balg habe ich außer Haus gegeben und anderswo erziehen lassen. Das war meine gute Tat. Ich hätte ihn nach Noras Tod auch ins Armenhaus schicken können. Und der gute Aristotle hat es doch noch zu etwas

gebracht. Sicher hat er bis zu seinem Ende wegen Nora Schwerkut vorgeschtützt, der Weichling.« Er bekam einen Hustenanfall. Auf seiner Bettdecke lag ein blutbeflecktes Taschentuch, danach tastete er und presste es sich vor den Mund.

»Dann bereuen Sie nichts?«, fragte Freddie.

Ellingford lachte kalt auf. »Was wollen Sie hören, Miss? Natürlich nicht. Und falls Noras Bastard Sie geschickt hat, weil er darauf hofft, mich beerben zu können, richten Sie ihm aus, es gibt nichts zu holen. Keinen Shilling kriegt er von mir.«

Freddie trat näher ans Bett. Sie blickte auf den Kranken hinunter und prägte sich sein Gesicht gut ein.

»Vor wenigen Minuten dachte ich noch, ich könnte kein Mitleid für Sie empfinden, Colonel«, sagte sie in einem weichen Tonfall, den sie von ihrem Onkel gelernt hatte. »Aber nun bedauere ich Sie doch. Was für ein gänzlich sinnloses Leben haben Sie gelebt, nur um allein in einem Sanatorium zu sterben, ohne jemals erfahren zu haben, was Liebe ist.«

»Bringen Sie sie weg!«, herrschte Ellingford Crispin an. »Raus hier! Alle beide!«

Schweigsam schritten sie durch die Krankenhausflure, sahen Patienten, in einem ähnlich fortgeschrittenen Zustand wie Colonel Ellingford. Manchen ging es besser. Keinen einzigen von ihnen umgab eine derartige Aura von Kälte, wie Freddie sie eben gespürt hatte.

Was für ein Unglück, dass die Wege von Professor Brown sich mit den seinen gekreuzt hatten. Das Schicksal hatte es nicht gut gemeint.

Zutiefst erschüttert verließen sie das Royal Brompton Hospital.



## Kapitel 23

### Belgravia – Crispin

Crispin konnte Freddie in diesem Zustand nicht alleine lassen. Die Begegnung mit dem verbitterten alten Herrn hatte sie sichtlich mitgenommen. Er brachte sie nach Hause in den Wilton Crescent. Ihr Onkel war im Club.

»Lass uns ein wenig durch den Garten spazieren«, schlug er vor.

Die herabfallenden Blätter und verblühten Blumen waren nicht wirklich stimmungserhellend, also gingen sie nach ein paar Minuten wieder hinein.

»Ich bin müde, Crispin«, sagte sie, »und will mich ein wenig hinlegen. Danke, dass du heute mitgekommen bist. Eigentlich hätte ich mir denken können, dass es eine dumme Idee war. Ich weiß auch nicht, was ich von ihm hören wollte. Colonel Ellingford ist ein durch und durch böser Mensch.«

Er zog sie in seine Arme. »Von dem du dich nicht beeinflussen lassen solltest. Er ist deine Gedanken nicht wert, keinen einzigen. Seine Taten liegen in der Vergangenheit. Aber du und ich, uns beiden gehört die Zukunft.« Er küsste sie sanft und begleitete sie bis zum Fuß der Treppe.

»Ruh dich aus, Freddie. Die letzten Wochen waren nicht nur anstrengend, sondern auch eine Belastung für unser Gemüt. Nicht zu vergessen deine Stichwun-

de, die noch immer nicht ganz verheilt ist. Ich werde morgen wieder nach dir sehen.«

Die Gelegenheit dazu erhielt Crispin allerdings nicht, denn Freddie kam ihm zuvor. Unangemeldet und überraschend läutete sie am darauffolgenden Morgen an der Tür des Fox'schen Hauses in Knightsbridge, wo Crispin mit seinen Eltern lebte. Der Butler meldete ihm, dass ihn eine Miss Westbrook sprechen wolle, die aber nicht vorhabe, hereinzukommen. Gerade hatte Crispin das Frühstück beendet, er wischte sich die Finger an der Serviette ab und ging zum Eingang.

»Machst du einen Spaziergang mit mir?«, bat Freddie mit einem strahlenden Lächeln. Sie sah hübsch aus in ihrem dunkelblauen Mantel und dem passenden Hut.

»Guten Morgen. Was für eine schöne Überraschung. Ja, gern.« Er holte sich ebenfalls Hut und Mantel und bemühte sich nicht, seine Freude über ihr Erscheinen zu verbergen. Ihre Wangen waren rosig, der melancholische Zug um den Mund verschwunden. Sie war ganz anders als am Vortag, heiter, wie befreit.

Gemeinsam überquerten sie die Straße und betraten den nahegelegenen Hyde Park. Die Sonne schien, zwar nicht mehr warm, aber freundlich. Zahlreiche Spaziergänger und Reiter waren auf den Wegen unterwegs.

Sie folgten dem West Carriage Drive bis hin zur Serpentine Bridge, die den See im Park in seine beiden Hälften Serpentine und Long Water unterteilte. Die Luft war angenehm, nicht wie auf dem Land, aber für Londoner Verhältnisse erfrischend. Crispin genoss es, mit Freddie am Arm über die Brücke zu schreiten. Etwa auf ihrer Mitte blieb sie stehen und lehnte sich mit

dem Rücken an das breite, steinerne Geländer, um ihn anzusehen. Im Morgenlicht strahlten ihre Augen besonders blau.

»Ich wollte alleine mit dir sprechen, deshalb habe ich dich abgeholt«, begann sie. »Weißt du, ich habe nachgedacht.«

Ein mulmiges Gefühl breitete sich in Crispins Magen aus, dort, wo bis eben noch Entspannung vorgeherrscht hatte.

»Ist es nicht tragisch, wie viele Jahre Professor Brown ohne seine Liebste zubringen musste? Er war machtlos gegen sein Schicksal, aber wir sind es nicht.«

Er hatte keine Ahnung, worauf sie hinauswollte, hoffte jedoch inständig, dass sie nicht vorhatte, ihre Beziehung zu beenden.

»Ja«, stimmte er ihr deshalb vorsichtig zu. »Wir haben, im Gegensatz zu ihm, eine Wahl.«

»Weißt du, mir ist klar geworden, dass wir beide unsere gemeinsame Zeit oftmals verschwenden, indem wir getrennt voneinander leben, nicht zusammen sind, obwohl wir es sein wollen.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst, Freddie.«

»Nicht?« Ihr flehentlicher Blick machte ihn unsicher. Sie atmete tief durch. »Dann werde ich es deutlicher sagen. Ich liebe dich, Crispin, und möchte nicht länger nur heimlich, sondern ganz offen zu dir gehören. Daher finde ich, dass wir endlich heiraten sollten.«

Die Worte trafen ihn überraschend und mit voller Wucht. Er griff nach ihren Händen, vor allem, um sich selbst daran festzuhalten.

»Machst du mir gerade einen Antrag, Freddie Westbrook?«, fragte er fassungslos. »Du, die seit Jahren all meine Versuche dich zu fragen im Keim erstickt. Die

mir wieder und wieder zu verstehen gibt, dass sie nicht bereit für eine Ehe ist ...«

»Aber jetzt bin ich das«, fiel sie ihm ins Wort. »Bisher hatte ich Angst, durch eine Hochzeit meinen Platz als Ermittlerin zu verlieren.«

»Unsinn. Daran kann nichts und niemand etwas ändern. Du bist ein Freigeist, Freddie. Ich würde dich niemals in einen Käfig sperren. Außerdem braucht dich der Sebastian Club.«

»Mir ist klar geworden, dass meine Befürchtung, ich könnte meine Unabhängigkeit einbüßen, unberechtigt war. Gibst du mir keine Antwort, Crispin?«

Er schloss sie in die Arme. »Natürlich will ich, dass wir heiraten.« Inmitten von Spaziergängern auf der Brücke im Hyde Park versanken sie in einen innigen Kuss.

Es störte Crispin weder, dass sich das nicht gehörte, noch dass normalerweise der Herr der Dame einen Antrag machte. Freddie war nicht wie andere Frauen, sondern besonders und einzigartig, und deshalb liebte er sie jeden Tag mehr. Wer hätte gedacht, dass Professor Browns tragische Geschichte in Freddie endlich den Wunsch nach einer Heirat festigen würde?

»Wir werden schleunigst einen Hochzeitstermin festlegen«, flüsterte er ihr ins Ohr.

Obwohl Crispins Elternhaus näher lag, fuhren sie in den Sebastian Club, um Lord Philip als erstem von ihrer Verlobung zu erzählen. Sie fanden ihn in seinem Büro, zusammen mit dem Doktor, was gut war, da dieser praktisch zur Familie gehörte.

Auf Lord Philips Gesicht spielte sich innerhalb weniger Momente ein Reigen an Gefühlen ab. Kurz be-

fürchtete Crispin, seine Mundwinkel würden einfach nur zucken, doch dann lächelte er, umarmte Freddie und schüttelte ihm die Hand.

»Gratuliere. Es war eindeutig angezeigt, eure Verbindung endlich offiziell zu machen. Ich hätte mir allerdings gewünscht, Sie hätten zuerst bei mir um Freddie's Hand angehalten, aber ...«

»Das war nicht möglich. Freddie hat nämlich mir den Antrag gemacht.«

Der Doktor prustete im Hintergrund und Lord Philip entglitten die Gesichtszüge endgültig.

»Frederique, also wirklich. Ich habe noch nie davon gehört, dass Damen ihren Heiratswunsch von sich aus äußern.«

»Sie klingen wie ein alter Herr, Lord Philip«, mischte sich der Doktor ein. »Ganz famos, Miss Westbrook, ich gratuliere. Ihnen beiden.« Er schüttelte keine Hände, sondern drückte sowohl Freddie wie auch Crispin fest an sich und in seinen Augen schimmerten tatsächlich Tränen der Rührung.

»Ich finde trotzdem, dass der genaue Tathergang unser Geheimnis bleiben sollte«, beharrte Lord Philip, hatte aber ein äußerst erfreutes Grinsen im Gesicht. »Für alle anderen hat Mister Fox dir einen Antrag gemacht, in Ordnung? Nicht auszudenken, wie deine Tante Perry sonst reagieren würde. Mit einer simplen Ohnmacht wäre es da nicht getan.«

Crispin und Freddie waren nicht die einzigen aus der Ermittlerriege mit Neuigkeiten an diesem Morgen. Auch der Doktor hatte etwas zu verkünden.

»Liebe Clubbrüder – und Schwester –«, setzte er an, »ich habe mich dazu entschlossen, mir eine Erho-

lungspause zu gönnen. Daher werde ich nach Karlsbad reisen und dort den Herbst verbringen.«

Überrascht ließ Crispin Freddie's Hand los, die er gehalten hatte und machte einen Schritt auf seinen Kollegen und Freund zu. »Weshalb?«

Er merkte selbst, wie entsetzt seine Stimme dabei klang und der Doktor antwortete ihm mit einem gutmütigen Lächeln. »Sehen Sie mich an. Ich bin fast sechzig. Die Geschehnisse der letzten Wochen haben mich ausgelaugt, ich brauche eine Pause. Eine möglichst ereignislose, mit guter Luft, gutem Essen, in der Natur ...«

»In der Pension Zuzana?«

»Natürlich, Mister Fox. Wo sonst.«

In der Tat. Wo sonst? Warum sollte er sich nicht ein wenig Zeit für sich gönnen? Nach dem lange zurückliegenden Tod seiner Gattin vielleicht sogar die Liebe wiederfinden? Sicherlich hatte Professor Browns Schicksal auch ihn zum Nachdenken gebracht. Darüber, was er sich vom Leben noch wünschte, was ihm wichtig war. Über viele Jahre hatte er einen Großteil seiner Energie in den Sebastian Club eingebracht. Es war ihm zu gönnen, dass er etwas mehr an sich dachte.

Allein Crispin kam nicht umhin, einen Anflug von Eifersucht zu spüren. Doktor Pebsworth war eine Art Vaterfigur für ihn geworden, warmherziger als sein eigener, der ihm oftmals mit Strenge begegnete.

Er schätzte die Gesellschaft seines Kollegen, mehr als es ihm bisher bewusst gewesen war.

»Wann kommen Sie zurück?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Aber Sie kommen doch zurück?« Klang er wie ein kleiner Junge?

Doktor Pebsworth legte ihm einen Arm um die Schultern. »Natürlich komme ich wieder, mein Lieber. Spätestens zu Ihrer Hochzeit bin ich wieder da. Aber gönnen Sie mir diese Auszeit, dann werde ich umso scharfsinniger sein, wenn ich weiterermittle.«

Freude und Betrübnis lagen nahe beisammen. Obwohl die offizielle Verlobung mit Freddie Crispin überglücklich machte, stimmte ihn die Abreise von Doktor Pebsworth melancholisch. Er ließ es sich nicht nehmen, ihn persönlich zum Bahnhof zu bringen.

»Passen Sie gut auf sich auf, Crispin.« Zum Abschied wählte er den Vornamen seines Kollegen.

»Sie auch, Wallace. Und bestellen Sie Frau Zuzana die besten Grüße.«

»Das werde ich machen.« Er zog einen Schlüssel aus der Tasche seines Jacketts und drückte ihn Crispin in die Hand. »Hier. Der Daimler soll nicht so lange stehen. Ich weiß, dass er Ihr Lieblingsautomobil unter meinen Fahrzeugen ist. Bewegen Sie ihn in meiner Abwesenheit ein wenig, vorzugsweise zusammen mit ihrer entzückenden Verlobten.«

Zwei Tage nach der Abreise des Doktors las Crispin in der Times die Todesanzeige von Colonel Alfred Ellingford. Genaugenommen war es sein Vater, Harold Fox, der ihn am Abend darauf hinwies.

»Ist das nicht der lungenkranke Herr, den du in Brompton besucht hast?«, fragte er. Sie saßen im Salon und ließen den Tag mit einem Brandy ausklingen.

Das Glas in der Hand warf Crispin einen Blick über die Schulter seines Vaters in die Zeitung. »Ja, das stimmt. Als ich ihn zuletzt gesehen habe, dach-

te ich mir schon, dass es nicht mehr lange dauern würde.«

»Du klingst nicht gerade voller Anteilnahme.«

»Das bin ich auch nicht. Ellingford verdient kein Mitgefühl.«

»Du solltest die Menschen nicht einfach so aburteilen«, meinte seine Mutter Liberty, die es sich in einem Ledersessel neben dem Kamin gemütlich gemacht hatte und in einem Buch schmökerte. »Jeder hat einen guten Kern in sich.«

»Nicht Ellingford.«

Liberty war eine sanfte Frau, die in allem das Positive suchte. Dafür liebte und bewunderte sie ihr Sohn. Besonders weil sie es schon lange mit seinem bisweilen äußerst spröden Vater aushielt. Die beiden könnten gegensätzlicher nicht sein, waren einander aber sehr zugetan.

»Es stehen keine Angehörigen unter der Anzeige«, bemerkte Harold Fox.

»Der Colonel hatte keine Familie.«

Sein Vater ließ die Zeitung sinken und sah ihn über den Rand seiner Lesebrille hinweg an. »Warum klingt diese Bemerkung dunkel? Stimmt etwas nicht?«

»Doch, doch. Es ist alles in Ordnung. Das Drama ist zu Ende.«

»Was passiert mit seinem Vermögen?«, wollte Liberty Fox wissen.

Crispin schlenderte zu ihr hinüber. »Ich weiß nicht. Vielleicht kauft die benachbarte Schule Ridgeway House und die Ländereien auf. Vermutlich wird die Harrow School diese Option auf Erweiterung nicht streichen lassen. Es gibt jedenfalls keinen Erben, da bin ich mir ganz sicher.«

Er hatte es sich angewöhnt, seine Eltern nicht in sämtliche Details der Ermittlungsarbeiten einzuweihen. In stummer Übereinkunft reichte es ihnen, wenn er gelegentlich kleine Informationsschnipsel preisgab. Nach seinem Eintritt in den Sebastian Club war sein Vater anfangs gegen Crispins bisweilen gefährliche Aufgaben gewesen, ebenso die Mutter. Doch mittlerweile akzeptierten sie den Weg, den er ging und waren stolz auf ihren Sohn.

Die Verlobung mit Freddie hatten beide entzückt zur Kenntnis genommen. Crispin war gespannt, wie sie darauf reagieren würden, wenn sie herausfanden, dass ihre Schwiegertochter auch als Ehefrau die Arbeit für den Club nicht aufgeben würde. Andererseits würden sie in Zukunft ohnehin nicht mehr so viel wie bisher mitbekommen. Liberty Fox stellte ihrem Sohn und dessen künftiger Gattin ein Haus in Notting Hill zur Verfügung, das sie von ihren Eltern geerbt hatte. Dabei handelte es sich um eine kleine Villa mit Garten, in die das Paar nach der Hochzeit einziehen würde. Freddie war zu Tränen gerührt gewesen, als sie davon erfahren hatte.



## Kapitel 24

### Epilog – Mayfair – Lord Philip

Sogar der Vorsitzende des Sebastian Clubs blieb nicht von wehmütigen Gedanken verschont.

Es kam ihm vor wie gestern, dass er eine derangiert aussehende Freddie nach ihrer Überfahrt von Hongkong am Dampfer abgeholt hatte. Und sich gefragt hatte, wie er aus diesem Wildfang eine Dame machen sollte. Bis dahin war sein Leben bestimmt gewesen vom Club und dessen Ermittlungsaufträgen, von Boxtraining und dem süßen Nichtstun eines alleinstehenden, privilegierten Herrn. Mit Freddie hatte sich alles verändert. Zum Besseren, gestand er freimütig ein.

Und nun würde sie ihn verlassen, ein neues Kapitel aufschlagen. Mit Crispin Fox. Die Wahl ihres Ehemannes unterstützte er vollkommen. Aber er würde ihre gemeinsamen Abende vermissen. Äpfel essend in seinem Lesezimmer hatten sie oft bis tief in die Nacht Fälle diskutiert.

Das Rad des Lebens drehte sich unaufhaltsam weiter. So wie für Freddie und Crispin eine Zukunft Seite an Seite anbrach, würde auch bald ein neues Jahrhundert beginnen.

Die Zeiten waren im Wandel. Allein der Sebastian Club stellte eine Konstante dar, auf die sich Hilfesuchende verlassen konnten.

Lord Philip saß hinter seinem Schreibtisch, der früher Professor Brown gehört hatte, und trommelte mit langen Fingern auf die lederne Schreibunterlage.

Vielleicht sollte auch er sich mehr um sein Privatleben kümmern, wenn schon Doktor Pebsworth einen Liebesurlaub einlegte.

Er öffnete eine Schublade, in der eine Fotografie von Annabel lag. Allein der Umstand, dass er davor zurückschreckte, sie offen auf den Schreibtisch zu stellen, enervierte ihn. Seit der Rückkehr aus Karlsbad hatte er sie selten in Greenwich besucht. Sie fragte nicht nach, weshalb und verlangte nicht nach ihm. Hatte sich ihre Beziehung verändert? Wohin würde ihr Weg führen? Darauf fand Lord Philip keine Antwort.

Es klopfte an der Tür.

»Ein Mister Ellingford möchte Sie sprechen, Mylord«, verkündete der Clubbutler. »Soll ich ihn in den Besucherraum geleiten?«

»Danke, Archie. Bringen Sie ihn bitte hierher, ich möchte unter vier Augen mit ihm sprechen.«

Aufregung breitete sich in Lord Philip aus. Endlich. Er hatte gewusst, dass Nic Ellingford den Weg zu ihm finden würde. Als sein Besucher das vormalige Büro seines Vaters betrat, schickte Lord Philip einen kurzen Blick zum Himmel.

»Mister Ellingford. Bitte, nehmen Sie Platz. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

»Danke, im Moment nicht.« Er setzte sich auf einen der vier Stühle am kleinen runden Tisch, an dem die Detektive öfters konferierten. Der Vorsitzende nahm ihm gegenüber Platz.

»Ich freue mich über Ihren Besuch.«

Mister Ellingford sah sich um. Sein Blick glitt über den Schreibtisch, das gediegene Mobiliar und die Vorhänge, den Aktenschrank, bis hin zum Clubwappen an der Wand.

»War das sein Arbeitsplatz? Professor Browns?«

»Ja. Ich habe das Büro Ihres Vaters nach seinem Tod übernommen.«

»Sie sind sich also absolut sicher, dass ich sein Sohn bin?«

»Zweifelsfrei.«

Mister Ellingford blinzelte.

»Wie ist er gestorben?«

Lord Philip musste schlucken, bevor er antwortete. »Er wurde vergiftet. Vor etwa eineinhalb Jahren. Von einem Mörder, den er entlarvte. Es war ein großer Schock für uns alle.«

Sein Gegenüber presste die Lippen aufeinander und nickte mehrfach. Dann holte er tief Luft.

»Ich habe viele Fragen.«

»Die ich – wir – Ihnen allesamt gerne beantworten werden. Mister Ellingford, ich möchte Ihnen eine Mitgliedschaft im Sebastian Club anbieten. Kommen Sie zu uns, verbringen Sie Zeit mit uns ...« Die Worte sprudelten geradezu aus seinem Mund.

»Ich bin ein Schullehrer aus Romford, wohne über dem Klassenzimmer und besitze nicht einmal einen passenden Anzug, mit dem ich in ihren Clubräumen nicht unangenehm auffallen würde. Jemand wie ich ist wohl kaum geeignet, Mitglied im Sebastian Club zu sein.«

»Sie irren sich.«

»Ich denke, SIE liegen falsch, Lord Philip.« Er räusperte sich. »Nachdem meine Mutter gestorben war,

bezahlte Colonel Ellingford dem Kindermädchen eine monatliche Summe, damit sie mich fort von Ridgeway House brachte und bei sich zu Hause aufzog. Er ertrug es nicht, mich um sich zu sehen. Als ich größer war, schickte er mich nach Schottland ins Internat. So weit weg wie irgend möglich. Er kam sogar für mein Studium auf, solange ich ihn nur nicht besuchte und ihm nie unter die Augen trat. Als ich mich dazu entschloss, ein einfacher Lehrer zu werden, stellte er den Kontakt zu mir vollends ein. Mein ganzes bisheriges Leben war ich auf mich allein gestellt. Was könnte ich dem Sebastian Club bieten, um seiner Sache zu dienen?«

Der Vorsitzende spürte eine augenblickliche Sympathie für Nic Ellingford. Das lag nicht daran, dass er der Sohn eines Mannes war, den Lord Philip bewundert hatte, sondern an seiner eigenen Persönlichkeit.

»Das wird sich ergeben, da bin ich mir sicher.«

»Ihre Zuversicht in Ehren und vielen Dank für das Angebot. Aber ich muss es ablehnen. Der Weg in den Club wäre zu weit. Zudem mangelt es mir an Zeit.«

Lord Philip lächelte sein Gegenüber an. »Überlegen Sie es sich.«

»Eigentlich komme ich heute als Bittsteller zu Ihnen, Mylord.«

»Worum handelt es sich?«

»Uns beiden ist sicherlich klar, dass die Förderung, welche meine Schule erhielt, von meinem Vater stammte.« Er stolperte noch ein wenig über das Wort. »Leider sind die Mittel der Stiftung mittlerweile erschöpft, da seit seinem Tod keine Einzahlungen mehr erfolgt sind. Was im Topf war, wurde vollständig an uns ausbezahlt.« Er machte eine kleine Pause, ehe er fortfuhr. »Die Brauerei braucht das Grundstück, auf dem das

Schulhaus steht. Sie wird es abreißen lassen. Wenn durch Zuwendungen von außen keine neue Immobilie gekauft wird, in der die Kinder unterrichtet werden können, bedeutet dies das Ende ihrer Schulbildung. Sie werden wieder arbeiten gehen und ihre Chancen im Leben verschlechtern sich. Drastisch.«

Er verstummte. Lord Philip sah, wie nahe ihm die Sache ging. Wahrscheinlich hatte es Nic Ellingford einiges abverlangt, den Weg in den vornehmen Herrenclub auf sich zu nehmen und um Unterstützung zu bitten. Er tat es nicht für sich selbst, sondern für andere.

»Wir werden uns darum kümmern«, sagte er.

Überrascht blickte Mister Ellingford auf. »Wie meinen Sie das?«

Lord Philip erhob sich. »Der Sebastian Club wird dafür Sorge tragen, dass die Kinder ein neues Schulhaus erhalten und weiterhin unterrichtet werden können.«

Auch der Lehrer stand auf, sichtlich perplex. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll.« Er streckte ihm die Hand hin und schüttelte sie kräftig. »Vielen Dank, Mylord. Von Herzen.«

»Ihr Vater hätte es so gewollt. Überlassen Sie mir alles Weitere.«

Nachdem sein Besucher sich verabschiedet hatte, sah ihm Lord Philip aus dem Fenster nach, wie er die Eingangsstufen des Clubs hinunterstieg und davonging. War dies Professor Browns Absicht gewesen? Dass ihre Lebenswege sich kreuzten? Dass er, Lord Philip Dabinnott, persönlich dafür Rechnung trug, dass die Kinder weiterhin unterrichtet werden konnten?

Aristotle Brown hatte seinem Nachfolger nicht alle seine Geheimnisse anvertraut. Nur das Wissen um einige wenige hatte er ihm hinterlassen.

Wie vorhin Nic Ellingford sah sich nun Lord Philip im Büro um. Er nahm sich Zeit, alles auf sich wirken zu lassen. Bis auch sein Blick am großen, reliefartigen Wappen des Sebastian Clubs hängen blieb. Pfeil und Armbrust fanden sich darauf dargestellt. Und ein Schwert. In dessen Knauf ein Stein eingelassen war, der in den einfallenden Sonnenstrahlen schimmerte wie ein Regenbogen.

»Kassiopeias Herz«, flüsterte Lord Philip. »Hat er dich deshalb hier versteckt? Damit du auch einmal einen guten Zweck erfüllst, anstatt Tod und Verderben zu bringen? Ich denke, ja.« Er griff hinauf und nahm den gelben Diamanten heraus, mit dem die Ermittler eine besondere Geschichte verband. Sodann läutete er nach dem Butler.

»Archie, wer von unseren Mitgliedern kennt sich mit Juwelenhandel aus?«

Der Diener überlegte kurz. »Das wäre wohl Mister van Leeuwen. Sein Vater stammt aus den Niederlanden und die Familie macht in Diamanten.«

»Fein. Bitten Sie ihn doch, in den Club zu kommen. Ich habe einen geschäftlichen Vorschlag für ihn. Dabei handelt es sich um den Verkauf eines ganz besonderen Steins. Äußerste Diskretion ist gefragt.«

Sechs Monate später wurden die Ermittler vom Sebastian Club zur Eröffnung der neuen Schule in Romford geladen.

In einem modernen Haus im Ortszentrum fand nun mehr als eine Klasse Platz, neben Mister Ellingford waren drei weitere Lehrer tätig und es gab eine Schulküche, in der die Kinder gepflegt wurden.

Der frisch gebackenen Mrs Crispin Fox gebührte die Ehre, die Plakette am Eingang zu enthüllen, auf wel-

cher der Aristotle Brown Stiftung für Einrichtung und Betrieb der Anstalt gedankt wurde. Nach dem Verkauf von Kassiopeias Herz verfügte die Organisation wieder über reichlich Mittel.

Doktor Pebsworth war längst aus Karlsbad zurückgekehrt, plante aber einen neuerlichen Besuch im Sommer. Und Lord Philip Dabinott hatte Annabel Arnholtz zur Eröffnung mitgebracht, die sogar auf dem Zeitungsfoto an seiner Seite stand.

»Sind Sie zufrieden, Mister Ellingford?«, fragte Lord Philip den Schulleiter unter vier Augen, während sich die Gäste an einem Kuchenbuffet bedienten.

»Mehr als das. Was Sie für die Kinder getan haben, werde ich Ihnen nie vergessen. Wenn es irgendetwas gibt, womit ich Ihnen eine Freude bereiten kann ...?«

»Das Angebot für eine Mitgliedschaft im Sebastian Club halte ich noch immer aufrecht, Mister Ellingford. Ich meine sogar, Sie gäben einen ganz brauchbaren Detektiv ab.«

Der Lehrer warf ihm einen amüsierten Blick aus warmen, braunen Augen zu, die denen seines Vaters ähnelten. »Es wäre mir eine Ehre, Mylord.«

»Nennen Sie mich Philip.«

»Nennen Sie mich Nicomachos.«

ENDE



## Kapitel 25

### Die handelnden Personen

Lord Philip Dabinott, 36, Vorsitzender des Sebastian Clubs

Freddie Westbrook, 24, seine Nichte, Detektivin im Sebastian Club

Crispin Fox, 28, Detektiv im Sebastian Club

Doktor Wallace Pebsworth, 59, Detektiv im Sebastian Club

Annabel Arnholtz, 40, Geliebte von Lord Philip

Ignatius »Iggy« Hegan, 18, Schützling von Annabel Arnholtz

Chief Inspector Alwin Woodard, 51, Beamter von Scotland Yard

Fletcher Markward, 63, Mäzen

Raphael Wilfried, 48, Dirigent

Carl Belami, 46, Trompeter

Pierluigi Disonno, 38, Oboist

Jonah Hillwood, 43, Posaunist

Noel Sheridan, 55, Geiger

Laurence Verbier, 38, Trompeter

Sherman Dods, 30, Bestattungsunternehmer

Zuzana Horakova, 51, Pensionswirtin

Doktor Felny, 29, Badearzt

Herman Stassen, 53, Import/Export

Colonel Alfred Ellingford, 68, ehem. bei der Ostindien-Kompanie

Professor Merrit Fraser, 65, ehem. Professor für Anthropologie

Hauptkommissar Edwin Balthasar, 41, Polizei Karlsbad

Wachtmeister Krall, 25, Polizei Karlsbad

Harold Fox, 53, Vater von Crispin Fox

Liberty Fox, 50, Mutter von Crispin Fox

Archie, 36, Butler im Sebastian Club

Nicomachos Ellingford, 40, Schulleiter in Romford



## Kapitel 26

### Glossar

**Arsenesser:** Es klingt unglaublich, aber es gab sie tatsächlich, die »Arsenik-Esser«. Bis in die 1970er-Jahre fand diese Praktik hauptsächlich in der Steiermark statt, wo bis heute nicht gern darüber gesprochen wird. Arsen galt dort als »Kokain der armen Leute« und wurde als Allheilmittel verwendet. Seit dem Mittelalter nahmen es die Holzknechte und Bauersleute gegen Pest, Fieber und wenn sonst nichts mehr half. Es wurde eingesetzt als Aufputsch- und Dopingmittel bei Mensch und Tier, besonders bei Pferden, als Verjüngungsmittel, zur Verhütung und Abtreibung und als Rattengift. Natürlich wurde man davon abhängig und es setzten über kurz oder lang Vergiftungserscheinungen ein. Der Schriftsteller Peter Rosegger formulierte es treffend: »Man trank es und wurde jung und nach einer Zeit vom Teufel geholt.«

**Assegai-Speer:** Typ. afrikanischer Speer mit Holzschaft und blattförmiger Klinge. König Shaka Zulu entwarf einen Assegai-Speer, der allein zum Zustecken diente. Er stattete seine Krieger mit diesen hochwertigen Waffen sowie langen Schilden aus Kuhhaut aus. Assegai-Speere gibt es mit unterschiedlicher Schaftlänge, manche sind Wurfspeere, andere werden zum Zustoßen

verwendet. Die einheimischen Soldaten in den afrikanischen Kolonialarmeen trugen ihre Assegais noch bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.

**Becher-Bitter:** Der Karlsbader Becher-Bitter, heute Becherovka, gehört zu Karlsbad wie die Oblaten und das Sprudelwasser. Erfunden hat ihn zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein Apotheker namens Josef Vitus Becher. Bis heute wird der Bitterlikör nach einem geheimen Rezept aus Kräutern, Gewürzen und Alkohol gebrannt. Er ist von charakteristischer grün-gelber Farbe. Der Becher-Bitter erhielt zahlreiche Auszeichnungen, wird als Magenlikör und Kräuterschnaps beworben und wurde früher sogar erfolgreich als Prophylaxe gegen Cholera eingesetzt. Heutzutage trinkt man ihn gern als Mixgetränk. Er erfreut sich in Karlsbad nach wie vor großer Beliebtheit.

**Dancing Rooms:** Im viktorianischen London gab es zahlreiche Tanzsäle. Der im Roman erwähnte, Caldwell's, war einer der bekanntesten, weil seine Besitzer großangelegt Reklame machten. Caldwell's Plakate fanden sich nicht nur in der Stadt, sondern bis weit hinaus aufs Land. Das Publikum der Dancing Rooms war in erster Linie die untere Mittelschicht und die etwas gehobene Unterschicht. Außer bei Caldwell's gab es in allen anderen Tanzsälen professionelle Prostituierte, was den Etablissements einen etwas anrühigen Beigeschmack verlieh. Die Qualität der Musikkapellen variierte. Damen der besseren Gesellschaft besuchten grundsätzlich keine Dancing Rooms, die Herren hingegen schon des Öfteren – zumeist auf der Suche nach amourösen Abenteuern.

**Dolly-Mop:** Ein abfälliger, umgangssprachlicher Ausdruck für eine junge Frau der oberen Unterschicht. Unverheiratet und alleinstehend arbeiteten sie in schlecht bezahlten Jobs, zum Beispiel als Fabrikarbeiterin. Die Bezeichnung Dolly-Mop implizierte einen anrühigen Lebenswandel jener Damen, die oft als Geliebte mit Männern zusammenlebten, sich aushalten ließen, aber keine professionellen Prostituierten waren.

**George W. Johnson:** George W. Johnson war ein Sänger und der erste afroamerikanische Star der Gramophon-Ära. Er nahm zahlreiche populäre Lieder auf. Seine bekanntesten Hits waren The Laughing Song und The Whistling Coon, die im Jahr 1895 Bestseller in den USA waren. Wer mag, kann sich Mister Johnsons Stimme noch heute im Internet anhören. Der Sänger stammte aus Virginia, sein Vater war vermutlich ein Sklave. Um sein Leben rankten sich zahlreiche Gerüchte, so etwa, dass er seine Frau ermordet haben soll. Tatsächlich war er nie offiziell verheiratet. Seine Lebensgefährtin kam unter dubiosen Umständen ums Leben. Johnson wurde wegen Mordes angeklagt und im Prozess für unschuldig befunden. Er starb in Harlem, New York, an einer Lungenentzündung.

**Grandhotel Pupp:** Das Pupp ist eine Legende und seit über hundert Jahren das beste Hotel Karlsbads. Seine heutige Form mit der prächtigen neobarocken Fassade erhielt es zwischen 1896 und 1907 von zwei Wiener Architekten unter Julius Pupp. Weltberühmte Gäste gehen und gingen im Grandhotel ein und aus. In seinen Sälen fanden und finden rauschende Veranstaltungen statt. Sowie bis heute das Karlsbader Filmfestival und

der Grand Bal Bohémien des Karlsbader Wochenendes im Belle Epoque Ballsaal.

**Great Eastern Hotel:** Das Hotel ist in der Literatur kein unbekanntes – der große Vampirjäger Abraham Van Helsing stieg bei Bram Stoker dort ab. Auch der Ort, auf dem das viktorianische Gebäude steht, hat es in sich. 1247 befand sich an selber Stelle das Bethlehem Royal Hospital, Englands erste Verwahranstalt für geistig Kranke, die später als das berühmte Bedlam bekannt wurde.

**Hospital for Consumption and Diseases of the Lung:** Da es im viktorianischen Zeitalter keine Heilung der Tuberkulose gab, diese aber massiv grassierte, wurde das Consumption Hospital, *später* Royal Brompton Hospital, als Vorläufer der Sanatorien gegründet. Andere Krankenhäuser nahmen die Patienten größtenteils nicht auf, da sie nichts für sie tun konnten, daher war die Nachfrage groß. 1845 legte Prinz Albert höchstpersönlich den Grundstein und das Hospiz fand weiten Zuspruch in der Bevölkerung. Großzügige Spendengelder, auch von Prominenten wie z. B. Charles Dickens, machten die gehobene Ausstattung möglich. In den Zimmern hingen Ölgemälde, es gab Wandelarkaden für die Kranken, ein Warmluft-Ventilationssystem, ein Türkisches Bad und eine Druckluftkammer.

**Indien als Kronkolonie:** Der Sepoy-Aufstand besiegelte das Ende der British Eastindia-Company. Von 1858–1947 war das Land, das sich über ausgedehntere Gebiete als heute erstreckte, britische Kronkolonie. Das bedeutet, dass Indien nicht mehr von Kolonial-

gesellschaften wie der britischen Ostindien-Kompanie verwaltet/ausgebeutet wurde, sondern in eine engere Beziehung zum Mutterland geriet. Königin Victoria wurde 1876 zur Kaiserin von Indien gekrönt und das Indian Empire galt fortan als Kronjuwel des britischen Empire. Verwaltet wurde es vom Viceroy, dem Vizekönig, der als Generalgouverneur das Mutterland repräsentierte. Einige Fürstenstaaten durften bestehen bleiben, an ihrer Spitze standen nach wie vor indische Maharadschas – die freilich in einem persönlichen Treueverhältnis der britischen Krone untergeben waren.

**Karlsbad:** Die Sprudelstadt befand sich zu der Zeit, in der dieser Roman spielt, in einer Blütephase. Es war die Belle Epoque, die gute alte Zeit um 1900, in der sich Kaiser, Könige, der Adel, und die Reichen aus aller Herren Länder zu monatelangen, kostspieligen Kuraufenthalten nach Böhmen begaben. Ab etwa 1870 waren in Karlsbad zahlreiche Prachtbauten entstanden, die dem Zentrum ein romantisches und elegantes Gesicht schenkten. Die Kurgäste tummelten sich zuhauf auf den Prachtstraßen und lustwandelten durch die nahegelegenen Wälder. Sie vergnügten sich auf der Rennbahn, im Varieté und Theater und frequentierten die unzähligen Restaurants, Cafésalons, Teestuben und Parks. Es muss wahrlich das schöne Leben gewesen sein, das damals in Karlsbad pulsierte – zumindest für die, die es sich leisten konnten.

**Kensal Green Cemetery:** Wegen Überfüllung, Platzmangels und unhygienischen Verhältnissen auf den Londoner Kirchenfriedhöfen, wurde der Kensal Green

Cemetery 1833 als erster kommerzieller Friedhof eröffnet. Er erstreckt sich weitläufig in einer Art Parklandschaft und bietet alles von prächtigen Mausoleen bis hin zu bescheidenen Urnengräbern und Katakomben. Zahlreiche bekannte Persönlichkeiten haben dort ihre letzte Ruhestätte gefunden, ebenso wie Mitglieder der Royal Society und sogar der königlichen Familie. Wegen seiner besonderen Atmosphäre dient der Friedhof auch als Kulisse in einigen Film- und Fernsehproduktionen.

**Meyer-Gloriette:** Der offene hölzerne Rundpavillon ist der älteste Aussichtsbau Karlsbads und wurde 1804 errichtet. In Auftrag gegeben hat ihn ein reicher Wiener Kaufmann, der in Karlsbad geborene Herr Meyer. Heute muss niemand mehr den steilen Aufstieg zu Fuß nehmen, man kann auch bequem mit der Standseilbahn Diana vom Grandhotel Pupp aus hochfahren. Zur Handlungszeit des Romans gab es sie noch nicht, sie wurde erst 1908 in Betrieb genommen.

**Nervenfieber:** Nervenfieber ist ein veralteter Ausdruck für Typhus/Abdominaltyphus/Bauchtyphus, eine Infektionskrankheit, die durch ein Bakterium übertragen wird. Ursache für seine Verbreitung sind mangelnde Hygiene, also zum Beispiel verunreinigte Lebensmittel oder verschmutztes Trinkwasser. Unbehandelt kann die Krankheit einen schweren Verlauf nehmen, der bis zum Tod führt. Sie geht einher mit hohem Fieber. Seit 1897 gibt es eine Impfung dagegen. Der sich beispielsweise zur Zeit des Ersten Weltkriegs besonders Soldaten unterzogen, da es in militärischen Einrichtungen auffällig oft zu Typhusausbrüchen kam.

**Petrie, Flinders:** Sir William Mathews Flinders Petrie, von seiner Mutter Will und von seinen Freunden Flinders genannt, war ein, wenn nicht sogar der Pionier der britischen Archäologie in Ägypten. Im Gegensatz zu einigen seiner kolonialen Vorgänger, welche das Finden und Bergen der altägyptischen Schätze wie einen abenteuerlichen Raubbau betrieben und nicht viel mehr als Grabräuber waren, brachte Petrie Disziplin, Methode und System in die Sache. Er erhielt eine Professur am London University College – ohne eine ordentliche Schulbildung (er wurde als Kind daheim unterrichtet) und ohne Studium. Und zwar den ersten Lehrstuhl für Ägyptologie in England. Petrie lebte für die Ägyptologie und grub große Mengen an Artefakten aus dem Wüstensand, die aufgrund ihrer Anzahl oft erst Jahre später katalogisiert und analysiert werden konnten. Über Flinders Petrie sind bereits einige Bücher geschrieben worden, seine Biografie könnte aber Stoff für noch viel mehr liefern.

**Sepoy-Aufstand:** Der Sepoy-Aufstand wurde bereits in einem vorhergehenden Band der Gentlemen vom Sebastian Club im Zusammenhang mit Professor Brown erwähnt. Er begann 1857 in Indien und endete 1859 mit dem Government Act of India, der die Auflösung der Ostindien-Kompanie zur Folge hatte und die Eingliederung Indiens als formelle Kronkolonie ins britische Empire.

Als Auslöser wurde die Einführung des Enfield-Gewehres herangezogen. Die Patronen für dieses Gewehr waren mit einer Mischung aus Rindertalg und Schweineschmalz überzogen, um sie gegen Feuchtigkeit zu imprägnieren, da sie mit Papier ummantelt waren. Die-

se Papierpatrone musste vor dem Laden aufgebissen werden. Angeblich revoltierten die hinduistischen und moslemischen Soldaten aus religiös motivierten Gründen dagegen. Diese Erklärung setzte sich im Westen schnell durch. Viel wahrscheinlicher ist aber, dass die indische Bevölkerung gegen die Ausbeutung durch die Ostindien-Kompanie, gegen Zwangschristianisierung und die Aneignung von Land durch die Briten meuterte. In England wird der Konflikt zwischen Einheimischen und Briten als Indian Mutiny betitelt, die Inder nennen ihn einen Unabhängigkeitskrieg. Sepoy ist übrigens die Bezeichnung für einen indischen Infanteristen in der British Eastindia-Company.

**Vaudeville:** Der schöne Begriff Vaudeville stammt aus dem Französischen und bezeichnet eine Unterhaltungsform.

In Paris war dies eine Theatergattung, die ihren Ursprung auf Jahrmärkten hatte und mit Tanz und Gesang ein eher einfaches Publikum unterhielt.

Im Roman bezieht sich die Erwähnung von Vaudeville aber auf die besonders im Amerika des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts beliebten Shows. Dabei handelte es sich um eine lockere Abfolge von Liedern, Tanzeinlagen und Akrobatiknummern. Einige Vaudeville-Künstler waren sehr populär. Zum Beispiel die Tänzerin Gertrude Hoffman, die Komikertruppe Marx-Brothers und auch der oben erwähnte Sänger George W. Johnson.

**Walking Skirt:** Im viktorianischen Zeitalter modern, da lediglich knöchellang – shocking! – und durch geschickte Stofffalten so genäht, dass seine Trägerin nicht

nur trippeln, sondern darin weit ausschreiten konnte. Die Damen trugen den Walking Skirt zum Wandern, Radfahren und auf dem Land. Im nachfolgenden edwardianischen Zeitalter wurde der Rock sehr populär, weil er praktisch und schön zugleich war. Auch heute findet man noch den ein oder anderen Walking Skirt bei traditionellen englischen Herstellern, sogar in unterschiedlichen Längen, aus Tweed und Wollstoffen.



## *Danksagung*

Mein inniger Dank gilt meiner Familie, die mich bei all meinen Romanprojekten immer tatkräftig unterstützt. Sei es, dass sie mit auf Recherchereise gehen oder mir die Zeit schenken, mich dem Schreiben widmen zu können.

Ich danke Sandra Thoms vom Dryas Verlag, dass sie den Gentlemen vom Sebastian Club ein wundervolles Zuhause gegeben hat.

Ich danke Andreas Barth beim nunmehr vierten Fall für die angenehme Zusammenarbeit im Lektorat.

Vielen Dank auch an alle anderen, die zum Entstehen dieses Romans beigetragen haben, an das Korrektorat, Coverdesign, Satz, Druck, etc.

Nur durch das Zusammenwirken vieler kreativer Köpfe kann so etwas wundervolles herauskommen wie ein Buch, das Menschen Freude macht und sie unterhält.

Last but not least, ganz herzlichen Dank an die Leser, besonders an die, welche die Detektive aus dem Sebastian Club schon zum vierten Mal bei ihren Ermittlungen begleiten. Und an die Buchblogger, die fast schon zum Ermittlerteam gehören.